MARK OWEN
KEVIN MAURER

KEIN HELD FÜR EINEN TAG

GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE,
HARTE NIEDERLAGEN –
MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL

HEYNE

MARK OWEN
KEVIN MAURER
KEIN HELD FÜR EINEN TAG
GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE, HARTE NIEDERLAGEN – MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL
HEYNE

MARK OWEN
MIT KEVIN MAURER

KEIN HELD FÜR EINEN TAG

GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE, HARTE NIEDERLAGEN – MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL

Aus dem amerikanischen Englisch von Hannes Meyer,
Alexandra Hölscher und Lisa Kögeböhn

HEYNE

Anmerkung des Originalverlags

Der Autor hat dieses Manuskript dem Defense Office of Prepublication & Security Review (DOPSR) beim US-Verteidigungsministerium zur Ansicht vorgelegt. Im Rahmen der Prüfung wurden einige wenige, für das Buch nicht zentrale Abschnitte entfernt oder umgeschrieben. In einigen Fällen konnte keine Übereinkunft zwischen dem Autor und dem DOPSR erreicht werden – diese Passagen wurden zensiert. Die Namen aller Personen in diesem Buch wurden zu ihrer Sicherheit geändert.

Die in diesem Buch vertretenen Standpunkte sind die des Autors und spiegeln nicht unbedingt die offizielle Linie des US-Verteidigungsministeriums oder der US-Regierung wider.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *No Hero. The Evolution of a Navy SEAL* bei Dutton, USA.

1. Auflage

Copyright © 2014 by Mark Owen
This edition is published in arrangement with Dutton, a member of Penguin Group (USA) Inc.
All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form.
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Innenfotos: Aus der Sammlung des Autors
Redaktion: Michael Neher
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
ISBN 978-3-641-14661-0

www.heyne.de

Inhalt

VORWORT – Vierzig Namen

KAPITEL 1 – Das Recht, das Shirt zu tragen – ZIELSTREBIGKEIT

KAPITEL 2 – Fünfzig Meter weit tauchen, ohne zu sterben – VERTRAUEN

KAPITEL 3 – Die Armlängenwelt – ANGST

KAPITEL 4 – In der Kapuzenbox – STRESS

KAPITEL 5 – Sichere Rückkehr ungewiss – EINE FRAGE DER EINSTELLUNG

KAPITEL 6 – Die Falle – VERTRAUEN

KAPITEL 7 – After Action Review – KOMMUNIKATION

KAPITEL 8 – Shoot, move and communicate – BEZIEHUNGEN

KAPITEL 9 – Folge deinem Partner – VERANTWORTUNG

KAPITEL 10 – Das Unangenehme ist das Angenehme – UNBEHAGEN

KAPITEL 11 – Immer auf die Schuhe achten – ENTWICKLUNG

KAPITEL 12 – Töten – ABSPALTUNG

EPILOG – Letzter Halt des Schnellzuges

BILDTEIL

VORWORT

Vierzig Namen

Ich war zu Hause in Virginia Beach und hatte Bereitschaft, als die SMS kamen.

Es war August 2011, und die Stadt wimmelte von Touristen. Jeden Tag kam ich an Urlaubern auf dem Weg zum Meer vorbei. Ich hielt mich von der Strandpromenade fern, wo die T-Shirt-Läden und Minigolfplätze sonnenverbrannte Feriengäste anlockten. Die Touristen waren ganz auf Freizeit eingestellt, während ich an nichts als Afghanistan und meinen nächsten Einsatz denken konnte.

Die große Show der Würdenträger und Politiker war endlich vorüber, und bei der Aussicht auf eine Rückkehr nach Übersee kam ich mir vor wie ein Hund, der ungeduldig an seiner Leine zerrt. Aber vorher musste ich die Bereitschaftszeit überleben.

Die war das Schlimmste.

Es war ein »Vollgas« nach dem anderen. Einmal die Woche bekamen wir eine Zusammenfassung der neuesten Informationen von den Hotspots der Welt. Das machte es aber nur noch schlimmer. Wir wollten alle arbeiten und Missionen durchführen. Aber während der Bereitschaftszeit konnten wir nur Missionen planen, die wahrscheinlich doch nie anlaufen würden. Auf einem Auslandseinsatz bekamen wir meistens eine Mission, planten sie und führten sie schon ein paar Stunden später durch. Aber die meisten Operationen, in die wir während der Bereitschaft einbezogen wurden, sollten kurzfristig Eventualitäten abdecken, die dann doch nie eintraten. Wir gaben Vollgas, planten die Mission und mussten schlussendlich nur wieder runterbremsen, wenn Washington sich für eine andere Option entschied oder der Hotspot sich von selbst wieder abkühlte. Noch schlimmer war das Ganze, weil wir zwar zu Hause wohnten, aber kaum Zeit für unsere Familie hatten. Wir hielten unsere Lieben immer auf Abstand, weil wir nie wussten,

wann wir vielleicht plötzlich losmussten. Im Kopf steckte ich meine Familie in die gleiche Schublade wie auf einem Einsatz. Auch wenn meine Eltern mich jederzeit anrufen konnten, verhielt ich mich während der Bereitschaft so, als wäre ich eigentlich weg.

Ich weiß, jedem im Team ging es genauso, alle wollten an die Arbeit.

Es war früher Abend, und ich war gerade mit dem Abendessen fertig. Wir sollten auf Bereitschaft nicht trinken oder feiern. Keiner wollte betrunken zu einer möglichen Mission antreten. Ich ging von einem ruhigen Abend vor dem Fernseher aus, als ich eine Reihe SMS über einen Helikopterabsturz bekam.

»In Afghanistan ist ein CH-47 abgestürzt. Unserer?«

So etwas nannten wir »Rumint«, eine Mischung aus echten Nachrichten und Gerüchten, die sich oft als Falschmeldung entpuppten. Diesmal entsprachen sie leider der Wahrheit.

Schon nach der ersten SMS rasten mir die Gedanken durch den Kopf. Wenn es stimmte, spielte es keine Rolle, ob es SEALs, Delta-Force- oder andere Spezialeinheiten waren. Es waren Teamkameraden in demselben Kampf. Ich rief einen guten Freund an, der dem Squadron angehörte, das gerade in Afghanistan war. Er selbst war nicht dabei, weil er sich zu Hause um seine kranke Mutter kümmerte. Vielleicht wusste er ja etwas.

Er hob nicht ab.

Ich klapperte meine Kontakte auf dem Handy ab und rief jeden an, der womöglich Genaueres wusste. Dann kam die Bestätigung.

»Es war unserer.«

Die Nachricht war für mich ein Schock. Ich hatte sofort alle meine Freunde aus dem Squadron vor Augen. Mein Handy summte unablässig, während die Nachricht die Runde machte. Die gleiche SMS kam immer wieder.

»Es war unserer.«

Mir zog sich der Magen zusammen. Ich konnte nicht mehr still sitzen. Ich ging mit gesenktem Kopf in der Küche auf und ab, scrollte mich durch die SMS, wartete auf weitere Neuigkeiten, fürchtete aber jede einzelne. Jeder von meinen Teamkameraden hatte sich unzählige Male für genau so einen Einsatz an genau so einem Ort freiwillig gemeldet. In dem Helikopter hätte auch ich sitzen können. Ich war ja selbst erst ein paar Monate vorher bei einem Helikopterabsturz dabei gewesen. Zu Hause sitzen und auf

Neuigkeiten warten war unerträglich, was unsere Frauen und Freundinnen nur allzu gut wussten.

Nach einer Weile konnte ich einfach nicht mehr allein sein. Ich machte mich auf den Weg zu einem SEAL-Kameraden, der ganz in der Nähe wohnte, und nahm einen Zwölferpack Bier aus dem Kühlschrank mit. Ohne ging es heute einfach nicht.

Die Sonne ging langsam unter, und die Straßen waren leer. Auf dem Weg zu meinem Kumpel sah ich mir die Gegend an. Es war ein Neubaugebiet mit wenigen Bäumen. Große Backsteinhäuser hinter makellos gepflegten Rasen. Am Wochenende schaute ich oft meinen Nachbarn dabei zu, wie sie mähten und die Büsche zur Perfektion trimmten. Dann wirkte die Gegend immer sehr friedlich.

Was ich oder meine Freunde beruflich machten, wussten nur die wenigsten meiner Nachbarn. Sie saßen sicher gerade in ihren Häusern und beschäftigten sich mit Sommerferienplänen, mit ihren Rechnungen oder mit der Frage, welches Baseballspiel sie sich am Abend anschauen würden. Mir wurde klar, wie weit entfernt die Ereignisse in Afghanistan vom Alltag dieser Leute waren. Ich wusste, dass meine Nachbarn uns Soldaten schätzten und unterstützten, aber sie hatten keine Ahnung, wie unsere Arbeit aussah und wie oft meine Teamkameraden ihr Leben aufs Spiel setzten. Der Krieg spielte im Alltag der Leute in den USA keine große Rolle, außer natürlich in den Familien, die auf die Rückkehr eines Angehörigen warteten.

Die anderen würden nie verstehen, welche Opfer die Soldaten Tag für Tag brachten. Daran konnte ich aber nichts ändern, und an diesem Abend spielte es auch keine Rolle. Das Opfer war erbracht worden. Jetzt konnten wir nur noch dafür sorgen, dass es nicht vergessen wurde. Die Kluft zwischen dem Rest des Landes und denen von uns, die täglich ihr Leben riskieren, war mir noch nie so tief erschienen wie an diesem ruhigen Abend.

Als mein Kumpel mir die Tür öffnete, sah ich ihm an, dass er genauso mitgenommen war wie ich. Er nickte nur und winkte mich herein. Ich ging wortlos zum Kühlschrank und stellte das Bier kalt. Wir setzten uns mit zwei Flaschen auf die hintere Veranda und ließen seine Familie im Wohnzimmer.

Ich machte meine Flasche auf und trank einen langen Schluck. Das Bier schmeckte nach nichts. Mich interessierte sowieso nur die Wirkung. Mein Kumpel trank still und ging die SMS auf seinem Handy durch. Wir saßen eine Weile so da. Keiner von uns sprach. Der Helikopter war voll von

unseren Freunden gewesen, und sie waren alle weg. Wir fühlten uns wie gelähmt, weil wir unbedingt etwas tun wollten, aber nichts ändern konnten.

Die Sonne war untergegangen, und auf der Veranda war es stockdunkel. Ich konnte gerade so das Gesicht meines Kumpels im Schatten ausmachen. Er schaltete das Licht nicht an. Wir waren wohl beide dankbar für die Dunkelheit. Das machte das Trauern leichter.

Nach der Osama-bin-Laden-Mission hatten Politiker und Medien monatelang die SEAL-Teams gefeiert. Ich weiß nicht, wie oft ich das Wort »Held« gehört hatte. Wir selbst gehen mit diesem Wort nicht so leichtfertig um, aber nach dem ganzen Theater hatte es jede Bedeutung verloren. Auf einmal waren alle Helden.

Die Schwere des Verlustes spürte ich erst richtig, als die Namen auf dem Display meines iPhones erschienen.

Wir leerten ein Bier nach dem anderen, während wir uns Geschichten über die Männer an Bord des Helikopters erzählten. Wir erinnerten uns an die besten und witzigsten Storys über jeden einzelnen von ihnen. Und es waren nicht wenige. Humor hilft uns durch die härtesten und schlimmsten Zeiten. Wir holten alle Erinnerungen hervor, die uns zum Lachen brachten. Mein Kumpel besorgte gerade zwei neue Flaschen von drinnen, als auf meinem Handy ein Name erschien.

Ray.

Das spürte ich wie einen Schlag in die Magengrube. Ich stellte das Telefon ab und ging auf den Holzbrettern der Veranda auf und ab. Ray hatte ich 1999 in San Diego am Strand kennengelernt. Das war am Anfang von Bud/S, der SEAL-Kampfschwimmerausbildung. Er war in Louisiana auf dem College gewesen. Nach einem Jahr war er aber dem Wunsch gefolgt, SEAL zu werden. Ich dagegen hatte dieser lebenslangen Sehnsucht erst nachgegeben, als ich mit dem College fertig war. Ich weiß noch, wie ich neben Ray auf dem Sand stand und mir die Brandung ansah, während die Ausbilder uns anbrüllten. Er hatte entschlossen und konzentriert ausgesehen. Der ganze Lärm und das Chaos hatten ihm sichtlich wenig anhaben können.

Ray wirkte recht still, bevor man ihn näher kennenlernte. Anders als ich war er ein geborener Sportler. Er hatte auf der Highschool Soccer gespielt und den entsprechend drahtigen Körperbau behalten. Während der Ausbildung erlebte ich immer wieder, wie er fast jede der körperlichen

Herausforderungen meisterte, mit denen die Ausbilder ihn konfrontierten. Er konnte alles. Ob wir schwammen, liefen oder über eine Hindernisbahn rannten – er war immer ganz vorne dabei, egal unter welchen Bedingungen.

Wir schlossen die BUD/S-Ausbildung beide im Dezember 1999 ab. Ray wurde dem SEAL Team Three zugeteilt und ich dem SEAL Team Five. Da wir beide in San Diego stationiert waren, trafen wir uns, so oft es ging. Allerdings sorgten die Einsatzpläne dafür, dass wir meistens am jeweils anderen Ende der Erde waren.

Ray hatte sieben Leben wie eine Katze.

Einige seiner riskantesten Erlebnisse waren legendär geworden. Ein paar Monate, bevor er zum S&T-Auswahlverfahren und Training antrat, war er in den Hals geschossen worden. Er war damals mit SEAL Team Three auf einem sechsmonatigen Einsatz in Guam gewesen. Dort hatte er mit ein paar Freunden in einer Bar Weihnachten gefeiert. Nach einem kleinen Streit mit einer Gruppe Einheimischer wollten Ray und die anderen SEALs zurück auf den Stützpunkt fahren. Sie waren schon im Taxi unterwegs, als einer der Einheimischen aus der Bar sich aus dem Fenster eines anderen Autos lehnte und das Feuer eröffnete.

Die Kugeln krachten durch die Scheiben. Eine durchschlug Rays Hals. Larry, ein anderer SEAL, wurde ins Ohr getroffen, und die Kugel trat durch die Nase aus. Der Taxifahrer raste mit beiden ins Krankenhaus. Ray stillte die Blutung mit seinem Hemd und ging aus eigener Kraft in die Notaufnahme.

Ein paar Monate später trat er zum S&T an. Er war bei mir im Kurs, und wir bestanden beide, aber wie nach BUD/S wurden wir wieder verschiedenen Squadrons zugeteilt.

Jetzt war Ray tot. Ich konnte es immer noch nicht fassen.

Mein Kumpel kam mit der nächsten Runde nach draußen und schreckte mich aus meiner schwermütigen Nachdenklichkeit auf. Wir saßen wieder ein paar Minuten still da. Beide hatten wir das Handy in der Hand und gingen die SMS durch. Aber ich dachte immer noch an Ray.

»Hey. Kennst du das Video von Ray aus Afghanistan?«, fragte ich.

Er lachte vielsagend in sich hinein.

»Das hätte ich nicht überlebt«, sagte er.

Wenn wir morgens zur Arbeit kamen und unsere E-Mails abriefen, wartete meistens ein neues After Action Review (AAR) auf uns. Das ist ein Bericht,

manchmal inklusive einer Videoaufnahme von einer Drohnenkamera, der von allen Teilnehmern einer Mission zusammengetragen wird. Von den Helikopterpiloten über die Datenauswerter bis hin zu den SEALs besprechen alle, was bei der Mission der letzten Nacht richtig gelaufen war und was nicht. Diese AARs werden an alle von uns ausgegeben, ob man dabei war oder nicht, damit man genauso daraus lernen kann wie das Team, das die Mission durchgeführt hat. Bei besonders interessanten Missionen gab es immer viel zu besprechen.

Rays Mission musste man gesehen haben. Sein Squadron war damals in Afghanistan. Seine Einheit stürmte eine Häusergruppe hinter einer Lehmmauer. Als einer der ersten Scharfschützen war Ray auf ein Gebäude in der Nähe geklettert, von wo er einen Überblick über das Gründstück hatte, auf dem der Taliban-Anführer sich versteckte. Von dort oben sollte Ray dem Angriff Feuerschutz geben.

Auf dem Video sah man, wie die Soldaten sich geräuschlos an das Zielobjekt heranpirschten. Das hatte ich selbst auch schon tausendmal getan, also wusste ich genau, wie die Männer sich fühlten. Allein vom Zuschauen bekam ich Herzklopfen. Ich wusste, dass bei ihnen die Sinne auf Hochtouren liefen, während sie nach dem Quietschen einer Tür oder dem Knirschen der Steine unter dem Cheetah-Turnschuh eines Taliban-Kämpfers horchten. Unwillkürlich suchte ich die Mauern der Anlage nach Bewegungen ab.

Ray trat vorsichtig auf, als er Position bezog. Wahrscheinlich ließ ihn jedes Knacken des dünnen Lehmdachs stocken, weil er wusste, dass er beim kleinsten Fehler von den Leuten bemerkt werden würde, die unter ihm im Haus schliefen.

Während die Angreifer sich dem Ziel näherten, wurde plötzlich direkt unter Rays Position eine Haustür von innen aufgestoßen. Dann schob sich die markante Form einer RPG-Panzerbüchse heraus – ein langes Rohr mit einem zapfenförmigen Sprengkopf an der Spitze. Ein paar Sekunden lang passierte nichts. Vielleicht hatte jemand in Rays Gebäude ihn auf dem Dach gehört oder auch die anderen Angreifer. Der Taliban-Kämpfer versuchte wohl, die SEALs in der Dunkelheit auszumachen. Sekunden später raste die Rakete heraus, knapp vor den Angreifern vorbei und detonierte ein Stück weit entfernt.

Der Rückstrahl der RPG verursachte eine so starke Druckwelle, dass das Lehmdach einstürzte. In der Mitte öffnete sich ein riesiges Maul, das Ray verschluckte.

Er landete auf einem Haufen gebrochener Balken und Lehm. Durch die Staubwolken sah er sofort fünf Taliban-Kämpfer mit AK-47-Gewehren und vor die Brust geschnallten zusätzlichen Magazinen. Einige der Männer lagen von der Druckwelle der RPG benommen am Boden.

Ray musste blitzschnell eine Entscheidung treffen: Drinnen bleiben und die fünf Kämpfer erschießen oder raus aus dem Haus, bevor seine SEAL-Kameraden, die ihn womöglich nicht hatten stürzen sehen, das Feuer auf das Haus eröffneten.

Ray entschloss sich für Letzteres.

Er hechtete durch ein Fenster nach draußen. Auf dem Video sieht man ihn vor der Hauswand auf den Boden fallen. Ray rief seinen Kameraden zu, dass er einer von uns war, damit er nicht für einen Taliban gehalten wurde. Dann sieht man, wie er sich zur Seite rollt und seelenruhig eine Handgranate hervorzieht. Er hockt sich unter die Fensterbank und wirft die Granate ins Haus. Auf dem Video wirkt er völlig gelassen. Seine Bewegungen sind geschmeidig und flüssig. Er hatte die Gabe, Unglaubliches ganz einfach aussehen zu lassen.

Dann rollt er sich vom offenen Fenster weg und hechtet in Deckung. Die Granate explodiert, und durch das Loch im Hausdach spritzt eine Schuttwolke hervor. Drinnen werden die Taliban-Kämpfer von den Granatsplittern getötet.

Wie viele von uns hatte Ray seinem Land über zehn Jahre unter ziemlich riskanten Bedingungen gedient. Seine Taten bestärkten die Grundsätze, nach denen wir als Team leben. Und ich weiß, dass dieses Video von Rays Höchstleistungen uns stärker machte und auf lange Sicht Leben rettete.

Ich saß bei meinem Kumpel auf der Veranda und wünschte, ich könnte noch ein einziges Bier mit Ray trinken. Den Rest des Abends unterhielten wir uns über unsere gefallenen Brüder und versuchten, alles andere zu vergessen. Wie sie gestorben waren, spielte keine Rolle. Aber sie waren alle tot.

Tage später drangen Einzelheiten über den Absturz zu uns durch. Wie bei Rays Mission war es wichtig, dass wir daraus lernten. Die Gefallenen waren in der Nacht Teil einer Quick Reaction Force gewesen. Eine QRF ist eine

Bereitschaftseinheit, die oft in der Nähe einer laufenden Mission wartet und kurzfristig als Verstärkung herangezogen werden kann, wenn etwas schiefläuft.

Army Rangers hatten ein Ziel im Dorf Jaw-e-Mekh Zareen im Tangi-Tal in der Provinz Wardak angegriffen. Dieses Ziel war ursprünglich den SEALs angeboten worden, aber sie hatten verzichtet, weil in der Nacht ein heller Mond schien und sie lieber eine dunklere Nacht abwarten wollten. Stattdessen hatten dann die Rangers den Auftrag angenommen.

Sie waren hinter einem hohen Taliban-Anführer her. Fast direkt nach der Landung der Rangers brach ein Feuerkampf aus. Taliban-Kämpfer aus dem ganzen Tal strömten heran, um die Anlage zu verteidigen. Der Kampf tobte mindestens zwei Stunden, bis eine kleine Gruppe Taliban einen Fluchtversuch unternahm. Die Rangers riefen die QRF zu Hilfe, weil sie befürchteten, dass bei der Gruppe der Taliban-Führer und seine Bodyguards dabei waren, und die wollten sie auf keinen Fall verlieren.

Als der Hubschrauber – Rufzeichen Extortion 17 – herankam, wurde er von einer RPG der Taliban-Kämpfer am Heckrotor getroffen. Ray und seine Kameraden hatten keine Chance.

Zwei Tage später behaupteten die Kommandeure in Afghanistan, der Kämpfer, der die RPG abgefeuert hatte, sei von einer Bombe aus einer F-16 getötet worden.

Das machte es aber nicht leichter.

Später machten Gerüchte über eine ausgeklügelte Falle die Runde. Es hieß, die Taliban hätten die SEALs als Rache für die Tötung Osama bin Ladens an den Zielort gelockt und ihren Hubschrauber abgeschossen. Wo auch immer die Wahrheit liegen mochte – der Absturz von Extortion 17 war eine Katastrophe. Die QRF wird eigentlich immer nur dann gerufen, wenn etwas schiefgelaufen ist. Als QRF lebt man gefährlich. Man hat keinen Überraschungseffekt auf seiner Seite, schon gar nicht, wenn man in einer CH-47 Chinook heranfliegt, quasi einem fliegenden Schulbus. Manchmal helfen einem alles Können und Glück der Welt nicht, wenn man an der Reihe ist.

An dem Abend kamen immer mehr Einzelheiten durch, und ich erfuhr von vielen weiteren Teamkameraden, die in Afghanistan ihr Leben gelassen hatten. Achtunddreißig Soldaten waren umgekommen, als die RPG den Hubschrauber Extortion 17 traf. Mehr als ein Dutzend davon waren SEALs.

Der Absturz markierte den Tag mit den meisten Todesopfern des zehnjährigen Krieges in Afghanistan. Der Anblick der flaggenbedeckten Särge auf dem Weg zu den Trauerfeiern hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt.

Natürlich ist Ray nicht der einzige Freund, den ich während meiner vierzehn Jahre als SEAL verlor. In meiner Handy-Kontaktliste stehen vierzig Namen, die ich nie wieder anrufen kann. Seit dem elften September sind weit mehr als vierzig SEALs umgekommen. Aber ich hatte das Privileg, diese vierzig gekannt und mit ihnen gedient zu haben.

Mit ihnen werde ich nie bei einem Bier die Höhepunkte unserer vergangenen Einsätze Revue passieren lassen. Keine Grillpartys oder gemeinsamen Übungen mehr. Alle vierzig waren mehr als nur Kollegen oder Freunde. Sie waren meine Brüder. Jedes Mal, wenn ich meine Kontaktliste durchgehe, fällt mir ein Name auf, der sofort Erinnerungen aufleben lässt.

Wir waren alle mit dem gleichen Traum nach San Diego gekommen. Einer Idee, die einen Jungen aus den Wäldern Alaskas mit einem Surfer aus Kalifornien und einem Schweinezüchter aus dem Mittleren Westen verband, der zu Beginn der Ausbildung zum ersten Mal das Meer sah.

Ich war diesem Traum von der Highschool in Alaska bis zur BUD/S-Ausbildung nachgelaufen. Als ich endlich meinen Dreizack hatte, das legendäre Abzeichen, das SEALs an der Uniform tragen, strebte ich danach, jede Aufgabe zur Perfektion zu erfüllen. Für mich und viele meiner Kameraden war SEAL zu werden erst der Anfang des Traums. Die Bereicherung des Teams, das konstante Streben, sich zu verbessern, und die zuverlässige Unterstützung der Kameraden zur Linken und Rechten wurden für uns quasi zur Religion.

Der Verlust meiner Freunde hat mich nie abstumpfen lassen. Es tat mit der Zeit sogar immer mehr weh. Meine Teamkameraden gaben alles für ihr Land. Sie verbrachten Monate weit entfernt von ihren Familien und anderen lieben Menschen, sie froren in den eisigen Bergen Afghanistans, und manche, wie mein Freund Ray, zahlten den endgültigen Preis. Nicht einer von ihnen hielt sich für einen Helden.

Mir stand eine Entscheidung bevor.

Vierzehn Jahre lang hatte ich daran gearbeitet, der beste SEAL zu werden, der ich sein konnte. Jetzt musste ich mich entweder wiederverpflichten und

in der Navy bleiben, bis ich mir meine Pension verdient hatte – noch sechs Jahre –, oder ich musste gehen und mich neuen Herausforderungen stellen.

Das war die schwerste Entscheidung meines Lebens. Wenn man ein SEAL in einem der besten [redacted]-Teams des Landes war, war das mehr als nur ein Beruf. Es war meine Identität und gab meinem Leben Ordnung und Bedeutung wie sonst kaum etwas. Man kann ja nicht einfach in Teilzeit in Übersee Missionen erfüllen. Wenn ich ging, würde der Zug ohne mich weiterfahren, und fast alles, was ich als Erwachsener gekannt hatte, würde sich für immer verändern.

Ich rang mit der Entscheidung und schlug mir die Nächte mit der Betrachtung meines Werdegangs und der Lehren, die mich geprägt hatten, um die Ohren. Schließlich verließ ich die Navy und suchte mir einen neuen Weg. Ich musste mich neu erfinden.

Die Veröffentlichung meines ersten Buchs warf mich in eine Welt, die ich noch nie erlebt hatte, in der Tausende von Menschen, die ich nicht kannte, auf einmal mit mir reden oder mir zuhören wollten. Die meisten unterstützten mich, aber es gab auch Kritik. Das war eine neue Herausforderung, auf die mich meine SEAL-Ausbildung nicht unbedingt vorbereitet hatte.

Ich hatte dreizehn Auslandseinsätze in dreizehn Jahren gebraucht, um der Soldat zu werden, der ich war, als ich die Navy verließ. Die Schwierigkeit beim Absprung von diesem rasenden Zug lag auch darin, dass ich nicht wusste, ob meine bisherigen Kenntnisse und Fähigkeiten in dieser neuen Welt eine Rolle spielten.

Wenn die Leute von den SEALs hören, stellen sie sich uns als Superhelden vor, die aus Flugzeugen springen und Bösewichte erschießen. Auch das tun wir, aber das allein definiert uns nicht. Wenn wir Fehler machen, versuchen wir es wieder und wieder, bis alles richtig ist. Wir sind keine Superhelden. Wir sind einfach nur hartnäckig.

Es gibt kein Geheimrezept, sondern vor allem harte Arbeit, Entschlossenheit und eisernen Willen.

SEALs sehen sich selbst nicht als etwas Besonderes. Wir streben nur danach, jede kleine Aufgabe besonders gut zu erfüllen. Einer der besten Anführer, den ich kenne, verlangte seinen Untergebenen vor allem Engagement und Teamgeist ab.

»Wie arbeitet ihr?«, fragte er oft.

»Immer mit vollem Einsatz«, war die einzige richtige Antwort.

Wir lernten oft auf die harte Tour, wie man jederzeit seine Bestleistung bringt. Bestleistung heißt miteinander kommunizieren, prüfen, führen, zuhören, lernen und lehren, und zwar Tag für Tag und Jahr für Jahr. Bestleistung heißt nicht nur, dass man mit dreißig Kilo auf dem Rücken einen Kilometer nach dem anderen durch die Berge Afghanistans marschiert, sondern auch, dass man bei Fehlern auf die Kritik der anderen hört. Und das kann oft härter sein, als stundenlang in der kalten Brandung zu liegen.

Als ich in meinem ersten Jahr außerhalb der Navy mit neuen Herausforderungen konfrontiert wurde, dachte ich oft an die Lektionen zurück, die ich im Laufe meiner Zeit als SEAL gelernt hatte, und an die Erlebnisse und Bekanntschaften, die mein Leben für immer geprägt haben. Mir wurde klar, dass die für mich wichtigsten Erlebnisse nicht unbedingt die waren, die zu Hause Schlagzeilen schrieben. Es waren die namenlosen Missionen, in denen wir als Team geprüft wurden und dabei etwas lernten, was uns stärker machte. Es waren die Fehler, die ich in Zukunft vermeiden konnte, da ich sie mit Glück überlebte. Bei den wichtigsten Erlebnissen erfuhr ich, was die Gemeinschaft der SEALs wirklich bedeutete.

Dieses Buch handelt von diesen Erlebnissen und von den daraus gelernten Lektionen, die mich zu dem machen, der ich bin.

Ich hoffe, die Geschichten bieten zusammengenommen einen präzisen Einblick in das Leben und die Arbeit eines SEALs und in die Lektionen, die ich von meinen aktiven wie ehemaligen Teamkameraden lernte.

SEAL sein ist nicht nur ein Beruf, sondern eine lebenslange Verpflichtung, sich und seine Teamkameraden immer wieder neu herauszufordern, in einem Zustand andauernder Evolution zu leben, die eigenen Entscheidungen zu hinterfragen und aus den eigenen Fehlern zu lernen, damit man mit seinem Team so leistungsfähig wie möglich ist.

Die Lektionen, die ich während meiner Zeit als SEAL lernte, sind das Vermächtnis der Männer wie Ray, die wir verloren haben, wie auch aller aktiven und ehemaligen SEALs, die ihr Leben unserem Land gewidmet haben. Viele der Lektionen lernte ich nur aufgrund der Opfer, die meine Freunde brachten. Dieses Buch ist meinen Brüdern gewidmet.

SEALs werden angehalten, den Jüngeren als Mentoren zu dienen und ihnen die gelernten Lektionen weiterzugeben. Mit *Kein Held für einen Tag*

möchte ich meine Leser an dieser Tradition teilhaben lassen.

KAPITEL I

Das Recht, das Shirt zu tragen

– ZIELSTREBIGKEIT –

Es war einfach nur ein schwarzes T-Shirt.
Größe M, hundert Prozent Baumwolle.

Auf der Vorderseite war ein Skelett in einem Taucheranzug abgebildet, das auf einem Strand an Land kroch. Es hatte ein M-16 auf dem Rücken und ein Messer zwischen den Zähnen. Das Skelett kam gerade aus der Brandung – hinter ihm brachen sich dunkle Wellen. Links auf der Brust des T-Shirts befand sich ein SEAL-Dreizack. Der war der einzige Grund, warum ich mir das Shirt besorgt hatte.

Ich weiß noch, wie es mit der Post kam. So etwas war unmöglich in einem Laden in dem kleinen Dorf in Alaska zu bekommen, wo ich aufwuchs. Ich zog es sofort an, als ich es ausgepackt hatte, und trug es seitdem jeden Tag, wenn es nicht gerade in der Wäsche war.

Für alle anderen war es nur mein Lieblingsshirt, aber für mich verkörperte es mein großes Lebensziel. Immer, wenn ich das T-Shirt anzog, war es ein weiterer Schritt auf dem Weg, ein SEAL zu werden. Ich legte es in meinen Koffer und packte meine anderen Klamotten dazu – darunter den geliehenen Anzug mit den passenden Schuhen – und machte mich auf den Weg zum Flugplatz. Ich wollte zu einer Konferenz in Washington für »zukünftige Militärangehörige«. Es war 1992, und bis heute weiß ich nicht, wie ich zu der Einladung gekommen war. Aber wahrscheinlich hatte mich einer der vielen Anwerber eingetragen, mit denen ich darüber geredet hatte, dass ich SEAL werden wollte.

Der Flugplatz draußen vor dem Dorf war unsere einzige Verbindung mit der »Zivilisation«, wenn man überhaupt eine Stadt in Alaska so bezeichnen will. Nach Alaska ziehen die Leute, weil sie sich nach Wildnis sehnen. Wenn man es lieber bequem hat, bleibt man in einem der anderen Staaten.

Ich sah das Buschflugzeug am anderen Ende der Landebahn über die Bäume kommen und landen. Während der Pilot und die frisch eingetroffene Gruppe Jäger ausstiegen, nahm ich neben dem kleinen Ein-Raum-Terminal noch einmal meine Eltern in den Arm.

Die Reise war für mich etwas ganz Neues. Ich hatte Alaska vorher noch nie alleine verlassen. Ich flog auch zum ersten Mal nach Washington, D.C. Aber vor allem war ich aufgeregt, weil ich meinen allerersten SEAL kennenlernen würde.

In meinem Dorf in Alaska wussten alle, dass ich ein SEAL werden wollte. Darüber sprach ich mit meinen Freunden, und davon träumte ich nachts. Ich las jedes Buch über die SEALs, das ich finden konnte.

Von SEAL Team [redacted] erfuhr ich erst aus dem Buch *Rogue Warrior* von Richard Marcinko. Er wurde auch »Demo Dick« und »Shark Man of the Delta« genannt. Er war in Vietnam im Einsatz und gründete später SEAL Team [redacted]. *Rogue Warrior* erzählt die Gründungsgeschichte der Einheit. Wenn man dem Buch glaubt, kann jeder SEAL zweihundert Kilo heben und Glas essen. Ich wollte unbedingt beweisen, dass ich das auch konnte. Aber vielleicht nicht unbedingt das mit dem Glas.

Damals fand ich einfach die Vorstellung cool, ein SEAL zu sein. Ich wusste, dass die Ausbildung hart sein würde, aber ich war zu jung, um zu verstehen, wie hart. Ich ahnte nicht ansatzweise, welche Opfer ich würde bringen müssen. Ich wollte einfach nur so sein wie die Männer, über die ich gelesen hatte. Das reichte mir damals als Motivation.

Ich hatte Glück. Ich fand meinen Lebenszweck schon früh heraus. Vielleicht verstand ich es nicht von Anfang an, aber als ich zum ersten Mal von den SEALs hörte, wusste ich, dass das mein Ziel war, weil ich die Herausforderung wollte. Hätte mich damals jemand gefragt, *warum* ich zur Navy wollte, hätte ich auch Pflichtgefühl genannt, aber nicht als Erstes. Ganz oben auf der Liste stand für mich der Drang, mir zu beweisen, dass ich die härteste Ausbildung durchstehen konnte, die die US-Streitkräfte zu bieten haben. Warum sollte ich mir etwas Einfaches zum Ziel setzen? Das konnte jeder. Rückblickend betrachtet weiß ich nicht, warum ich mich beweisen musste. Ich wusste nur aus den Geschichtsbüchern, dass die SEALs sich immer als die Härtesten und Anspruchsvollsten hervortaten. Wenn ich schon zum Militär ging, konnte ich es auch gleich bei den ganz Großen versuchen, dachte ich mir wohl.

Der Pilot half mir beim Verstauen meines Koffers, und ich ging an Bord. Ich winkte meinen Eltern von dem engen Sitz hinten im Flugzeug, während wir zur Startposition rollten. Meine Eltern waren nicht reich, aber sie hatten mir die Flugtickets bezahlt, und zwei Army-Veteranen aus dem Dorf waren für die restlichen Kosten aufgekommen.

Im Flughafen von Anchorage zog ich wieder einmal den Zeitplan der Veranstaltung aus der Tasche. Vor dem Termin mit dem SEAL musste ich Touren zu den nationalen Monumenten über mich ergehen lassen und mir Vorträge der Army und Air Force anhören.

Aber das war es alles wert, wenn ich danach einen SEAL kennenlernen durfte.

Als ich in Washington ankam, passte ich mich gleich dem Rhythmus der Konferenz an. Wir fuhren zum Pentagon, das in Filmen immer viel cooler wirkt. Eigentlich ist es nur ein Bürogebäude mit einer komischen Form. Außerdem besichtigten wir das Lincoln Memorial und das Vietnam Veterans Memorial. Keins von beiden interessierte mich besonders. Die enorme Anzahl an Namen auf dem Vietnam Veterans Memorial beeindruckte mich zwar, aber das Gefühl verflog schnell wieder, da ich noch nicht solchen Verlust erlebt hatte wie Jahre später im Irak und in Afghanistan. Ich ahnte nicht, dass ich mir eines Tages eine ähnliche Namensliste ansehen und dabei spüren würde, was es hieß, gute Freunde und Teamkameraden zu verlieren. Wenn ich mir heute das Vietnam Veterans Memorial anschaue, weiß ich, was es bedeutet. Damals war ich einfach nur darauf fixiert, ein SEAL zu werden.

Die Konferenz war bis auf die Minute durchgeplant, und wenn ich mich morgens anzog, sah ich immer mein sauber gefaltetes T-Shirt. Das hob ich mir für den SEAL-Vortrag auf.

Der war für einen Nachmittag angesetzt, also lief ich nach dem typischen Sandwich-und-Kekse-Konferenzmittagessen zu dem eingetragenen Tagungsraum. Dort hieß es, der Saal sei voll.

Drinnen waren viele Leute, aber ich konnte immer noch ein paar freie Stühle sehen. Ich versuchte, mit der Frau an der Tür zu reden. Sie war eine der Begleiterinnen, die die ganze Woche über alles für uns organisierten. Ich spürte, dass sie mich reinlassen wollte, aber nicht durfte.

Sie entschuldigte sich, aber sie müsse standhaft bleiben.

Vor der Tür sammelte sich eine kleine Menschenmenge an. Der SEAL-Vortrag war an dem Nachmittag die weitaus interessanteste Option. Durch die Tür konnte ich den uniformierten SEAL mit den jüngeren Begleiterinnen sprechen sehen. Die Zeit lief mir davon. Ich sah mir die anderen Veranstaltungen auf dem Konferenzplan an, aber nichts kam diesem Vortrag nahe. Ich war verzweifelt. Nur für diesen Vortrag war ich fast siebentausend Kilometer geflogen. Für mich war die ganze Reise umsonst gewesen. Ich war am Boden zerstört.

Aber kurz vor Beginn des Vortrags winkte die Frau an der Tür mich heran. Sie sagte, es dürften nun doch noch ein paar Leute hinein, und sie ließ mich durch. Es gab nur noch Stehplätze. Ich stand ganz hinten und wartete auf den Anfang des Vortrags.

Der SEAL trug eine grüne Tarnuniform und eine Sturmhaube, die er sich als Schal heruntergezogen hatte. Seine Hose hatte er in die schwarz-grünen Tropenkampfstiefel gesteckt. Er hatte längere Haare, als man sie von einem Soldaten erwartete. Nicht unbedingt lang für einen Zivilisten, aber doch ganz anders als die Kurzhaarfrisur mit kahl rasierten Seiten, die die Marines tragen. Jahre später wurde mir klar, dass dieser Mann ziemlich großspurig aufgetreten war. Eher protzig als selbstbewusst. Ihm fehlte wohl die Einsicht, dass es nicht unbedingt cool war, den Coolen zu spielen.

Sein Vortrag begann mit den Standard-SEAL-Informationen. Die SEALs sind die wichtigsten Kommandokräfte der Navy. Das Akronym SEAL bezieht sich auf die Fähigkeit, zur See (*se*a), in der Luft (*a*ir) und an Land (*l*and) zu operieren. John F. Kennedy hatte die Notwendigkeit von Kommandokräften für die Guerilla-Kriegführung erkannt und die SEALs zusammen mit den Special Forces der Army geschaffen. Als er 1961 in seiner Rede das Projekt ankündigte, einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen, legte er auch den Plan dar, einhundert Millionen Dollar in die Gründung und Ausbildung militärischer Spezialeinheiten zu investieren.

Die frühen SEALs wurden aus den Rängen der Underwater Demolition Teams der Navy übernommen und in Vietnam eingesetzt, wo sie gemeinsam mit der CIA die Versorgungslinien im Mekong-Delta unterbrachen. Hier bekamen die SEALs auch den Spitznamen »Grüngesichter«, weil sie auf Missionen oft Tarnschminke trugen.

Ich hing dem SEAL den ganzen einstündigen Vortrag lang an den Lippen. Er erzählte Geschichten von der Basic Underwater Demolition/SEALs-

Ausbildung, kurz BUD/S. Er betonte, wie hart sie sei; nichts daran sei leicht, vom Schwimmen im eiskalten Ozean bis zu den zermürbenden Läufen auf weichem Sandstrand. Nach diesen Geschichten sehnte ich mich nur umso mehr nach all dem.

Nachdem der SEAL einige Fragen beantwortet hatte, gab es eine kleine Pause vor der nächsten Veranstaltung. Ich rannte nach oben auf mein Zimmer und zog mir schnell mein schwarzes SEAL-T-Shirt an. Ich wollte ein Foto von mir mit dem SEAL machen lassen, und dazu musste ich natürlich mein Lieblings-T-Shirt tragen. Als ich wieder unten war, sprach der SEAL immer noch mit einigen Zuhörern.

Ich wartete geduldig, bis ich an der Reihe war.

»Hey, kann ich ein Foto mit Ihnen machen lassen?«, fragte ich, als ich ihm die Hand gab.

Er lächelte und legte mir den Arm um die Schulter. Hätte er mich aufgefordert, mir eine Glatze zu rasieren und die ganze nächste Woche rückwärts zu laufen, hätte ich es getan. Kurz bevor eine der Begleiterinnen das Foto schoss, lehnte er sich zu mir herüber und flüsterte:

»Hey, normalerweise gibt's einen gewaltigen Arschtritt für Leute, die SEAL-T-Shirts tragen, aber keine SEALs sind, weißt du?«

Ich lächelte und dankte ihm, wollte aber eigentlich nur noch das T-Shirt ausziehen. Ich rannte wieder aufs Zimmer und stopfte es ganz tief in den Koffer. Ich zog es nie wieder an. Zu Hause legte ich es in meiner Kommode ganz nach hinten. Ich war kein Hochstapler. Ich hatte nur noch nicht die Gelegenheit gehabt, mich zu beweisen. Sein Kommentar hatte zwar wehgetan, aber vor allem weiter meinen Willen bestärkt, SEAL zu werden. Mir war, als hätte ich mich selbst betrogen, als ich das T-Shirt angezogen hatte. Nun war mir klar, dass mein Wunsch, SEAL zu werden, mehr war als nur eine Jugendfantasie. Es war für mich das einzige Ziel, das meinem Leben eine echte Bedeutung und einen echten Zweck gab. Ich wollte mir das Recht verdienen, das T-Shirt zu tragen.

Als mir dieses Ziel klar geworden war, gab ich es nie mehr auf. Meine Eltern hatten mir mitgegeben, dass es wichtig war, einen Lebenszweck zu haben und ihm gerecht zu werden. Sie waren noch jung, als ihrer sie nach Alaska geführt hatte, was große Entbehrungen bedeutete.

Meine Eltern waren Missionare. Ihr Glaube führte sie von Kalifornien nach Alaska, weitab aller städtischen Annehmlichkeiten. Der Alltag in unserem

Dorf war hart, aber das störte meine Eltern nicht. Verglichen mit den Standards der normalen amerikanischen Vororte waren hier alle arm, aber das bedeutete auch ein schlichteres Leben.

Wir wohnten in einem zweistöckigen Haus einhundert Meter von einem Fluss. Von der Haustür aus sah ich so oft Elche, dass es mich nicht weiter beeindruckte. Es gab ein Fernsehprogramm und kein Radio. Wir hatten zwar fließend Wasser und Strom, aber keine Zentralheizung. Im Winter hielt uns nur der wuchtige Eisenofen im Wohnzimmer warm. Mein Vater stand oft mitten in der Nacht auf, um nach dem Feuer zu sehen.

Neben dem Ofen stand ein riesiges Kaminholzregal, um das ich mich im Winter kümmern musste. Ich hackte Holz und stapelte es auf der Veranda. Wenn sich das Regal leerte, holte ich Nachschub von draußen. Das war für mich kein Job zur Taschengeldaufbesserung. Ich wurde nicht bezahlt. Es war einfach Teil der gemeinschaftlichen Bemühung meiner Familie, in Alaska zu überleben.

Eine meiner frühesten Erinnerungen an die Grundschule handelt vom Feuermachen. Wir lernten dort nicht nur lesen und schreiben, sondern alles, was man zum Überleben brauchte. In der dritten Klasse bekam einmal jeder von uns zwei Streichhölzer in die Hand gedrückt und musste mit der Rinde der Bäume hinter der Schule ein Feuer anfachen. Es musste so groß werden, dass es uns an einem Wintertag warm halten konnte. So sollten wir alle Survival-Skills lernen, die wir brauchten, falls wir einmal einschneiten oder uns verliefen. Die Wildnis Alaskas, also auch schon der Schulweg allein, kann sehr gefährlich sein, wenn man sich nicht auskennt.

Meine Highschool bestand aus sechs Klassenzimmern entlang eines einzigen Flurs. Die siebte bis zwölfte Klasse zusammengenommen, waren wir ungefähr siebzig Kinder. In meiner Abschlussklasse waren wir zu dritt. Ich war am Ende zwar Jahrgangsbester, aber fragt mich bitte nicht nach meinem Notendurchschnitt. Meine Interessen lagen eher außerhalb der Schule.

Ich ging bei jeder Gelegenheit jagen. Schon als Teenager ließ mein Vater mich mit unserem Boot den Fluss hinauf campen und jagen fahren. Ich war am liebsten draußen und aktiv, was wohl auch mit zu meinem Wunsch führte, SEAL zu werden. Ich wollte mich nie mit Ampeln und Staus herumärgern und jeden Tag einen Anzug tragen müssen. Die Vorstellung,

den ganzen Tag irgendwo im Büro zu sitzen, wirkte auf mich wie ein Todesurteil.

Mein erstes Sturmgewehr kaufte ich meinem Geschichtslehrer ab. Es war ein AR-15, die zivile Version des militärischen M-4. Das Geld hatte ich mir mit kleinen Arbeiten im Dorf und mit einem Sommerferienjob auf dem Bau verdient. In einer Pause gab ich meinem Lehrer die siebenhundert Dollar und stellte das Gewehr erst mal in meinen Spind. Als die Schulglocke läutete, schnallte ich es hinten auf mein Schneemobil und fuhr nach Hause. Ja, im Winter fuhr ich wirklich mit dem Schneemobil zur Schule.

Was wir nicht aus der Natur bekamen, kauften wir in den beiden Läden des Dorfes oder bei unserer halbjährlichen Fahrt nach Anchorage. Weil wir so weit weg von Anchorage wohnten, waren Lebensmittel teuer. Im Dorf kostete eine Gallone Milch sechs Dollar, also kauften meine Eltern das günstigere Milchpulver.

Es war in Rieseneimer verpackt, die auf dem Küchentresen viel zu viel Platz weggenommen hätten. Deshalb füllte meine Mutter immer kleinere Mengen in Plastikbeutel ab, wie sie es auch mit dem Waschpulver und anderen losen Vorräten machte.

An einem Morgen füllte ich mir eine große Schüssel mit Cornflakes, während meine Mutter am Herd Pfannkuchen für meinen Vater machte. Der Teig ging dick und luftig auf.

Ich goss Milch über die Cornflakes und aß, aber es schmeckte nicht richtig. Als ich umrührte, schäumte es etwas. Ich stand auf und wollte die Schale auskippen, aber mein Vater hielt mich auf.

»Iss auf«, sagte er. »Das Milchpulver schmeckt eben manchmal ein bisschen komisch.«

»Das ist nicht alles«, widersprach ich. »Das hier schmeckt säuerlich und nach Seife.«

»Du musst dich eben dran gewöhnen«, sagte mein Vater.

Wirklich gemocht hatte ich das Milchpulver noch nie, aber diesmal stimmte wirklich etwas nicht. Ich würgte die Schale einen Löffel nach dem anderen runter. Bald schmeckte ich bis auf die säuerlich-seifige Milch gar nichts mehr. Als ich aufgegessen hatte, bekam mein Vater seine Pfannkuchen. Er spuckte gleich den ersten Bissen wieder aus.

»Was ist denn mit denen los?«, fragte er meine Mutter.

Sie wandte sich von den Pfannkuchen für meine Schwester ab und rührte den Teig kurz um. Dann roch sie an der Plastiktüte mit dem »Milchpulver«.

»Ich glaube, das war Waschpulver«, sagte sie kleinlaut und grinste. »Kein Wunder, dass der Teig so geblubbert hat.«

Sie lachte, und auch mein Vater fing an. Als sie verstanden, dass ich gerade eine ganze Schale Cornflakes mit Seifenwasser gegessen hatte, konnten sie sich kaum noch halten. Ich wollte mitlachen, bekam davon aber Bauchschmerzen.

Meine Mutter kippte den Teig weg und fing noch einmal an. Als sie mir eine neue Schale Cornflakes anbot, lehnte ich ab. Mein Magen rumorte, und ich hatte den ganzen Tag einen Blubberbauch.

Das Leben in Alaska war hart, und zwar nicht immer nur, weil ich Seifenmilch zum Frühstück bekommen hatte. An meiner Jugend war nichts normal, aber meine Eltern wussten um die Entbehrungen, auf die sie sich eingelassen hatten. Niemand hatte sie gezwungen, in einem Dorf in der Wildnis Alaskas zu wohnen und widerliches Milchpulver runterzuschlucken. Sie hatten dieses harte Leben gewählt, weil das die einzige Möglichkeit war, ihren Lebenszweck zu erfüllen, nämlich als Missionare ihren Glauben zu verbreiten. Diese Hingabe hat wohl auf mich abgefärbt. Von ihnen habe ich die Werte, die ich brauchte, um mich in der Navy hervorzutun.

Meine Eltern wiesen mir einen Weg, der in der Gegend nicht üblich war. Normalerweise verließ niemand das Dorf. Die meisten arbeiteten im Sommer irgendwo auf dem Bau und lebten den Winter über von ihren Ersparnissen und dem, was die Natur für sie bereithielt. Meine Eltern hielten mich an, mir hohe Ziele zu stecken und meinen eigenen Weg zu finden. Ich war unter meinen Altersgenossen einer von sehr wenigen, die Pläne für eine Zukunft außerhalb des Dorfes schmiedeten.

Mein Vater war immer fair und drängte mich nie zu mehr als dem, was ich seiner Meinung nach schaffen konnte. Als er mich also bat, es zumindest ein Jahr lang auf dem College zu versuchen, bevor ich zur Navy ging, musste ich ihm den Wunsch erfüllen. Er gehörte zur Vietnam-Generation und wollte nicht, dass mir etwas zustieß. Andererseits verstand er sicher auch meinen Willen zu dienen, weil er für seine Missionsarbeit den gleichen Eifer verspürte.

Also schlossen wir einen Pakt.

Nach dem Highschool-Abschluss schrieb ich mich an einem kleinen College in Südkalifornien ein, an dem ich mindestens ein Jahr bleiben würde. Aber ich hatte nicht vor, auch nur einen Tag länger zu warten. Gleich danach würde ich mich verpflichten und in die BUD/S-Ausbildung gehen.

Das Jahr verging wie im Flug, denn mein Vater hatte recht gehabt: College brachte Spaß. Das Leben außerhalb des Dorfs war toll. Mein Notendurchschnitt brach keine Rekorde, aber es ging mir gut, und ich lernte neue Leute kennen. Ich hatte meinem Vater zwar nur ein Jahr versprochen, aber ich blieb dann doch und machte meinen Abschluss.

An meinem College gab es kein Navy Reserve Officers' Training Corps (ROTC) Programm, und die Programme in der Nähe hatten kein Partnerschaftsabkommen mit uns. Dafür nahm das Programm der Army an der California State University, Fullerton, Studenten benachbarter Colleges auf, also meldete ich mich dort an.

Das ROTC ist ein Offiziersprogramm an manchen Universitäten. Die Studenten belegen gemeinsame militärwissenschaftliche Kurse, trainieren und marschieren zusammen. Üblicherweise tragen die ROTC-Studenten auch an einem Tag pro Woche die Uniform zur Uni. Ich ging also immer tagsüber zu den Kursen an meinem College und fuhr hinterher zu den militärischen Veranstaltungen und Kursen an der California State University am anderen Ende der Stadt. Dabei wollte ich gar kein Offizier bei der Army werden. Ich wollte nur überhaupt beim Militär dabei sein. Ich trug die Uniform gerne – sie machte mich stolz.

Nach meinem ersten Jahr boten die ROTC-Ausbilder mir einen Kurs an der United States Army Airborne School in Fort Benning, Georgia, an. Ich hatte mich im ersten Jahr besonders hervorgetan, und sie rechneten wohl damit, dass dieser Bonus mich nicht nur in ihrem Programm halten, sondern mich sogar von einem Stipendium und einer Zukunft als Army-Offizier überzeugen würde.

Ich ging auf die Jump School, wie die meisten Leute die Fallschirmspringer-Ausbildung nennen. Aus allen meinen Büchern wusste ich, dass die SEALs einen nach der BUD/S-Ausbildung direkt zur Fallschirmausbildung schickten. Für mich war das also eine Gelegenheit, diesen dreiwöchigen Kurs vorzeitig abzuhaken. Bevor es losging, ließ ich mir die Haare so kurz schneiden wie alle meine ROTC-Kommilitonen.

Am ersten Morgen standen wir bei Sonnenaufgang auf und traten auf dem Exerzierplatz der Kaserne an. Die Sonne stieg gerade über die Kiefern, und die Luft war feucht und drückend. Schon bei der zweiten Übung war mein graues Army-T-Shirt durchnässt.

Alle sahen gleich aus – graue T-Shirts, schwarze Shorts, Kurzhaarfrisuren mit rasierten Seiten – bis auf ein kleines Grüppchen Typen mit längeren Haaren und braunen T-Shirts. Als nach dem Sport alle ihre normalen Uniformen angezogen hatten, sah ich, dass diese Männer US-Navy-Namensschilder über der linken Brusttasche hatten. Es mussten also SEALs sein.

Die SEALs hielten zusammen. Einmal ermahnten die Ausbilder einen SEAL und befahlen ihm zur Strafe zehn Liegestütze. Sobald der SEAL dazu ansetzte, gingen auch seine Freunde auf den Boden, machten mit und zählten im Chor die Wiederholungen: »Eins, zwei, drei …« Niemand von den anderen wagte sich an sie heran, dabei wollte ich sie doch so gerne über BUD/S ausfragen.

Ehrlich gesagt wollte ich unbedingt zu ihnen gehören.

In der zweiten Ausbildungswoche kam ich endlich mit einem der SEALs ins Gespräch. Ich saß beim Mittagessen, und der letzte freie Platz war bei mir gegenüber. Erst nickten wir uns nur zu. Ich war völlig eingeschüchtert. Aber nach ein paar Bissen sprach der SEAL mich schließlich an.

»Hey, Alter, kann ich dich mal was fragen?«

Er sah nicht aus wie der SEAL in Washington, er war schmaler und hatte kürzere Haare. Er war drahtig und wirkte selbstsicher, aber nicht arrogant.

»Klar«, sagte ich.

Ich war ziemlich aufgeregt, weil ich endlich mit einem der SEALs redete. Eigentlich wollte ich *ihm* doch unendlich viele Fragen stellen, zumal er gerade aus der Ausbildung kam. Aber während ich meine Zukunft sah, sah er nur einen weiteren Kadetten, der zwischendurch drei Wochen lang Army spielte.

»Was hat's mit der Raspelfrisur auf sich?«, fragte er. »Das versteh ich einfach nicht. Warum lauft ihr alle so rum?«

Ich setzte die Gabel ab.

Ich konnte nicht glauben, dass er mir diese Frage stellte. Sie war wohl gar nicht gemein oder abfällig gemeint, sondern ehrlich neugierig, was es

eigentlich nur noch schlimmer machte. Hätte er sich über mich lustig gemacht, hätte ich wenigstens einen Grund gehabt, sauer zu werden.

»Keine Ahnung, Mann«, sagte ich. »Keinen Schimmer.«

Ich wechselte sofort das Thema auf BUD/S. Ich wollte wirklich nicht über etwas reden, was ich nicht richtig verstand. Das war mir unangenehm und sogar etwas peinlich.

Am Ende des Gesprächs hatte ich mich entschieden. Ich war durch mit der Army . Ich fuhr zurück nach Kalifornien, gab meine Uniform und meine gar nicht mehr blank geputzten Stiefel zurück. Auch meine Raspelfrisur wuchs langsam wieder heraus.

Als ich mit dem Papierkram fertig war, hielt mich einer der Offiziere der Einheit auf.

»Hey, Mann, willst du uns echt verlassen? Wir brauchen gute Kadetten und wollen dich nicht verlieren.«

»Ich kann das einfach nicht«, erwiderte ich schließlich.

Er wollte mich überzeugen.

»Du bist ein großartiger Kadett. Wir schicken nur die Besten auf die Jump School.«

Ich freute mich über das Kompliment, wollte aber einfach nicht in der Army sein.

»Ich will ein SEAL werden«, erwiderte ich. »Das ist schon mein Traum, seit ich klein war.«

Ich ging ein Risiko ein. Wenn ich das ROTC verließ, gab ich damit die Chance auf ein Stipendium auf. Aber das war es wert. Manchmal erreicht man sein Ziel nur, wenn man alles riskiert. Wie meine Eltern, die nach Alaska zogen, weitab ihrer Familien und anderer Unterstützungen, weil sie ihre Ziele erreichen wollten. SEAL werden war jetzt nicht mehr nur irgendeine fixe Idee, die ich cool fand. Es war für mich das Ideal geworden, nach dem sich alle meine Lebensentscheidungen richteten.

Ich bin mir sicher, dass es bei vielen meiner zukünftigen Teamkameraden genauso war. Wir alle wollten Teil von etwas Größerem sein. Ich war vom Weg abgekommen und hatte das aus den Augen verloren, was ich wirklich wollte.

Als ich schließlich meinen Verpflichtungsvertrag bei der Navy unterschrieb, musste ich mich für eine »A« School entscheiden und damit die Verwendung festlegen, die ich ausüben würde, falls ich die BUD/S-

Ausbildung nicht schaffte und kein SEAL werden konnte. Der Anwerber wollte mich als Atomkraftspezialisten einsetzen, der an den Reaktoren der U-Boote und Flugzeugträger arbeiten würde. Die Ausbildung dauerte achtzehn Monate. Wahrscheinlich bekamen die Anwerber einen Bonus, wenn sie Leute in die unbeliebtesten Programme steckten, aber so lange wollte ich vor dem Beginn von BUD/S nicht warten.

»Welche Ausbildung ist die kürzeste?«, fragte ich.

Er blätterte seine Akten durch und fand eine Tabelle mit den Kurzangaben aller verschiedenen Verwendungen. Er ließ den Finger daran hinablaufen, hielt dann inne und sah zu mir hoch.

»Torpedoabteilung. Sieben Wochen«, sagte er. Er hatte wohl akzeptiert, dass er mich nicht für die Nuklearausbildung eintragen und seine Zahlen damit aufbessern konnte.

Stattdessen würde ich knapp zwei Monate lang Torpedos wachsen, bevor ich hoffentlich zu BUD/S gehen konnte. Ich zerbrach mir nicht großartig den Kopf, was wäre, wenn ich es nicht schaffte. Vier Jahre in der Torpedoabteilung hätten mich krank gemacht – wahrscheinlich hätte ich dann die Navy ganz hingeschmissen. Ich hatte keinen Plan B.

Ich hatte mir höhere Ziele gesteckt, als es die meisten Leute für einen Jungen aus Alaska für möglich gehalten hätten, aber ich wusste, dass ich es schaffen oder beim Versuch sterben würde. Ich wollte nicht irgendwann alt sein und bereuen, es nie versucht zu haben.

Es beruhigte mich, dass ich endlich auf mein großes Ziel hinarbeitete. Aus meiner Jugend war ich Entbehrungen gewöhnt. Meine Eltern hatten mir gezeigt, wie es war, für etwas Größeres zu leben. Als ich mich beim ROTC angemeldet hatte, hatte ich das Ziel aus den Augen verloren. Erst das Gespräch beim Mittagessen während der Jump School hatte mich wieder auf den richtigen Weg geführt. Wenn ich in den Spiegel schaute, sah ich jemanden mit dem Willen und der Disziplin, es zu packen. Jemanden, der sein Ziel vor Augen hatte. Ich brauchte nur die Gelegenheit, das zu beweisen. Nichts in meinem Leben würde sich richtig anfühlen, bevor ich es nicht versucht hatte.

»Sieben Wochen«, sagte ich. »Tragen Sie mich ein.«

KAPITEL 2

Fünfzig Meter weit tauchen, ohne zu sterben

– VERTRAUEN –

Draußen trieb Eis auf dem Wasser. Ich zog den Reißverschluss meines Trockenanzugs zu und schaute aus dem Hotelfenster.

Seit wir am Morgen die blutige Seelöwenleiche am Ufer gesehen hatten, starrte ich immer wieder aufs Meer hinaus. In der Seite des Tiers klaffte eine riesige Wunde, und das Eis in der Nähe war rot gefärbt. Die Verletzung stammte von einem Schwertwal, hatten uns die Einheimischen erklärt. Das wäre so schon spannend gewesen, aber in einer knappen Stunde würde ich mit meinen SEAL-Teamkameraden dort ins Wasser steigen, um eine Bombe an einem US-Navy-Schiff anzubringen.

Immerhin war der Schwertwal jetzt wohl satt.

Ich war ein frisch gebackener SEAL und hatte die BUD/S-Ausbildung neun Monate zuvor abgeschlossen. Ich freute mich, dass mich diese Übung mal wieder nach Alaska geführt hatte. Das Szenario war ziemlich einfach. Mein SEAL-Platoon war für die Feinddarstellung ausgewählt worden – wir mussten die Bösen spielen. Wir sollten ein amphibisches Angriffsschiff überfallen, das in Ketchikan an der Pieranlage lag. Wir mussten uns so nah an das Schiff vorarbeiten, dass wir Ortungsgeräte anbringen konnten. Das Schiff und die Umgebung wurden von der Crew und einer kleinen Abordnung Army-Soldaten bewacht. Sie sollten nach Bedrohungen wie uns Ausschau halten.

Auf der Pieranlage lagen dreißig Zentimeter Schnee, und die Wassertemperatur lag knapp über dem Gefrierpunkt. Ich hatte mich mit warmen Klamotten in den Trockenanzug gezwängt und schwarze Tarnschminke aufgetragen.

Einer meiner Teamkameraden klopfte an die Zimmertür, also griff ich meine Ausrüstung und folgte ihm. Unser Angriffsteam von vier Mann – alle

in Trockenanzügen und mit Tarnschminke im Gesicht – traf sich auf dem Hotelparkplatz und kletterte hinten in einen Umzugslaster. Wir waren die Neuen im Platoon.

Als wären das dunkle, kalte Wasser und der seelöwenfressende Schwertwal noch nicht schlimm genug, mussten wir uns auch noch um Flipper sorgen machen, den Killerdelfin, der in der Tiefe auf uns lauerte.

Kein Witz.

Die Navy setzt abgerichtete Tümmler ein, die Taucher angreifen. Sie gehören zum US Navy Marine Mammal Program, in dem Delfine und Seelöwen trainiert wurden, Minen aufzuspüren und Häfen und Schiffe zu verteidigen. Die Vereinigten Staaten und Russland haben beide Millionen für solche Programme ausgegeben. Die Delfine wurden im Golfkrieg und bei Operationen vor der irakischen Küste eingesetzt. Das russische Programm wurde Ende der Neunzigerjahre aufgegeben, und es heißt, deren Killerdelfine seien an den Iran verkauft worden.

Die Navy hatte in beheizten Tanks drei Delfine von San Diego nach Alaska hochgeflogen, die uns jagen sollten. An jedem Ende des Zielschiffs war ein Delfin in einem Käfig postiert, und der dritte schwamm frei herum. Die beiden in den Käfigen sollten per Sonar Taucher aufspüren und dann auftauchen und eine Glocke am Käfig läuten. Dann würden ihre Trainer per Funk den Patrouillenboten Bescheid geben, dass sie nach uns suchen sollten.

Wenn der frei schwimmende Delfin einen Taucher fand, griff er ihn an und zwang ihn zum Auftauchen. Wir mussten also damit rechnen, dass ein Delfin uns immer wieder mit voller Wucht die Nase in die Rippen stieß, bis wir auftauchten. Im eiskalten, tintenschwarzen Wasser mitten in der Nacht ist es sowieso nie allzu angenehm, aber mit diesen Gedanken im Hinterkopf wirkte alles noch ein bisschen unheimlicher.

Ein paar Stunden, bevor wir ins Wasser gingen, hatten sich zwei unserer Teamkameraden in Zivil mit zwei Druckluftflaschen auf einem benachbarten Steg dem Schiff genähert, so weit es ging. Dort hatten sie die Ventile gerade eben so weit aufgedreht, dass ein bisschen Luft entwich. Sie vertäuten die Flaschen an der Reling, senkten sie ins Wasser und gingen wieder. Die Luftbläschen sorgten für ein Hintergrundgeräusch unter Wasser, das uns übertönen sollte.

Wir fuhren auf den Fluss zu, der bei der Stadt in den Meeresarm mündet. Wir holperten über die ausgefahrenen Straßen Ketchikans. Ich hörte unsere Ausrüstung gegen die Wände des Umzugswagens scheppern. Niemand sprach. Ich war nervös. Ich war nicht der beste Schwimmer, und sich unter Wasser im Stockdunkeln zu orientieren, während ein Killerdelfin hinter einem her war, würde nicht einfach werden. Aber weder die Delfine noch der Schwertwal bereiteten mir die größten Sorgen, sondern vielmehr der Weg zum Schiff.

Ein Teil der Stadt stand auf der Holzpierkonstruktion, an der auch das Schiff festgemacht hatte. Der konventionelle Angriffsweg wäre der gewesen, in den Meeresarm hinauszuschwimmen, wo aber die Delfine postiert waren. Deshalb hatten wir uns dazu entschlossen, unter der riesigen Pieranlage hindurchzuschwimmen. Wenn wir so den Fluss hinabkamen, würden die massigen Pfähle unsere Bewegungen verdecken. Das hieß aber auch, dass wir durch ein stockdunkles Labyrinth aus Pfählen und Abfall schwimmen mussten. Wir konnten keine Taschenlampen benutzen, weil wir den Delfin unter und die Wachen am Kai über uns nicht alarmieren wollten. Wir durften nur leise von einem Pfahl zum nächsten gleiten und uns über den Tastsinn allein orientieren.

Der Lastwagen bremste, und wir hörten den Fahrer – einen weiteren Teamkameraden – mit einem Wachmann reden. Hinten hielten wir alle den Atem an, und mein Puls beschleunigte sich. Wenn der Wagen durchsucht wurde, war die Mission gelaufen. Wir standen zwar nur ein paar Sekunden, aber die kamen uns lang vor. Wahrscheinlich staute sich der Verkehr am Kontrollpunkt. Schließlich heulte der Motor wieder auf, und wir fuhren ans Flussufer.

Wir wurden langsamer und hielten. Der Fahrer stellte den Motor ab und öffnete einen Augenblick später die Hecktür. Ich stieg mit den anderen drei Tauchern aus, und wir marschierten durch den Schnee zum Wasser.

Wir verbanden jeweils zwei von uns mit einer Leine, damit niemand verloren ging. Ich würde nie weiter als anderthalb Meter von meinem Partner entfernt sein. Wir wateten ins Wasser. Ich atmete zweimal langsam und tief durch, nahm den Atemregler in den Mund und glitt in den Fluss. Mit aufgesetzter Tauchmaske und einsatzbereiter Ausrüstung gaben wir einander noch ein kurzes Daumen-hoch-Zeichen, bevor wir im eisigen

Wasser untertauchten. Ich keuchte fast, als es mir über das Gesicht und den Kopf stieg. Sekunden später war alles tintenschwarz.

Ich hasse tauchen, dachte ich.

Ich war nervös. Es war eine meiner ersten Missionen – natürlich war es nur eine Übung, aber wir befanden uns in einer unkontrollierbaren Umgebung mit echten Gefahren –, und im Wasser war mir nie ganz wohl. Klar bedeutet die Arbeit als SEAL auch Tauchmissionen, aber vor denen hatte ich trotzdem immer Angst. Die Teile der BUD/S-Ausbildung, die im Wasser stattfanden, waren nie leicht für mich, während die langen Läufe und die vielen Liegestütze mir nichts ausmachten. Ich war kein Surfer. Ich war nicht mal ein Schwimmer. Dazu hatte ich als Kind in Alaska nur selten die Gelegenheit gehabt.

Als ich fast ein Teenager war, forderte mein Vater mich heraus, einmal durch den Fluss bei uns vor dem Haus zu schwimmen. Während ich langsam vorwärtskam, trieb ich mit der Strömung. Als ich endlich auf der anderen Seite ankam, befand ich mich vierhundert Meter flussabwärts. Eine weitere Strecke war ich vor der BUD/S-Ausbildung überhaupt noch nicht geschwommen. Als ich während BUD/S zu der Prüfung antrat, bei der man fünfzig Meter weit tauchen musste, war mir genauso mulmig wie später unter dem Kai in Alaska.

Die Prüfung im Fünfzig-Meter-Weittauchen ist eine der ersten großen Hürden bei BUD/S. Bei uns war das an einem sonnigen Junitag. Die anfänglichen Wolken hatten sich verzogen und den Blick auf den blauen Himmel freigegeben. Das Schwimmbecken befand sich in der Nähe unseres BUD/S-Ausbildungsbereichs auf der Naval Base Coronado, die San Diego gegenüber auf der anderen Seite der Bucht liegt.

Unsere Gruppe joggte am Morgen zum Schwimmbecken. Vorher hatten wir schon stundenlang in der kalten Brandung trainiert und waren kilometerweit über den Sand gelaufen. Jeder von uns wusste, dass die Prüfung anstand, und man spürte von allen Seiten die Nervosität. Wir drängten uns am einen Ende des Beckens zusammen, alle in hellbraunen Shorts, mit nacktem Oberkörper und barfuß, und hörten uns die Sicherheitsbelehrung an.

»Wenn Sie in der Ausbildung bleiben wollen, müssen Sie diese Prüfung bestehen«, erklärte der Ausbilder. »Bleiben Sie so entspannt wie möglich.«

Die Zeit wurde nicht gestoppt. Wir mussten in einem vier Meter tiefen Becken fünfzig Meter weit tauchen – eine Bahn hin und wieder zurück, ohne zwischendurch Luft zu holen. Über und unter uns waren Rettungsschwimmer postiert. Auch Ärzte und ein Rettungswagen standen für den Notfall bereit.

Auf dem Papier war die Prüfung ganz einfach. Bis die Ausbilder uns die Details erklärten. Wir durften nicht vom Rand springen. Wir mussten so weit reingehen, dass wir unter Wasser einen Salto drehen konnten, also musste man aus dem Stillstand ohne jeden Schwung starten.

Das gehörte zur ersten Phase von BUD/S, in die auch der zermürbende fünfeinhalbtägige Abschnitt fiel, der Hell Week genannt wurde. Während der Hell Week schläft jeder Kandidat insgesamt nur ungefähr vier Stunden, läuft über dreihundert Kilometer und trainiert über zwanzig Stunden am Tag.

Bei BUD/S trimmt man Körper und Geist auf größere Leistungen, als man es jemals für möglich gehalten hätte. Das ist die erste große Herausforderung in der Laufbahn eines SEALs. Das SEAL-Motto: »Der einzige leichte Tag war gestern« würde uns sehr schnell einleuchten.

Damals wusste ich es wohl noch nicht, aber BUD/S besteht aus mehreren Bausteinen. In der ersten Phase gibt es die Weittauchprüfung und die Hell Week, in der zweiten Phase die Tauchausbildung und am Ende die Waffen- und Sprengstoffausbildung. Man fängt also mit kleinen Schritten an und geht dann zu den Sachen über, die einen umbringen können, wenn man etwas falsch macht. Man muss jede Phase bestehen, sonst ist man draußen.

Ich wusste, dass Schwimmen nicht unbedingt meine Stärke war, da ich aus Alaska kam. Mein SEAL-Kumpel auf dem College hatte mir Brust- und Seitenschwimmen beigebracht, und mehr hatte ich nie gebraucht. Ein Semester lang hatte ich mit dem College-Schwimmteam trainiert. Aber von allen Prüfungen während BUD/S bereitete diese mir die größten Sorgen. Hier hieß es alles oder nichts. Egal wie müde oder nervös ich war oder wie viel Angst ich hatte, ich durfte nicht an mir zweifeln. Ich musste es schaffen.

Nach der Sicherheitsbelehrung saßen wir mit unseren Shorts in Reihen – Sack an Arsch, wie es bei uns heißt. Hinter mir hörte ich, wie die ersten meiner Kurskameraden ins Wasser sprangen. Am Abend vorher hatten alle Ratschläge ausgetauscht. Wir hatten darüber gesprochen, wie man tief genug blieb. Ich wollte nicht knapp unter der Oberfläche tauchen, weil die

Versuchung dann zu groß wäre, einfach mal kurz Luft zu schnappen. Ich wollte in gut zwei Metern Tiefe bleiben.

Wir schwiegen, während wir warteten, aufgerufen zu werden. Ein paar Minuten, bevor ich ans Becken geholt wurde, atmete ich zweimal tief durch. Ich wollte im Kopf alles verlangsamen, damit ich mich entspannte und konzentrierte.

»Das ist einfach«, sagte ich mir, als ich vortrat. »Die Ausbilder haben es auch alle geschafft. Es ist machbar. Ganz ruhig.«

Als ich dran war, ließ ich mich mit den Füßen zuerst ins Wasser gleiten und verschwand unter der Oberfläche. Ich ging mit dem Kopf runter und gab mit den Beinen Schwung, sodass ich einen Salto drehte. Das Wasser stieg mir in die Nase, und ich musste einen Teil meiner letzten Atemluft hinausblasen. Von Anfang an war mir unwohl.

Ich schob die Hände nach vorne und schwamm im Bruststil auf das andere Ende des Beckens zu. Es sah weiter aus als fünfundzwanzig Meter. Es kam auf die Strecke an, nicht auf die Zeit. Ich hetzte mich nicht. Stattdessen konzentrierte ich mich auf langsame, gezielte Züge. Bei uns heißt es manchmal: »Langsam ist geschmeidig, und geschmeidig ist schnell.« Dafür war ich gerade der lebende Beweis, wie ich unter Wasser voranglitt.

Körperlich ging es mir gut, aber ich machte mir Sorgen, weil die Wand so weit weg aussah. Am Grund des Beckens sah ich einen der Ausbilder. Er hatte ein Atemgerät im Mund und eine Druckluftflasche auf dem Rücken. Er beobachtete uns von unten und konnte uns jederzeit retten, falls etwas passierte.

Oben folgte mir ein anderer Ausbilder mit Tauchmaske und Schnorchel. Er sah aus wie ein Raubfisch, der jederzeit auf seine Beute herabstürzen konnte.

Die ganze Strecke dauert nur vierzig Sekunden bis zu einer Minute, aber sie kam mir länger vor. Meine Lunge gab mir zu verstehen, dass ich Luft brauchte, und mein Kopf drängte mich aufzutauchen. Als ich die Wand erreichte, drehte ich mich und stieß mich mit den Beinen mit aller Kraft ab. Es tat gut, für den Rückweg etwas Schwung zu haben.

Jetzt konnte ich das Brennen in der Lunge nicht mehr ignorieren. Bald würde ich mit dem »Halsrecken« anfangen. Das ist die erste Phase, bevor man das Bewusstsein verliert. So ähnlich wie ein Würgereflex. Ich merkte, dass mein Kopf vor und zurück schnappte, als mein Körper versuchte, mich zum Atmen zu zwingen. Langsam bekam ich Panik, die ich aber sofort

wieder verdrängte. Stattdessen konzentrierte ich mich weiter auf die langsamen, gezielten Züge, die mich der Wand näher und näher brachten.

»Einfach weiterschwimmen«, beschwor ich mich. »Einfach weiterschwimmen.«

Aber ich bekam das Schnappen nicht unter Kontrolle. Das war keine Kopfsache mehr. Mein Körper wehrte sich. Meine Lunge brannte, als wollte sie mir aus der Brust herausbrechen. Die Panik wurde stärker, und meine Konzentration ließ nach. Es ist unnatürlich, seinem Körper die Luft zu verwehren. Wir sind aufs Überleben ausgelegt, und das geht ohne Sauerstoff nicht.

Aber ich kämpfte, um die Kontrolle über meinen Kopf zu behalten. Ich konzentrierte mich auf die Wand, die immer größer wurde. Ich blieb unter Wasser. Aufgeben kam nicht infrage. Das hier war die erste große Prüfung. Wenn ich es nicht mal in einem sauberen, geheizten Becken in San Diego schaffte, was würde ich dann irgendwo im Nordatlantik mitten in einem Sturm machen?

Das Halsrecken ließ schließlich nach, und ich kam der Wand mit jedem Zug näher. Aber ich spürte auch, wie ich langsam das Bewusstsein verlor. Von den Seiten her wurde mein Sichtfeld unscharf. Mit jedem Zug breitete sich mehr Dunkelheit vor meinen Augen aus. Wie ein Nebel kam sie langsam seitlich heran, und ich wusste, dass ich wohl in ein paar Sekunden ohnmächtig werden würde.

Ich musste nah bei der Wand sein. Ich streckte mich nach ihr aus. Grobe Hände griffen mich unter den Armen. Die Ausbilder zogen mich aus dem Wasser wie einen Rekordfang. Ich rutschte am Beckenrand auf den Boden und atmete tief ein. Langsam entspannte sich mein Körper wieder. Ich atmete noch mehrmals tief durch und wollte aufstehen.

»Liegen bleiben!«, bellte einer der Ausbilder.

Ich legte den Kopf auf den warmen Boden. Während BUD/S gönnen die Ausbilder einem nur selten Pausen, das musste ich ausnutzen. Einer nach dem anderen beendeten meine Kurskameraden die Prüfung. Einmal hievten die Ausbilder den schlaffen Körper von einem über den Beckenrand. Er war bewusstlos. Er atmete ein paar Mal schnell ein und aus und keuchte und hustete dann, bis er wieder bei Bewusstsein war. Sofort sah er sich nach dem nächsten Ausbilder um.

»Hab ich bestanden?«

Dass er gerade noch ohnmächtig gewesen war, spielte für ihn keine Rolle. Das verstand ich aber, ich wollte genauso wenig versagen. Das wäre fast schlimmer gewesen als sterben.

»Liegen bleiben«, sagte ein Ausbilder. »Ruhe bewahren.«

Ich genoss die Sonne auf dem Rücken. Für ein paar Sekunden war ich im Paradies. Dann sahen die Ausbilder, dass es mir wieder besser ging.

»Und jetzt aufgestanden, verdammt noch mal! Bewegen Sie Ihren Arsch rüber zu den anderen! Sie haben bestanden.« Genau das hatte ich hören wollen.

Niemand, der BUD/S übersteht, glaubt jemals, dass er scheitern würde. BUD/S ist knallhart, und ich musste jede Energiereserve zusammenkratzen. Aber ich habe nie an mir gezweifelt. Ich wusste, dass ich es schaffen würde. Manchmal halten die Leute das Selbstbewusstsein eines SEALs für Arroganz. Aber nach dem Weittauchen, der Hell Week und der Tauchausbildung, bei der die Ausbilder ihr Bestes tun, einen zu ertränken, kennen wir unsere Grenzen und wissen, wie wir sie durchbrechen können. Im Laufe von BUD/S überwand ich Dutzende von Hindernissen, die vorher unüberwindbar wirkten, und das gab mir das Selbstbewusstsein, dass ich es auch beim nächsten Mal schaffen würde.

Aber als ich dort in dem eiskalten Fluss in Alaska trieb, kam das Selbstvertrauen nicht einfach so. Ich wusste nicht, ob ich es schaffen würde, aber da ich an meinen Partner angeleint war und wir uns der Pieranlage näherten, hatte ich keine Wahl.

Schon nach ein paar Minuten spürte ich mein Gesicht nicht mehr. Wir ließen uns von der Strömung Richtung Hafen treiben. An der breitesten Stelle ist der Ketchikan-Fluss nur gut sechs Meter breit und vielleicht anderthalb tief, also trieben wir an der Oberfläche, bis wir die erste Brücke passiert hatten. Wir benutzten Dräger-Tauchausrüstung mit reinem Sauerstoff. Beim Ausatmen steigen keine Blasen auf, also waren wir noch leiser.

Als wir unter der Brücke vorbeikamen, hörte ich unter den Autoreifen den Schnee knirschen. Irgendwo dort oben liefen auch Wachen Patrouille. Die Suchscheinwerfer des Schiffs suchten das Wasser nach uns ab.

Unter der Brücke wurde es tiefer, und bevor wir auf der anderen Seite waren, tauchten wir ab. In dem tintenschwarzen Wasser war kaum etwas zu

sehen. Wir schwammen im Hafenbecken nach rechts und suchten nach einer Öffnung zwischen den Pfählen, um unter die Pieranlage zu gelangen.

Die Verbindungsleine zu meinem Partner straffte sich. Ich fand den ersten Pfahl, überlegte mir die richtige Richtung und tauchte in der Dunkelheit weiter. Ich streckte die Hand vor mir aus und bewegte mich langsam am ersten Pfahl vorbei. Als ich ihn berührte, versank meine Hand in den Algen , die sich dort festgesetzt hatten.

Ich rechnete jeden Moment damit, eine Delfinschnauze in die Rippen gerammt zu bekommen. Durch das Labyrinth aus algenbedeckten Pfählen schoben wir uns eher, als dass wir schwammen.

Der Grund lag voller Schutt und Müll. Mit den Flossen kam ich mehrmals gegen Metall oder Abfall. Wenn wir an einen neuen Pfahl heranglitten, mussten wir immer auf hervorstehende Nägel aufpassen. Wenn wir uns ein Loch in den Trockenanzug rissen, würde es verdammt kalt werden, aber vor allem konnte es auch tödlich sein, weil man nicht mehr auftauchen kann, wenn sich der Anzug mit Wasser füllt. Ertrinken war eine akute Gefahr.

An der Spannung in der Verbindungsleine spürte ich, dass mein Partner nah war. Es war so dunkel, dass ich buchstäblich nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Das habe ich ausprobiert. Außer der Dunkelheit mussten wir auch mit der Kälte klarkommen. Und außerdem mit den Delfinen und mit der Gefahr, unter einer Stadt auf Pfählen die Orientierung zu verlieren. Man fühlte sich sehr beengt da unten.

Ich konnte kaum die leuchtend grüne Nadel auf meinem Armband-Kompass erkennen. Ich versuchte, auf dem richtigen Kurs stetig voranzukommen, musste aber alle paar Meter einem Pfahl ausweichen. Wir brauchten eine Stunde, bis wir beim Schiff waren. Ich war erleichtert. Wenn man im Stockdunkeln schwimmt und auf einmal mit den ausgestreckten Händen an den riesigen Rumpf eines Kriegsschiffs stößt, ist das eine ziemliche Überraschung. Dann kommt man sich winzig klein vor. Ich verschob die Freude auf später, weil wir ja erst halb fertig waren. Um die Mission zu erfüllen, mussten wir die Vorrichtung anbringen und wieder verschwinden, ohne entdeckt zu werden.

Unter der Wasserlinie wirkte das Schiff riesig. Ich fuhr mit dem Handschuh über den rauen Stahl und ließ meinen Partner die zusammenklappbare Stange von meinem Rücken lösen. Die Stange ähnelte jenen, mit denen alte Tankstellen die Ziffern der Preisanzeige wechselten. Am Ende waren

Magneten und Rollen angebracht. Ich zog eine von zwei Bombenattrappen aus einer Tasche an meinem Gürtel und befestigte sie dort. Dann prüfte ich mit der Hand, ob die Rollen sich frei bewegten, und tippte meinem Partner an die Schulter. Er legte die Rollen am Schiffsrumpf an und schob die magnetische Bombenattrappe vorsichtig daran hoch. Als sie über die Wasserlinie stieg, kam sie dem Rumpf zu nah und zog sich mit einem deutlichen »Klonk« daran fest. Ich zog die Stange vor und zurück, bis sie sich wieder löste. Hoffentlich hatte das Geräusch uns nicht verraten.

Ich schloss die Augen und konzentrierte mich. Die Arbeit lief komplett über den Tastsinn. Ich konnte nichts sehen, und mein Gehirn spielte mir Streiche. Immer wieder sah ich irgendwo Bewegungen im Wasser. Jedes Mal raste mein Puls, weil ich damit rechnete, dass der Delfin oder der Schwertwal sich auf mich stürzen würden.

Zentimeter für Zentimeter schoben wir die Attrappe am Schiff hoch, bis sie sich an der Ein-Meter-Linie befand.

Als wir auch die zweite Attrappe an Ort und Stelle hatten, faltete ich mit meinem Partner die Stange zusammen. Er band sie mir wieder auf den Rücken, und wir machten uns auf den langen, kalten Rückweg zu der Stelle, wo der Lastwagen uns abgesetzt hatte. Als wir wieder unter der Brücke durchkamen, war ich unheimlich erleichtert. Diesmal fuhren oben kaum Autos vorbei, und an einer Straßenlaterne sah ich, dass es wieder schneite. Ich war müde, und von den zwei Stunden Arbeit bei absoluter Dunkelheit lagen mir die Nerven blank. Aber entspannen durfte ich mich erst, wenn ich den Fluss hinaufgeschwommen war und wieder hinten im Umzugswagen saß.

Als ich an Land ging, hatte ich weiche Knie. Jemand warf mir eine Decke über und half mir, meine Ausrüstung zum Wagen zu schleifen. Ich konnte kaum sprechen, so taub war mein Gesicht. Minuten später saß ich wieder auf der dunklen Ladefläche des Wagens, und wir rumpelten auf das Hotel zu. Ich spürte zwar mein Gesicht nicht, aber ich grinste sicher.

Wir waren die Neulinge, die gerade aus der BUD/S-Ausbildung kamen, und wir hatten die Mission erfüllt. Auch wenn es nur eine Übung war, war der Tauchgang unter der Pieranlage nicht leicht gewesen. Es war zwar nicht unsere erste Übung gewesen, aber diesmal hatte unser Offizier uns die Mission eigenständig planen und ausführen lassen. Es tat gut, dass wir sein Vertrauen nicht enttäuscht hatten.

»Hat einer von euch den Delfin gesehen?«, fragte einer meiner Teamkameraden.

»Nee«, erwiderte ich. »Ich hab absolut nichts gesehen.«

»Bei jeder Bewegung im Wasser bin ich zusammengezuckt, weil ich dachte, gleich geht das Vieh auf mich los«, sagte mein Partner.

Später erfuhren wir, dass der frei schwimmende Delfin sich lieber im Hafen am Fischbuffet verlustiert hatte. Die zwei anderen Delfine in den Käfigen, die das warme Klima San Diegos gewohnt waren, waren die ganze Zeit nahe der Oberfläche geblieben und hatten alle zehn Minuten die Glocke geläutet, weil sie einen Fisch wollten. Die Tiere wollten genauso wenig wie wir in dem eisigen Wasser feststecken. Das Hintergrundgeräusch der beiden Druckluftflaschen hatte uns übertönt, und niemand hatte uns gesehen oder gehört. Wir hatten die Mission mit Bravour erfüllt.

Ich war die ganze Zeit nervös gewesen. Aber ich hatte mich genau wie bei der Tauchprüfung während BUD/S auf mein Ziel konzentriert. Mein Selbstbewusstsein war schon gewachsen, aber noch nicht bei hundert Prozent. Wenn ich ein paar Jahre später auf einen echten Einsatz ging, durfte ich mich nicht aufs Negative konzentrieren – die Dunkelheit, das kalte Wasser, die Killerdelfine. Wenn es in den Kampf geht, darf man keinen Gedanken an eine Niederlage oder ans Aufgeben verschwenden.

Rückblickend weiß ich, dass mein Selbstbewusstsein mit jeder Erfahrung stieg, ob bei Übungen oder Kampfeinsätzen. Den Grundstein dafür hatte die Zielstrebigkeit gelegt, die mir meine Eltern mitgegeben hatten, und als dazu noch mein ausgebildetes Selbstbewusstsein kam, war ich auf dem besten Weg, ein guter Kommandosoldat zu werden, der einen wertvollen Beitrag zu seinem Team leistet.

Aber natürlich hatte ich noch eine Menge zu lernen.

KAPITEL 3

Die Armlängenwelt

– ANGST –

Mein Körper war an der glatten Felswand festgefroren.

Ich konnte mich nicht bewegen, so sehr ich mich auch antrieb. Meine Arme zitterten vor Anstrengung. Schweiß lief mir über das Gesicht, und meine Handflächen waren feucht, was das Festhalten nicht erleichterte. Ich schaute nach rechts und sah in der Ferne den Las Vegas Strip funkeln. Ich schloss die Augen, schüttelte den Kopf und wünschte, ich wäre an einem besseren Ort, wenn ich sie wieder öffnete.

Aber ich war immer noch in fünfzig Metern Höhe, und meine Hände und Füße verloren langsam den Halt. Ich war mit einem Seil gesichert, wollte es aber nicht darauf ankommen lassen, denn das hieß fallen, wovor ich eine Heidenangst hatte.

Ich war schon vier Jahre lang SEAL, hatte aber immer noch nicht meine starke Höhenangst überwunden. Die Felswand sah aus wie eine braune Glasscheibe ohne jeden Halt. Mein Kopf und mein Körper befanden sich im offenen Bürgerkrieg. Der Kopf brüllte nach Bewegung, aber der Körper weigerte sich. Ich konnte mich nur festkrallen und fluchen, weil ich die volle Konzentration verloren hatte.

An diesem frühen Punkt in meiner Laufbahn war ich bisher nur auf einem Übungseinsatz im Pazifik gewesen, und mein Platoon bereitete sich gerade auf den Irak vor, wo ich wohl meine ersten Kämpfe erleben würde. Gegen Ende der Vorbereitungen fuhren wir zum Red Rock Canyon bei Las Vegas. Die Grundlagen des Kletterns hatte ich mir schon bei einem anderen Kurs angeeignet, aber diesmal lernten wir auch den Vorstieg, bei dem man seine eigenen Sicherungen selbst anbringen muss.

Höhen hatten mir noch nie besonders gelegen, und bei der Anmeldung für die Fahrt hatte ich mich nicht auf meine Ängste vor Stürzen konzentriert.

Ich hatte nur an ein bisschen Freizeit in Las Vegas gedacht, wo wir ein letztes Mal die Sau rauslassen konnten, bevor es in den Irak ging.

Am ersten Abend waren wir gleich auf den Strip gegangen und hatten alles ausgekostet, was Vegas zu bieten hatte. Nach ein paar Stunden Schlaf – eigentlich eher einem kleinen Nickerchen – fuhren wir zur Kletterwand. Wir hatten zivile Ausbilder gebucht, die ganz große Augen bekamen, als wir unsere brandneue Luxusausrüstung aus den Mietwagen luden. Wir hatten das beste Material, das man kaufen konnte, und unsere Führung hatte die erfahrensten Ausbilder der Welt ausgesucht, aber ich konnte nichts. Gegen die Profitrainer war ich ein blutiger Anfänger.

Die fünf Ausbilder warteten am Parkplatz auf uns, als wir ankamen. Sie trugen zerschlissene Shorts, T-Shirts und Sandalen. Kletterer sind meistens arm, vor allem die guten, weil sie außer Klettern nichts machen. Sie haben keine anderen Hobbys. Das Gleiche hatte ich auch schon bei Fallschirmspringern beobachtet. Alles Geld stecken sie immer sofort in ihren Sport. Unsere Trainer hießen uns im Canyon willkommen, gaben uns die Hand und halfen beim Ausladen. Ihre Hände waren schwielig von den Ewigkeiten in der Felswand.

Die ersten beiden Tage waren recht harmlos, eher zum Auffrischen, ohne besonders hohe oder schwere Touren. Wir mussten sichergehen, dass alle über die Sicherheitsregeln und Grundlagen Bescheid wussten, bevor wir uns am letzten Tag Anspruchsvollerem widmeten.

Wir teilten uns in Zwei-Mann-Teams auf. Zu jedem Team kam ein Trainer dazu. Ich war mit Jeff im Team, einem der neueren SEALs im Platoon. Er kam mit Höhen genauso wenig klar. Ich durfte meine Angst nicht zeigen, und Jeff verbarg seine auch, so gut er konnte. Wenn deine Teamkameraden dir jemals eine Schwäche anmerken, lassen sie dich damit nie mehr in Ruhe.

Unser ziegenbärtiger Trainer führte uns zu einer der Kletterrouten. Er war klein und stämmig und hatte ledrige Haut. Einen kräftigeren Händedruck hatte ich noch nie gespürt. Über die Zottelhaare hatte er eine North-Face-Beanie gezogen. Er hatte mal wegen Körperverletzung gesessen, weil er einen Typen vermöbelt hatte, der seine Frau gevögelt hatte. Das erzählte er uns zumindest während einer der Pausen.

Es wurde beschlossen, dass ich vorangehen und Jeff mich sichern würde. Während ich mich an der Felswand hocharbeitete, faselte ich die ganze Zeit

vor mich hin, was ich gerade tat. Dabei kam wohl nur Unfug heraus, aber es beruhigte mich. Jeff war bestimmt ziemlich genervt.

»Oh ja, Friend Nummer vier«, sagte ich, als ich das Klemmgerät in der Hand hielt. »Glückszahl Nummer vier.«

Die einzelnen Klemmgeräte oder Friends hatten je nach Größe eine andere Farbe. Ich brachte beim Klettern meine eigenen Sicherungen an. Das heißt, ich trug die volle Verantwortung, denn falls ich fiel – woran ich gar nicht denken wollte –, würde das Seil nur von den Klemmgeräten gehalten werden. Wir sollten die Friends gut alle drei Meter in Felsspalten und an Vorsprüngen anbringen. Wenn ich in drei Metern Abstand von der letzten Sicherung abrutschte, stürzte ich sechs Meter tief, bevor das Seil sich straffte. Und wenn ich die Sicherung falsch gesetzt hatte, wollte ich nicht auch noch bis zur nächsten weiterfallen.

Ich setzte die Klemmgeräte vorsichtshalber lieber gleich in Anderthalb-Meter-Abständen.

»Ja, alle anderthalb Meter ist gut«, murmelte ich vor mich hin, als ich das nächste in den Fels setzte.

Die erste Route schaffte ich ohne Probleme. Dann sicherte ich Jeffs Aufstieg von oben. Bei der nächsten Route führte er, und ich sicherte ihn von unten. Als wir so beide den Vorstieg geübt hatten, führte der Trainer uns zu einer höheren Wand. Ihr Schatten fiel scheinbar kilometerweit ins Land. Ich wollte gar nicht hochschauen.

»Du zuerst«, sagte der Trainer zu mir.

Diesmal hatte ich nicht viel zu sagen. Zum Reden war ich zu nervös. Diese Wand war viel höher und glatter als die vorherige. Es gab vielleicht halb so viele Halte wie eben, und wir mussten voll konzentriert bleiben, um eine gute Route zu finden.

Anfangs kletterte ich schnell, fand problemlos die nächsten Halte und brachte die Klemmgeräte in Spalten oder Nischen im Fels an. Ich kam in so einen guten Rhythmus, dass ich nicht merkte, dass ich viel zu viele Friends benutzte und bald keine mehr hatte. Als ich den Letzten in einen großen Felsriss gesetzt hatte, steckte ich fest. Ich konnte nicht mehr weiter und wollte ehrlich gesagt auch gar nicht mehr.

Zum ersten Mal, seit ich die Route angefangen hatte, nahm ich die Augen von der Felswand und sah mich um. Ich war verdammt weit oben. Ich sah

den Las Vegas Strip und die Wüste, die sich bis an den Horizont erstreckte. Ich schaute zu Jeff runter, der jetzt so winzig aussah wie ein Gartenzwerg.

Wie mein Fingerhalt entglitt mir auch langsam jede Chance, meine Angst unter Kontrolle zu behalten.

Ich sah hoch in den kristallblauen Himmel und wünschte mich sonst wohin. Ich war nervös und verlor die Konzentration auf meine Griffe und Tritte. Ich verlor mein Richtkorn. Wenn ein SEAL schießt, soll er den Blick kurz vor dem Abdrücken auf das Korn vorne am Lauf scharfstellen, denn wenn es auf das Ziel ausgerichtet und scharf ist, trifft die Kugel. Wenn man das Korn nicht scharf sieht, schießt man daneben, so einfach ist das.

Aber ich konnte nur an die kalte Felswand denken, an die Höhe und an den Trainer, der mir ohne Seil nachkletterte. Außerdem hörte ich Jeff, der zu mir hochrief.

»Soll ich hochkommen und dich retten?«, witzelte er.

Ich bemühte mich um einen neuen Griff, aber meine Finger waren müde.

Gleich rutsche ich ab und falle runter, dachte ich.

Zu meiner Linken hörte ich etwas am Fels kratzen. Ich hatte mich so auf meine Lage konzentriert, dass ich gar nicht mehr an den Trainer gedacht hatte. Manchmal sah ich ihn wie Spiderman herumklettern, wenn er darauf wartete, dass ich das nächste Klemmgerät setzte. Bei dem Anblick wurde mir immer mulmig, weil er kein Seil benutzte.

Plötzlich war er neben mir. An einem Brustgurt hatte er sechs Friends hängen. Die verrückte Bergziege war zwischendurch wieder ganz runtergeklettert und hatte alle Klemmgeräte aus der Wand gepflückt, die ich zu viel gesetzt hatte, damit ich weitermachen konnte. Und all das völlig unbesorgt ohne Seil und eigene Sicherung. Auch das machte mir keinen Mut.

Eine Zigarette stand zwischen seinen Lippen hervor, während er neben mir hing. Eine Hand am Fels, nahm er einen Zug und blies eine bläuliche Rauchwolke in die Luft. Ihm war glasklar, dass ich nicht weiterwusste.

»Hey, Alter«, sagte er mit seiner trägen, rauen Stimme. »Bleib einfach in deiner Armlängenwelt.«

Ich hing in fünfzig Metern Höhe fest, konnte kaum klar denken und erst recht keine kryptischen Ratschläge entziffern.

»Was zur Hölle soll das heißen, Mann?«

»Konzentrier dich nur auf deine Armlängenwelt«, sagte er. »Konzentrier dich auf das, was du erreichen kannst. Du guckst dich die ganze Zeit sonstwohin um, aber das hilft dir alles nichts, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du rechnest dir aus, wie tief du fallen würdest«, fuhr er fort. »Du guckst zu Jeff runter, aber der kommt ja wohl nicht hoch und hilft dir. Du guckst zum Vegas Strip rüber. Willst du den Weg nach oben beim Roulette gewinnen? Guck mich nicht an! Ich helf dir auch nicht. Du bist auf dich selbst gestellt. Du kletterst hier die Felswand hoch. Bleib in deiner Armlängenwelt.«

Die Worte werde ich nie vergessen: »Bleib in deiner Armlängenwelt.«

Nur so würde ich die Felswand hochkommen. Mit den neuen Klemmgeräten ausgerüstet, konzentrierte ich mich auf den nächsten geeigneten Riss. Ich hakte das Seil im Karabiner ein und kletterte weiter. Ich konzentrierte mich nie auf etwas weiter Entferntes als den nächsten Griff oder Tritt. Die Schönheit der Wüste oder das Funkeln von Las Vegas in der Ferne gingen mich jetzt nichts an. Aber ich kannte jeden einzelnen Riss im Fels mit Namen. Ich konzentrierte mich so genau, dass ich völlig verblüfft war, als ich plötzlich mit der Hand oben über die Kante der Felswand griff.

Nach dem Kletterkurs hatte ich eine ganz neue Perspektive. »Bleib in deiner Armlängenwelt« wurde mein Mantra. Wenn man alles ausblendet, was man nicht beeinflussen kann, ist das unheimlich befreiend. Das funktioniert in fast jeder Situation. Das Prinzip Armlängenwelt ließ mich alles durchstehen vom Klettern übers Fallschirmspringen bis hin zum Nachttauchen, bei dem man sich nur über den Leuchtkompass am Handgelenk orientieren kann.

Natürlich war meine Höhenangst auch bei einem anderen Teil der Arbeit als SEAL problematisch: beim Fallschirmspringen. Zwar war ich schon vor der Navy auf der Jump School gewesen, aber ich war bei jedem einzelnen Sprung unruhig, und es dauerte Jahre, bis es mir wirklich gefiel.

Ich erinnere mich noch genau an einen Sprung kurz nach dem S&T-Auswahlverfahren. Meine Einheit war zu einer Military-Freefall-Übung in Arizona. Als »Frischfleisch« musste ich mit der ganzen Ausrüstung springen, die die Älteren sich nicht antun wollten: mit der Teleskopleiter, dem Vorschlaghammer und der Zusatzmunition.

Die C-130 war innen rot beleuchtet. Ich schlurfte gebückt an Bord. In der Kabine war es warm, während wir über der Wüste Arizonas auf zwanzigtausend Fuß stiegen. Mein Mund war trocken und mein Atem unregelmäßig. Ich hatte einen neuen Rucksack dabei, der viel größer war als gewohnt. Voller Munition und Zusatzausrüstung stand er zu meinen Füßen. Die Gurte von meinen restlichen dreißig Kilo Ausrüstung schnitten mir in die Schultern.

Ich bemühte mich vergeblich, die Last besser zu verteilen. Mir tat alles weh von der Anstrengung, den Rucksack, die Sauerstoffflasche und die Fallschirme an Bord zu schleppen. Ich reckte den Hals gegen den Druck des schweren Helms und des Nachtsichtgeräts. Es war ganz und gar nicht gemütlich. Statt mich auf meine Aufgabe zu konzentrieren, versank ich in Selbstmitleid. Ich wollte den Sprung nur noch hinter mich bringen, damit ich das ganze Geraffel wieder loswerden konnte.

Wir haben eigentlich überall so viel Ausrüstung dabei, dass es einem immer den Spaß an der Sache verdirbt. Wenn man als Zivilist mit einem kleinen Sportfallschirm springt, kann das toll sein. Bei unseren militärischen Sprüngen hatte ich immer mehr als zwanzig Kilo Kampfausrüstung am Mann. Dazu kamen noch über vierzig Kilo für den Fallschirm, die Sauerstoffflasche und die Maske und diesmal auch noch der Zwanzig-Kilo-Rucksack mit der Zusatzausrüstung für den Neuling vor der Brust, ich hatte fast neunzig Kilo dabei, also mein Körpergewicht noch einmal.

Mein Selbstmitleid band meine ganze Aufmerksamkeit, während ich sie der bevorstehenden Aufgabe hätte widmen müssen, nämlich dem korrekten Ausstieg aus dem Flugzeug und dem Sprung.

Wir hatten einen Nachtsprung in eine unbekannte Absetzzone vor uns. Ich hatte die Gegend – eine kleine Feldwegkreuzung am Fuß eines Berges – auf der Karte studiert, live würde ich sie aber erst sehen, wenn ich unter dem Fallschirm hing und durch das Nachtsichtgerät schaute. Ich musste einfach nur aus dem Flugzeug springen, mit ein paar Sekunden Verzögerung den Fallschirm öffnen und mich hinter dem Vorspringer einordnen. Wenn alles gut ging, würde die ganze Gruppe gemeinsam landen. Wir hatten die Landezone alle in das GPS-Gerät am Armband einprogrammiert, aber das brauchten wir nur als Plan B, falls wir dem Vorspringer nicht folgen konnten.

Der war dafür verantwortlich, die ganze Gruppe sicher zur Landezone zu führen. Wenn über zwanzig SEALs mitten in der Nacht mit zusammenlegbaren Fallschirmen springen, ist das nicht ganz einfach. Fallschirme sind nicht steif wie Hängegleiter oder Flugzeuge, das heißt, wenn zwei Fallschirme kollidieren, kollabieren sie oder verheddern sich, und man stürzt in den Tod.

Ich sah mich in der Kabine um. Meine Teamkameraden waren nur Schatten im roten Zwielicht der Lampen an der Rampe. Die meisten Männer saßen schweigend da und verlagerten nur gelegentlich das Gewicht ihrer Ausrüstung. Ich konnte zwar keine Gesichtsausdrücke erkennen, aber anscheinend war außer mir niemand allzu nervös.

Ich fummelte an meiner Sauerstoffflasche herum und legte mein Gewehr zum dritten Mal um. Ich war so im Selbstmitleid verloren, dass ich aufschreckte, als die Rampe sich mit lautem Rauschen langsam öffnete. Der Absetzer gab die Signale für »Rampe« und »Aufstehen«. Meine Teamkameraden erhoben sich mit all der Ausrüstung mühselig wie alte Männer und schlurften zur Rampe.

Das Rauschen des Windes übertönte alles. Wir stellten uns vor der Kante auf und warteten auf grünes Licht. Einen Augenblick lang war mir, als wäre ich in einem der Filme, die ich als Jugendlicher immer geschaut hatte. Es kam mir surreal vor, wie ich über die Reihe meiner Brüder vor mir hinwegschaute. Ich hatte mir den Arsch abgearbeitet, um so weit zu kommen.

Hatte ich es wirklich geschafft?

Die Sterne wippten auf und ab, als das Flugzeug seine normale Flughöhe einnahm. Von hier oben waren so viele Sterne zu sehen, dass man sie kaum auseinanderhalten konnte. Unter uns zogen Wolken vorbei, zwischen denen man immer wieder die schwarze Wüste sehen konnte. Es war so dunkel, dass man die Lichter von Gebäuden am Boden kaum von den Sternen unterscheiden konnte. Ich sah mir die grünen Ziffern auf meinem Höhenmesser an.

Wir bekamen das Eine-Minute-Signal vom Absetzer, und meine Gedanken schweiften ab. Ich fragte mich, ob ich das hier überhaupt schaffen würde. Zweifel schwirrten mir durch den Kopf.

»Was, wenn ich den Absprung versaue?«

»Was, wenn ich den Fallschirm nicht richtig verstaut habe und er sich nicht richtig öffnet?«

»Was, wenn ich den Vorspringer nicht finden kann und mich im Nachthimmel nicht zurechtfinde?«

Dann wechselte das Licht auf grün.

»Grünes Licht. Absprung!«

Meine Teamkameraden watschelten vorwärts und verschwanden vor der Rampe. Wie bei der Tauchprüfung musste ich alle Zweifel aus dem Kopf verbannen und mich konzentrieren. Als ich mit den Stiefeln an der Kante stand, rasten mir immer noch die Gedanken durch den Kopf. Ich war unkonzentriert.

Ich schob die Zehen über die Kante und stieß mich ab. An meinem Absprung war nichts entspannt oder elegant. Ich war von Anfang an steif und hatte eine schlechte Körperhaltung. Der Kopf sollte erhoben sein und die Arme und Beine ausgestreckt, um die Körperlage zu stabilisieren. Aber sobald ich in die Luftverwirbelungen hinter dem Flugzeug kam, geriet ich ins Trudeln. Das ist das Letzte, was man beim Absprung will, vor allem wenn man eine Menge Gewicht von der ganzen Zusatzausrüstung trägt.

Die Sterne verschwommen zu Streifen, als ich herumwirbelte wie ein Kreisel. Ich versuchte, mich zu orientieren. Aus der Brust stieg die Panik in mir auf. Ich schluckte Luft, als ich verzweifelt um mich schlug, um das Trudeln zu bremsen. Ich hatte ein Problem, aber ich konnte auch nicht klar denken, was alles noch viel schlimmer machte.

Statt mich um eine stabile Körperlage mit dem Bauch zur Erde zu kümmern, dachte ich nur panisch daran, wie ich mich retten konnte.

»Gar nicht gut; das hätte echt nicht passieren dürfen«, ging mir immer wieder durch den Kopf.

Die Angst ließ mich instinktiv den Griff für den Hauptschirm ziehen. Dazu war es viel zu früh, außerdem trudelte ich unkontrolliert, also war es das Letzte, was ich hätte tun sollen, aber jetzt konnte ich es nicht mehr rückgängig machen. Ich spürte, wie der Schirm aus dem Container auf meinem Rücken flog. Schon in dem Sekundenbruchteil, bevor der Ruck kam, verfluchte ich mich, weil ich so unkonzentriert gewesen war. Ich wusste genau, was ich falsch gemacht hatte. Ich hatte den Absprung aus dem Flugzeug versaut. Das Trudeln hatte eingesetzt, weil meine Körperhaltung zu steif gewesen war. Ich hatte das Trudeln nicht unter Kontrolle gebracht,

bevor ich den Fallschirm geöffnet hatte. Ich hatte Panik bekommen und nicht mehr überlegt gehandelt, sondern den zusätzlichen Fehler gemacht, den Auslösegriff zu ziehen, bevor ich in der richtigen Position war. All das hätte ich besser wissen müssen.

Ich spürte den Ruck, das Trudeln verlangsamte sich, aber als ich zur Hauptkappe hochschauen wollte, konnte ich den Kopf nicht heben. Die Tragegurte zwischen Gurtzeug und Leinen waren im Weg und drückten mir gegen den Hinterkopf. Ich schüttelte den Kopf vor und zurück, aber das verstärkte den Druck nur.

Irgendetwas war sehr falsch.

Ich hörte nur meinen Atem durch die Sauerstoffmaske und das Flattern des Fallschirms über mir. Ich schaute kurz auf den Höhenmesser. Endlich fielen mir wieder all die Fallschirmspringer-Grundregeln ein, die ich gelernt hatte.

»Behalte immer die Höhe im Auge.«

Ich war auf fünfeinhalbtausend Metern, also hatte ich genug Höhe und Zeit, um das Problem mit dem Schirm zu lösen. Aber wenn ich bei den anderen bleiben wollte, musste ich mich beeilen. Sie befanden sich jetzt oberhalb von mir und glitten wohl schon Richtung Ziel.

Ich hörte den Fallschirm über mir flattern, als eine träge Drehbewegung einsetzte. Erst ging es nur langsam im Kreis, aber die zweite Drehung war schon schneller. Ich hatte Videos von Abstürzen gesehen, bei denen sich die Fallschirme wie Zigarren zusammengerollt hatten. Mein Schirm bot einigen Luftwiderstand, also fiel ich nicht wie ein Meteor. Aber ich bekam den Schirm nicht unter Kontrolle, und die Drehung wurde schneller und schneller. Irgendwann würde ich das Bewusstsein verlieren.

Ich musste etwas tun.

Plötzlich versetzte ich mich in meine Armlängenwelt und konzentrierte mich auf die Vorgehensweisen im Notfall. Vorher hatte ich zu viel darüber nachgedacht, was mir alles wehtat und wie die Älteren mich verarschen würden, weil ich den Absprung versaut hatte. Aber all das lag außerhalb meiner Armlängenwelt. Wenn ich mir darüber Sorgen machte, half mir das mit dem Fallschirm nicht weiter.

Eine seltsame Ruhe überkam mich und verdrängte die Panik. Als Erstes musste ich den Fallschirm begutachten.

Ich drehte und reckte den Kopf und konnte die Kappe gerade so sehen. Die eine Seite war voll aufgebläht, die andere flatterte schlaff wie der gebrochene

Flügel eines Vogels. Diese Fehlfunktion hatte ich verursacht, als ich den Auslösegriff beim unkontrollierten Trudeln gezogen hatte. Dann hatte der Hilfsschirm, der die Hauptkappe aus der Tasche zieht, sich in den seitlichen Steuerleinen verheddert und so das volle Öffnen der Hauptkappe verhindert.

Die konnte ich nicht mehr retten. Meine einzige Chance war, die Hauptkappe abzutrennen und den Reserveschirm zu ziehen. Ich wurde immer schneller. Von den Drehungen wurde mir schwindlig. Ich konnte den Horizont nicht mehr im Auge behalten.

Den Einsatz des Reserveschirms übt man immer und immer wieder, bis die Handgriffe wie von selbst ablaufen. Ich atmete tief durch, schaute den Trenngriff an und zog ihn. Ich spürte, wie der Hauptschirm sich löste, und einen Sekundenbruchteil befand ich mich wieder im freien Fall. Als der Hauptschirm weit genug weg war, wurde automatisch der Reserveschirm ausgelöst. Er öffnete sich, und mein Fall wurde mit einem Ruck gebremst.

Ich schaute sofort hoch, ob alles in Ordnung war, denn eine zweite Reserve gibt es nicht. Der Reserveschirm war voll aufgebläht und glitt sanft durch die Luft. Ich überprüfte die Steuerleinen. Bevor ich mich über Funk beim Vorspringer meldete, genoss ich kurz die Stille. So eine unglaubliche Ruhe erlebt man nur, wenn man an einem Fallschirm durch den Nachthimmel schwebt.

Der Vorspringer meldete sich, und ich überprüfte mein GPS-Gerät und meinen Höhenmesser und orientierte mich. Die anderen waren schon auf dem Weg zur Landezone.

»Hier spricht Springer Zwölf«, gab ich über Funk durch. »Ich musste die Hauptkappe abtrennen. Bin auf viertausendfünfhundert Meter, und mein Abstand zum Ziel beträgt zehn Kilometer. Ich habe keinen Sichtkontakt zu euch.«

»Roger, Springer Zwölf«, kam die Antwort. »Wir sind auf sechstausend Metern. Entfernung zum Ziel acht Kilometer. Mein Kurs lautet eins, vier, fünf Grad.«

Ich zog an den Steuerleinen, flog eine weite Kurve, passte meinen Kurs ans Ziel und die anderen Springer an. Als ich meinen Sinkflug verlangsamt hatte, sah ich bald in der Ferne die Fallschirme der anderen. Als wir uns der Landezone näherten, hatte ich zu ihnen aufgeschlossen. Und bei der Landung selbst war ich mitten zwischen den anderen Springern.

Am Boden legte ich den Fallschirm ab und schulterte meine Ausrüstung. Die anderen waren fröhlich und mit dem Sprung zufrieden. Ich dagegen haderte mit mir, weil ich so einen Anfängerfehler gemacht hatte. Ich hatte mich von meiner Angst lenken lassen. Die mangelnde Konzentration hätte mich auch das Leben kosten können.

Als es Zeit für den Abmarsch war, reihte ich mich ein, und wir machten uns auf den Weg zu den Bussen. Dort verstaute ich meine Ausrüstung und setzte mich nach hinten. Ich grübelte immer noch über den Sprung nach. Ich war der Neue, ich konnte mir keine Fehler leisten. Und ich hatte gleich mehrere gemacht. Gleich zu Anfang hatte ich gemerkt, dass mein Absprung nicht perfekt war. Als ich aus der C-130 gesprungen war, war ich immer noch auf mein schweres Gepäck konzentriert gewesen und nicht auf meine Aufgabe. Was, wenn mir so etwas bei einem Feuerkampf passiert wäre? Eine Schusswunde würde auf jeden Fall mehr wehtun als ein schlecht verzurrter Rucksack. Ich hatte mir mehr Sorgen über die ganze Scheiße gemacht, die ich nicht beeinflussen konnte, statt mich auf die Sachen zu konzentrieren, die ich kontrollieren musste, damit sie mich nicht umbrachten.

Ich musste mich mit meiner Ausrüstung besser vertraut machen. Von dem Tag an sorgte ich dafür, dass alles, was ich trug, immer richtig passte und so bequem war, wie es neunzig Kilo Zusatzgewicht eben zulassen. Und darauf legte ich nicht nur beim Fallschirmspringen Wert. Alle meine Uniformen und Ausrüstungsgegenstände passten richtig. Wann immer etwas irgendwo hakte, nahm ich mir die Zeit, es in Ordnung zu bringen. So beschäftigte ich mich nicht nur mit der dienstlich gelieferten Ausrüstung, sondern ich half auch bei der Konstruktion neuer Ausrüstungsgegenstände.

Aber die Unsicherheit im Flugzeug war nur das erste Problem gewesen. Als ich den Absprung versaut hatte, hatte ich Panik bekommen. Die ist oft tödlich. Als ich mich dann in meine Armlängenwelt versetzte, bekam ich alles wieder in den Griff. Statt außen nach Problemlösungen zu suchen, konzentrierte ich mich auf das, was ich beeinflussen konnte.

Die Busse setzten uns am Flugplatz ab, wo wir ausluden und uns zu einer Einsatzbesprechung trafen. Alle, die mitgesprungen waren, setzten sich im Besprechungsraum an die Tische. Der Vorspringer ging die Mission durch. Jeder Springer meldete sich mit seinen Ergänzungen. Schließlich war ich an der Reihe.

»Mein Absprung war schlecht«, sagte ich. »Mein Hauptschirm hatte eine Fehlfunktion, und ich musste den Reserveschirm ziehen.«

Nach der Befragung nahm mich einer der Teamleiter beiseite.

»Hey«, sagte er. »Wie ist es zu der Fehlfunktion gekommen?«

»Mein Absprung war schlecht«, antwortete ich.

»Ich weiß«, erwiderte er. »Warum? Wie ist es zu dem schlechten Absprung gekommen?«

»Meine Körperlage war falsch. Als ich ins Trudeln kam, bin ich nervös geworden und habe den Hauptschirm gezogen. Ich war zu instabil, und deshalb ist es wohl zu der Fehlfunktion gekommen.«

Wir saßen ein paar Minuten zusammen und gingen den Sprung durch. Jetzt verstand ich, dass er wollte, dass ich aus meinen Fehlern lernte.

»Geh immer vorher durch, wie du deine Ausrüstung anlegst«, sagte er. »Geh die Abläufe im Flugzeug durch, deine Körperhaltung beim Absprung, das Vorgehen im Notfall. Und zu guter Letzt natürlich auch alles, was du machst, wenn du mit dem Fallschirm gleitest.«

Den Rat nahm ich mir zu Herzen. Seitdem ging ich vor allen Sprüngen im Kopf jede kleine Einzelheit durch.

Manche Leute glauben, SEALs wären furchtlos. Das stimmt nicht. Niemand lebt ohne Angst. Ich kam noch nie gut mit Höhen klar. Daran hätte ich vielleicht denken sollen, bevor ich mir von der Navy eine Tour nach Las Vegas ausgeben ließ. Von Anfang an hätte ich mit meiner Angst die Einzelheiten des Fallschirmspringens bis ins Detail studieren sollen. Anscheinend brauchte ich so einen Schuss vor den Bug, um meine Lektion zu lernen.

Statt mich auf meine Angst zu fixieren, konzentriere ich mich jetzt auf das, was ich kontrollieren kann. Ich kontrolliere meine Ausrüstung. Ich gehe meine Aufgaben kontrolliert im Kopf durch, und ich kontrolliere meine Gedanken und meine Entscheidungsprozesse.

Wenn ich jetzt das Dröhnen von C-130-Propellern höre, bin ich begeistert. Ich reiße Witze und freue mich auf die schöne Aussicht, wenn ich unter dem Fallschirm auf die Landezone zugleite.

Dahin war es ein weiter Weg. Ich musste meine Angst frontal angehen. Am Anfang meiner Laufbahn meldete ich mich zu jeder Fallschirmübung freiwillig. Das machte mir keinen Spaß, aber es musste sein, wenn ich ein guter Fallschirmspringer werden wollte. Das Motto der Navy SEALs lautet:

»Der einzige leichte Tag war gestern.« Das trifft auf meine ganze Laufbahn zu. Ich spornte mich immer zu Neuem an und lehnte mich nie zurück. Ich nutzte jede Gelegenheit, mich zu verbessern. Jeder Tag war härter als der letzte.

Langsam überwand ich meine Angst vor dem Fallschirmspringen. An meiner Abneigung gegen große Höhen hat sich nichts geändert, aber das Springen macht mir jetzt nichts mehr aus.

Auf der Fahrt zum Hotel nach dem schlechten Sprung war ich schon wieder optimistischer, weil ich wusste, dass ich die Situation beim nächsten Mal besser handhaben würde. Unwillkürlich dachte ich an den Kletterkurs Jahre vorher, als mir vor meinen ersten Kampfeinsätzen, als ich noch gar nicht wusste, was echte Angst war, die menschliche Bergziege den einfachen Rat gab:

»Hey, Alter, bleib in deiner Armlängenwelt.«

KAPITEL 4

In der Kapuzenbox

– STRESS –

Ich befand mich in absoluter Dunkelheit.

Ich spürte mehrere Augenpaare auf mir. Schweiß rann mir über die Stirn, sodass der Stoff der Kapuze mir am Gesicht festklebte. Um mich herum bewegten sich Leute und sprachen miteinander, aber ich verstand sie nicht. Meine anderen Sinne kompensierten die fehlende Sicht, so gut es ging. Ich versuchte, irgendetwas einzufangen, was mir helfen konnte, wenn mir die Kapuze abgenommen wurde.

Ich war schon auf zwei Auslandseinsätzen gewesen – davon einer im Irak –, bevor ich für den S&T-Kurs ausgewählt wurde. Als ich an der Reihe war, lud ich meine Waffe mit einem Magazin Simunitions, Farbpatronen von General Dynamics, und stellte mich in die Mitte des Raums. Von der unverkleideten Decke hingen Lampen, und die Ausbilder beobachteten das Geschehen von einem erhöhten Steg, der im Zickzack durch den Raum lief. Der Betonboden war sauber. An einer Stelle war ein Tape-Quadrat auf den Boden geklebt. Ich stellte mich in die Mitte, und die Ausbilder ließen eine Kapuze auf meinen Kopf herab. Wir durften das Quadrat nicht verlassen, andernfalls würde die Übung abgebrochen.

Die Kapuze hing an einem Seil, das über eine Rolle lief. Wenn ein Ausbilder am Seil zog, hob sich die Kapuze von meinen Schultern, und ich musste auf das Szenario vor meinen Augen reagieren. Unter der Kapuze wusste ich nicht, ob ich es gleich mit einer Geiselnahme, mit unbewaffneten, aber aggressiven Zivilisten oder mit einer scheinbar kooperierenden Person zu tun bekam, die mich aber jeden Augenblick angreifen konnte. Es konnte ein Szenario kommen, das ich noch nie erlebt hatte.

Anders als bei BUD/S, wo vor allem der Willen des Kandidaten geprüft wird, ging es bei S&T um Können, mentale Kontrolle und die Fähigkeit,

unter extremem Stress und Zeitdruck die richtige Entscheidung zu treffen. Ich musste in Sekundenbruchteilen die Situation bewerten, Bedrohungen gewichten und dementsprechend handeln, während mich die ganze Zeit die Ausbilder von oben beobachteten und jede Einzelheit notierten. Alles wurde benotet. Ein einziger Fehler konnte für einen das vorzeitige Ende des Kurses und ein Ticket zurück ins SEAL Team Five bedeuten.

Ich atmete zweimal tief durch und schloss die Augen, als die Kapuze sich auf meine Schultern legte. Ich streckte die Finger und legte sie dann wieder um den Pistolengriff meines Gewehrs, den Zeigefinger lang am Abzug. Ich entspannte mich, so gut es ging. Wenn ich angespannt war und nicht klar dachte, würde ich einen Fehler machen. Ich zerbrach mir nicht den Kopf. Ich vertraute darauf, dass ich mit der Situation klarkommen würde. Die Frage war nur, ob ich schnell genug und in der richtigen Reihenfolge die richtigen Entscheidungen über Leben und Tod treffen würde. Der S&T-Kurs zwingt einen, sich über seine Armlängenwelt hinaus zu strecken.

Angst und Stress sind nicht dasselbe.

Wenn man in seiner Armlängenwelt bleibt, ist das eine der Möglichkeiten, mit seiner Angst fertig zu werden. Aber Stress ist schwieriger zu kontrollieren, weil er meistens von außerhalb des eigenen Einflussbereichs ausgeht. Die Ausbilder setzten alles daran, uns mit Stress zu überfordern.

Unter der Kapuze vergingen die Sekunden, und die Konzentration fiel mir immer schwerer. Es schien mir, als würden die Ausbilder mich nur warten lassen, um mich verrückt zu machen. Vielleicht wollten sie nur sehen, wie lange ich am Anschlag bleiben würde. Vielleicht lachten sie sich die ganze Zeit über mich kaputt. Ich streckte wieder die Finger, verlagerte das Gewicht von einem Bein aufs andere und tat mein Bestes, konzentriert zu bleiben.

Wahrscheinlich würde es nur ein paar Sekunden dauern, höchstens eine Minute, aber unter der Kapuze dehnten sich Augenblicke zu Ewigkeiten.

Dann war die Haube urplötzlich weg.

Das Licht blendete mich wie ein Blitz. Sofort sah ich mich mit dem Gewehr im Anschlag im Raum um. Keine drei Meter vor mir stand eine hübsche blonde Frau. Sie sah mich mit weichen braunen Augen an. Sie trug Jeans und ein T-Shirt. Sie lächelte mich an, als wüsste sie etwas, was ich nicht wusste.

Da sie keine Waffe hielt, suchte ich den Raum hinter ihr ab. Ich sah einen Schützen mit Baseballcap, T-Shirt und Cargohose. Er stand in der hinteren

rechten Ecke des Raums und hielt einem Mann eine schwarze Halbautomatikpistole an den Kopf. Die Geisel hatte den Kopf gesenkt, und ich sah ihr Gesicht nicht.

Ohne nachzudenken, hatte ich mein Gewehr schon in die Schulter gepresst und gezielt. Der Geiselnehmer sagte nichts, als ich den roten Punkt meiner Visiereinrichtung auf seinen Kopf setzte.

»Hey, Mann«, hörte ich von hinter mir. »Hey, Arschloch!«

Scheiße noch mal, dachte ich. Ich hatte mich noch nicht mal umgesehen. »Mann, schon läuft hier alles aus dem Ruder.« Ich war so konzentriert auf die Bedrohungen vor mir gewesen, dass ich mir noch nicht den ganzen Raum angesehen hatte.

Ich entsicherte und gab zwei schnelle Schüsse ab. Die Farbkugeln zerplatzten bei dem Geiselnehmer auf der Brust. Ich wusste, dass ich die direkte Bedrohung der Geisel als Erstes ausschalten musste. Selbst wenn hinter mir auch Bewaffnete standen, war für mich in dem Augenblick die Geisel wichtiger. Der Bewaffnete ließ seine Pistole fallen und sank in einem schlechten Versuch, sich tot zu stellen, neben der Geisel zusammen.

Schon jetzt hatte ich das Gefühl, Mist gebaut zu haben. Ich hatte nicht mal den ganzen Raum kontrolliert. Ich hatte es zu eilig gehabt. Zu Anfang meiner Laufbahn fiel es mir immer schwer, es mal langsam angehen zu lassen, weil wir dazu ausgebildet waren, alles immer mit voller Geschwindigkeit zu tun.

Bei meinem ersten Irak-Einsatz mit SEAL Team Five stürmten wir immer jedes Haus mit viel Geschrei und rannten sofort die Treppe hoch. Als wir im Irak ankamen, hatte keiner aus meinem Platoon jemals einen echten Feuerkampf erlebt. Für die meisten von uns war es der erste Auslandseinsatz überhaupt. Wir lernten alles erst, wenn wir bereits mitten in der Situation waren.

Unser Lager schlugen wir hinter einem Palast auf, der auf einem großen künstlichen Hügel am Baghdad International Airport stand. Vom Dach des Palastes hatte ich einen Blick über den ganzen Flughafen. Militärflugzeuge – große, graue C-130 und C-17 – schoben sich über das Rollfeld. In der Luft lag immer das Dröhnen der Triebwerke und das Wummern der Helikopterrotoren. Der Baghdad International Airport war ein großes Drehkreuz für die Koalitionskräfte. HUMVEES und LMTV-Wagen wirbelten auf den unbefestigten Straßen vom Flugfeld zu den Zeltstätten der

Truppen Staub auf. Zivile Angestellte rasten in Geländewagen durch die Gegend, und jeden Tag schoss ein neues Feld mit Containern aus dem Boden, die als Unterkünfte oder Büros für die verschiedenen Kompanien dienten.

Im Palast selbst war eine Special-Forces-Einheit der Army untergekommen. Durch eine schwere Holztür kam man in das Foyer mit Marmorboden und der Treppe in den ersten Stock. Im hinteren Teil gab es eine Truppenküche, und der Gefechtsstand befand sich in einem Zimmer im Erdgeschoss. Die Marmorböden waren fein verziert und die Balustraden detailreich verschnörkelt. Aber die meisten Wertsachen waren schon geplündert worden, bevor wir kamen. Überall klafften riesige Löcher in den Wänden. Während der Invasion hatte das Gerücht die Runde gemacht, in Saddams Palästen seien die Rohre aus Gold, also hatten überall im Irak Plünderer Löcher in die Wände geschlagen, weil sie sich dort ein Vermögen erhofften.

Draußen standen große, olivgrüne Antennen und eine Satellitenschüssel. Am Pool zwischen dem Palast und unseren Unterkünften dröhnten Generatoren. Wir übernahmen die Dienstbotenunterkünfte bei den Garagen. Auch dort gab es Marmorböden, die aber nicht so reich verziert waren, und auch sonst war es dort nicht ganz so vornehm. Was aber nicht hieß, dass die Plünderer dort keine Löcher in die Wände geschlagen hätten.

Aus dem Poolbereich wurde der Mittelpunkt des Lagers. Zwischen den einzelnen Missionen entspannten sich die SEALs und Special-Forces-Soldaten dort gemeinsam. Es war Anfang Frühling, also war die drückende Dauerhitze noch nicht da, aber nachmittags stieg die Temperatur auch damals schon manchmal auf dreißig Grad. Wir arbeiteten in der Regel nachts, also gab es tagsüber nicht viel mehr zu tun als essen, schlafen, trainieren oder am Pool auf die nächste Mission warten.

Nach unserer Ankunft waren wir innerhalb von Wochen zu einem Bagdader SWAT (Special Weapons and Tactics)-Team geworden, das mit der CIA Anwesen mutmaßlicher Aufständischer stürmte. Die CIA wollte Rebellenführer gefangen nehmen, die in der Regel ehemalige Mitglieder der Baath-Partei waren. Wenn die CIA einen Tipp bekam, durchsuchten wir das Haus noch am gleichen Abend.

Gegen Mitte unseres Einsatzes sollten wir einen ehemaligen Nachrichtenoffizier der irakischen Luftwaffe festnehmen. Wir trafen uns alle

im Gefechtsstand. Unser CIA-Verbindungsmann gab uns in einem dunklen Poloshirt, Khakihose und Wüstenstiefeln die Informationen. Die Zielperson organisierte Angriffe auf amerikanische Soldaten in der Stadt. Ein CIA-Informant hatte einen Tipp gegeben, und die Informationen waren durch das System bis zu uns durchgedrungen. Der irakische Offizier war groß und hager und hatte keinen Bart, was im Irak selten war.

Der Informant fuhr vor unserem Konvoi und würde uns das Haus zeigen. Dann würden wir durch das Tor brechen und das Haus stürmen. Wir machten so was nicht besonders raffiniert, es gab aber viel Gebrüll und Explosionen.

Wir trafen uns zu einem letzten Briefing um elf Uhr abends und verließen das Lager kurz nach Mitternacht. Der CIA-Mann und sein Informant fuhren in einer verbeulten alten Limousine mit verschiedenfarbigen Karosserieblechen in einigem Abstand vor uns her. Dahinter folgten wir mit drei HUMVEES mit festen Maschinengewehren. Mit einem Teamkameraden hatte ich Trittbretter und Handgriffe an die Wagen geschweißt, sodass ein paar Mann außen mitfahren und noch schneller angreifen konnten, wenn wir am Ziel waren. So ähnlich machten es auch die SWAT-Teams in LA.

Ich fuhr im ersten Wagen mit. Oberhalb der schmalen, leeren Straßen verlief im Zickzack ein Gewirr aus Kabeln. Die Antennen des Wagens federten zurück, wenn sie die Kabel streiften, und außer dem lauten Grollen des Motors war kaum etwas zu hören. Nur hin und wieder kamen kurze Funknachrichten durch.

»Okay, wir sind da«, hörte ich den für die Mission verantwortlichen Offizier sagen. »Leuchtstäbe links.«

Der Motor des HUMVEE heulte auf, und der Wagen kam mit einem Ruck vor dem Gebäude zum Stehen. Das Haupttor stand offen, und ich rannte über den kleinen Hof zur Haustür. Ich probierte den Türknauf erst gar nicht. Mein Teamkamerad klebte eine Sprengladung über das Schloss, und wir duckten uns zu beiden Seiten neben die Tür.

»Deckung!«, rief er. Ein paar Sekunden danach zündete er die Ladung. Die Tür flog aus den Angeln und krachte ins Haus. Ich wartete nicht ab, bis der Rauch sich verzogen hatte. Die Waffe schussbereit im Anschlag, war ich kurz nach der Tür schon drinnen.

Hinter mir hörte ich meine Teamkameraden brüllen. Wir waren wie Haie im Jagdrausch. Das Adrenalin beeinträchtigte die Konzentration. Auch um Mitternacht war es noch schwül, und der Schweiß klebte in den Handschuhen, als ich den Raum nach einem Ziel absuchte.

Es war ein vornehmes Haus mit glatten Marmorböden und -treppen. Im Erdgeschoss lagen orientalische Teppiche, und in der Luft hing der Geruch von Speiseöl. Vom Eingangsbereich gingen links und rechts zwei Räume ab. Die Küche ging nach hinten raus, daneben befand sich die Treppe nach oben.

Ich hörte, wie meine Teamkameraden hinter mir die Erdgeschossräume durchsuchten. Ich ging weiter geradeaus auf die Treppe zu.

»Runter!«, brüllte einer meiner Teamkameraden.

»Wir haben ihn«, sagte ein anderer. »Los, fesseln!«

Der Nachrichtenoffizier der irakischen Luftwaffe hatte sich unten im Wohnzimmer befunden. Er hatte sich sofort ergeben, und meine Teamkameraden fesselten ihn schnell. Ich sah, wie sie ihn durch die Tür zu einem der wartenden Wagen führten. Aus dem Wohnzimmer hörte ich eine Frau und mindestens ein kleines Kind wimmern, während der Rest des Teams das Haus weiter durchsuchte.

Unser Platoon Chief stand als »Hall Boss« auf dem Flur und brüllte Anweisungen an uns in die verschiedenen Räume.

»Links sichern!«

»Rechts sichern!«

»Wir rücken vor!«

Ich trat mit meinem Teamkameraden an den Fuß der Treppe und sicherte von dort.

Plötzlich krachte um uns herum ein Sperrfeuer einer AK-47 in den Marmorboden, dass Steinsplitter aufspritzten. Mein Teamkamerad brüllte etwas und sprang in Deckung, während keinen Meter vor mir die Kugeln in die Wand jagten.

Ich trat schnell von der Treppe zurück. Marmorsplitter flogen mir um die Ohren. Das Krachen der AK-47 hallte durchs Erdgeschoss, und dichter Rauch und der Geruch von Schießpulver hingen in der Luft. Ich konnte nichts hören und genauso wenig klar denken. Irgendwer ballerte auf gut Glück die Treppe herunter. Der Schütze zielte nicht, sondern hielt das

Gewehr grob in unsere Richtung und drückte ab. Aber das heißt nicht viel, wenn der Schütze nur fünf Meter weit weg steht.

Ich fuhr herum und feuerte mit meinem M-4 die Treppe hinauf, damit der Schütze Deckung suchen musste.

Zu dritt erwiderten wir das Feuer, als unser Platoon Chief uns für einen Angriff auf den ersten Stock einteilte. Der feindliche Schütze war im Vorteil. Wir konnten nicht sehen, wo er sich über uns versteckte. Wir wussten nicht mal, ob er alleine war. Eigentlich hätten wir Luftnahunterstützung von einem Kampfjäger oder einer AC-130 gebraucht, aber wir waren mitten in Bagdad. Die Gefahr ziviler Opfer war viel zu groß. Wir hatten keine Wahl – wir mussten den ersten Stock stürmen und durchsuchen.

In dem dichten Rauch wurde die Sicht immer schlechter.

Der Chief forderte Flash-Crash-Granaten. Die sind nicht tödlich, machen nur einen Heidenlärm und setzen das Ziel für ein paar Sekunden außer Gefecht. Hoffentlich reichte das, bis wir die Treppe hochgestürmt waren.

Wir hatten sechs von den Granaten dabei. Sie sehen aus wie kleine silberne Rohre mit Löchern. Wir zogen den Sicherungsstift und warfen jeder eine nach oben. Es hörte sich an, als würde die Welt untergehen. Mir klangen die Ohren, und ich musste brüllen, um mich mit dem Kameraden neben mir zu verständigen.

Wir warfen einander einen kurzen Blick zu, als der Lärm oben nachließ. Wir wussten, dass wir jetzt die Treppe raufmussten. Ich atmete zweimal tief durch und versuchte mich so entspannt wie möglich auf die Aufgabe zu konzentrieren.

Die Granaten hatten oben die Fenster bersten lassen, und auf der Marmortreppe lagen Glasscherben. Ein schwerer, beißender weißer Rauch hing in der Luft. Wir feuerten in die Schwaden am Ende der Treppe. Das musste als Sperrfeuer reichen.

Als ich gerade vier Schuss abgegeben hatte und halb die Treppe hoch war, hatte mein M-4 eine Ladehemmung. Keine Zeit, sie zu beheben, also ließ ich das Gewehr am Tragegurt hängen und zog meine Pistole aus dem Beinholster.

Der Schweiß lief mir in die Augen. Ich fokussierte auf das Korn der Pistole, arbeitete mich im Flur vor und bemühte mich, nicht auf Glassplitter zu treten. Jeden Augenblick konnte der Schütze hervorspringen und wieder das

Feuer eröffnen. Im Flur gab es keine Deckung. Wenn er sein Gesicht zeigte, würde er erschossen werden.

Vom Flur gingen drei Räume und an der Stirnseite ein Balkon ab. Meine Teamkameraden waren direkt hinter mir. Der SEAL neben mir sicherte mit ein paar anderen den ersten Raum zur Rechten. Der Boden dort lag voller Schlafmatten. Ich ging langsam weiter den Flur entlang durch den dichten Rauch.

Ich lief an der zweiten Tür auf der rechten Seite vorbei, und die Teamkameraden hinter mir sicherten ihn. Die letzte Tür des Flurs auf der linken Seite brachen die anderen SEALs auf und stürmten hinein. Aus dem zweiten Raum zur Rechten hörte ich das Gebrüll unserer Leute. Sie hatten eine AK-47 gefunden, aber keinen Schützen.

Direkt vor mir befand sich an der Stirnseite des Flurs die Balkontür. Ich drückte die Klinke. Abgeschlossen. Die anderen hatten die Waffe gefunden, aber niemand wusste, wo der Schütze steckte. Ich hatte eine Idee.

Ich wägte die Risiken ab. Trug er einen Sprengstoffgürtel? Gab es doch mehr als einen Schützen? Drinnen war von ihm keine Spur. Ich wurde nervös. Wie hatte das Arschloch sich so schnell aus dem Staub gemacht?

Die Treppe konnte er nicht runtergekommen sein. Ich behob die Ladehemmung meines M-4. Dann entriegelte ich die Balkontür und öffnete sie langsam. Vielleicht versteckte er sich draußen. Mir war nicht aufgefallen, dass die Tür sich nur von innen verriegeln ließ. Alles war so schnell gegangen, und so viel war passiert, dass ich mich nicht richtig auf Kleinigkeiten konzentrierte. Ich war überfordert. Der ganze Kampf lief für mich ab wie ein Autounfall.

Wenn man einen Autounfall erlebt, erinnert man sich hinterher meistens nur an die letzten zwei, drei Sekunden vor dem Knall. Würde man dann noch einen erleben und dann noch einen und noch einen, würde man sich mit jedem Mal hinterher an mehr Details des Unfallhergangs erinnern, weil man sich an die Bilder, Gerüche, Geräusche, Rhythmen und Geschwindigkeiten gewöhnt.

Ein Feuerkampf ist in vieler Hinsicht wie ein Autounfall. Man will ihn vermeiden; wenn er passiert, dann plötzlich; und wegen des Adrenalinschubs kann man sich nicht gut konzentrieren und die richtigen

Entscheidungen treffen. Es war einer meiner ersten Feuerkämpfe, und die Konzentration fiel mir schwer.

Mit dem jetzt wieder einsatzbereiten M-4 trat ich auf den Balkon.

Niemand da. Wo zum Teufel war er hin? Ich ging ans Ende des Balkons und suchte den Hof unter und das Dach über mir ab. Vor dem Haus standen unsere Wagen mit laufendem Motor. Niemals war er da runtergesprungen und entkommen. Der Schütze hatte sich in Luft aufgelöst.

Am Ende des Balkons schaute ich durchs Fenster in das Zimmer, in dem sie die AK-47 gefunden hatten. Dort standen meine Kameraden. Anscheinend hatten sie schon unters Bett und in den Holzkleiderschrank an der Wand gegenüber geschaut.

Gerade wollte ich zurück ins Haus gehen, als ich im Zimmer bei meinen Kameraden einen erwachsenen Iraker sah. Er hockte auf der Fensterbank hinter einem Möbelstück. Er war Anfang zwanzig und trug ein Unterhemd und Shorts. Er hatte wilde Haare und einen leichten Bartansatz auf den Wangen. Er hatte die Knie eng an den Oberkörper gezogen und regte sich so wenig wie möglich. Seine Augen waren geschlossen, also ahnte er nicht, dass ich ihn gesehen hatte.

Ich zielte mit dem M-4, aber ich durfte nicht schießen. Er war unbewaffnet, und außerdem standen meine Kameraden direkt hinter ihm. Vor dem Fenster befanden sich dicke, schwarze Metallstäbe. Ich schob den Gewehrlauf dazwischen hindurch und zerschlug das Glas. Der Schütze schreckte auf und sah mich an.

Ich holte aus und trieb ihm den Gewehrlauf ins Gesicht. Sein Kopf federte zurück, seine Lippe platzte auf, und Blut spritzte ihm übers Kinn und auf das dreckige Unterhemd. Er stöhnte und fiel von der Fensterbank auf den Boden. Meine Kameraden packten ihn, warfen ihn auf den Bauch und fesselten ihn. Später erfuhren wir, dass er der Sohn des irakischen Offiziers war. Er hatte seine AK-47 abgelegt und sich dann versteckt.

Als wir zurück ins Lager kamen, konnte ich mich auf nichts konzentrieren. Im Kopf spielte ich immer wieder die Mission durch. Die SEALs, die die AK-47 gefunden hatten, hätten auch den Sohn finden müssen, aber keiner von uns war mit dem Stress der Situation allzu gut klargekommen.

Erst Jahre später bei der Prüfung mit der Kapuze und dem geklebten Quadrat machte ich mir ernsthaft Gedanken darüber, wie man mit Stress umgeht. Dort lernte ich, dass man erst alle einzelnen Stressfaktoren

priorisieren und dann handeln muss. Man unterteilt das große Ganze in kleine Einzelhäppchen, mit denen man klarkommt. Über die Stressfaktoren, auf die man keinen Einfluss hat, macht man sich keine Gedanken. Die, auf die man einen Einfluss hat, arbeitet man einen nach dem anderen ab. Das geht alles auf BUD/S und den Elefanten zurück.

Wisst ihr, wie man einen Elefanten isst? Einen Bissen nach dem anderen.

Die Prüfung mit der Kapuze soll einen überfordern. Sie soll einen zu sehr schwierigen Entscheidungen zwingen, richtig oder falsch, Leben oder Tod, alles innerhalb weniger Sekunden. Im Feuerkampf stellen wir uns den gleichen Herausforderungen. Ich habe immer versucht, alles so einfach wie möglich zu halten. Man will nicht, dass ein Soldat wie gelähmt dasteht, wenn er mit mehreren Bedrohungen konfrontiert wird. Aber genauso wenig soll er drauflos schießen, ohne die Situation beurteilt zu haben. Er soll die Umstände erkennen, die Situation beurteilen, Prioritäten setzen und alles in kleine Einzelaufgaben einteilen, die er unmittelbar erledigen, eliminieren oder lösen kann. Durch fortdauerndes Üben, Wiederholung und Erfahrung können die meisten SEALs Stressfaktoren so schnell gewichten, dass dieser Prozess fast wie ein Instinkt funktioniert.

Wenn das passiert, wird alles ganz langsam.

Wie zum Beispiel bei der Prüfung mit der Kapuze während des S&T-Auswahlverfahrens. Sekunden nachdem die Ausbilder mir die Kapuze abgenommen hatten, erschoss ich den Geiselnehmer mit zwei Farbkugeln. Er war der erste Punkt auf meiner Checkliste. Der zweite Punkt waren die Männer hinter mir. Ich fuhr herum und brüllte sie an.

»Hände hoch!«, brüllte ich und zielte mit dem Gewehr auf die beiden. »Zurückbleiben!«

Wie der Geiselnehmer trugen sie Cargohosen und Baseball-Shirts. Sie waren unbewaffnet und hoben sofort die Hände. Mit langsamen, gezielten Schritten wichen sie zurück. Als sie ein paar Meter entfernt waren, befahl ich ihnen, sich hinzulegen.

»Gesicht auf den Boden«, rief ich. »Die Arme zur Seite.«

Sie gehorchten, und ich drehte mich wieder zu der blonden Frau um, die mir mit einer Pistole mitten ins Gesicht zielte.

»Scheiße, was machst du da?«, brüllte einer der Ausbilder auf dem Steg über mir.

Sie alle schrien mich an, weil ich nicht schnell genug handelte. Ich war zu bedacht vorgegangen. Ich hatte die einzelnen Bedrohungen nicht schnell genug abgearbeitet, und das hatte sich gerächt. Zum Glück waren diesmal so ziemlich alle durchgefallen. Autounfall Nummer eins abgeschlossen. Kein schönes Bild.

Ich verfluchte mich, weil ich so langsam gewesen war. Ich hatte mich zu lange auf die beiden Männer hinter mir konzentriert und die Frau ganz vergessen. Ich hatte sie nicht als Gefahr eingeordnet, aber im Einsatz, vor allem im Irak, versteckten Frauen oft Handys und Waffen. Bei meinem ersten Auslandseinsatz mit SEAL Team Five durchsuchten wir eine Frau, deren Mann wir gerade festgenommen hatten und fanden bei ihr mehrere Telefone und Pistolen. Während des gleichen Einsatzes wurden in Bagdad vier Frauen mit Sprengstoffgürteln festgenommen. Ein paar Monate danach sprengte sich eine als Mann verkleidete Selbstmordattentäterin außerhalb von Tall Afar im Nordirak in die Luft. Die Aufständischen wussten, dass wir keine Frauen durchsuchten. Das passierte uns danach aber nicht mehr.

Meine erste Kapuzenprüfung während des S&T-Auswahlverfahrens hatte ich nicht bestanden, aber ich hatte meine Lektion gelernt. Überblick verschaffen, priorisieren und handeln. In meiner Laufbahn würde ich noch hunderte Male den »Autounfall« eines Feuerkampfs erleben und schneller mit neuen Stressfaktoren konfrontiert werden, als ich es damals bei der Kapuzenprüfung jemals geahnt hätte. Außerdem würde ich scharfe Munition abfeuern und keine harmlosen Farbkugeln, und es würde um mein Leben und das von anderen gehen. Und jedes Mal würde ich etwas Lebenswichtiges lernen.

KAPITEL 5

Sichere Rückkehr ungewiss

– EINE FRAGE DER EINSTELLUNG –

Ich schob mir das Gewehr auf den Rücken und kletterte die Metallleiter hinauf. Bei jedem Tritt hörte ich sie an der Hauswand kratzen.

Mein Teamkamerad hatte schon das Dach erreicht und sich über die kleine Brüstungsmauer geschoben. Sekunden später hievte auch ich mich mit meinen dreißig Kilo Schutzweste und übriger Ausrüstung hinüber. Unten bezogen die anderen langsam an der Tür des Zielobjekts Position.

Wir waren das »Roof Team« und sollten das Geschehen von oben überwachen. Wir stürmten einen Unterschlupf der Aufständischen, und mein Team sollte den Angriff vom Dach aus decken. Falls wir vom Dach aus ins Gebäude kamen, würden wir die Treppe hinunter vorrücken, während die Bodenteams uns entgegenkamen. Theoretisch wären die Feinde dann zwischen uns gefangen – idealerweise, bevor sie zur Gegenwehr gekommen waren.

Es war 2006, und der Irak hatte oberste Priorität. Die eingesetzte Army-Einheit hatte schwere Verluste erlitten und brauchte Ersatz. Ich hatte erst einen knappen Monat meines ersten Einsatzes mit meiner eigenen Einheit hinter mir, als mein Sechs-Mann-Team zur Unterstützung aus Afghanistan in den Irak verlegt wurde. Anfangs dachten wir, dass wir dort als komplettes Team eingesetzt würden. Als wir da waren, wurden wir dann aber doch aufgeteilt.

Wir landeten auf der militärischen Seite des Baghdad International Airport und fuhren von dort in die Grüne Zone, einen abgezäunten Bereich, in dem die Koalitionskräfte sich niedergelassen hatten. Ich war mit dem SEAL Team Five schon mal im Irak gewesen, also kam mir alles bekannt vor. Gegen Ende des Einsatzes war ich auch in Bagdad selbst gewesen. Damals waren wir alle noch ganz neu und hatten kaum Kampferfahrung. Aber als wir

diesmal in Bagdad landeten, war es anders. Es lag eine Energie in der Luft, ein kollektives Selbstbewusstsein der gesamten mittlerweile kampferprobten Streitkräfte.

Ich war in meinem Team noch ziemlich neu, und ich hatte noch nie mit der Army zusammengearbeitet, aber Gerüchte gehört, dass wir mit denen nicht gut klarkamen. Es gab immer einen Wettstreit zwischen uns, wahrscheinlich weil beide immer die Besten sein wollten. Es gab Schießwettbewerbe und andere Übungen, bei denen die beiden sich immer aneinander maßen. Deshalb hatte ich eine gewisse Spannung erwartet, die ich aber nie erlebte. Das ganze alte Drama darum, wer besser war, hatte aufgehört, als der Krieg angefangen hatte. Wir waren alle auf derselben Seite. Mein neues Team öffnete sich mir, ließ mich hinein und machte mich zu einem echten Mitglied. Niemand interessierte sich dafür, wer auf dem Schießstand besser abschnitt, wenn wir alle einen gemeinsamen Feind bekämpften.

Als ich gelandet war, begrüßte mich Jon, mein neuer Teamführer, im Gefechtsstand und führte mich zu meinem Zimmer. Er zeigte mir auch die Truppenküche und den Kraftraum und stellte mich den anderen Teammitgliedern vor. Mein neues Team bestand anscheinend aus sehr ähnlichen Männern wie den SEALs aus dem alten Team. Wir hatten die gleiche Ausrüstung, die gleichen Taktiken und die gleiche Befehlsstruktur. Das hier waren Army-Leute, und ich war von der Navy, also gab es hier und da schon kulturelle Unterschiede, aber das Grundsätzliche war gleich.

Von Anfang an bezog Jon mich immer mit in die Planung ein. Es gab keinen Moment, in dem ich mich nicht wie ein vollwertiger Teil des Teams fühlte, und vor allem waren Jon und die anderen immer offen für meine Vorschläge.

Ein paar Wochen nach meiner Ankunft planten wir eine Mission. Mein Team sollte mit einem MH-6 Little Bird auf dem Dach des Ziels landen und das Haus von oben stürmen. Jon stellte die Liste der Soldaten auf, die mitkommen sollten.

»Wir haben diesmal nicht so viele Plätze, Jungs«, sagte Jon.

Er kalkulierte, wie wir unter dem Maximalgewicht bleiben konnten. Ich war mir sicher, ich würde zurückbleiben müssen. Ich war der Neue und außerdem ein SEAL. Am Ende der Sitzung verließen alle den Gefechtsstand, und auch ich nahm meine Unterlagen und wollte auf mein Zimmer gehen.

»Hey«, sagte Jon. »Du bist heute Abend dabei.«

Später sah ich Jon mit dem anderen Neuen im Team reden. Diesmal blieb er zurück. Als wir das nächste Mal das Maximalgewicht überschritten, war ich dran. Jon achtete genau darauf, dass er mich und den anderen Neuen abwechselte, damit sich niemand benachteiligt fühlte. Klar war ich immer noch der Neue, sowohl in meiner eigentlichen Einheit als auch hier bei der Army, aber es freute mich, dass Jon mich als Teil seines Teams betrachtete.

Schon nach ein paar Missionen war ich voll angekommen, und niemand sah mich mehr als den Aushilfs-SEAL. Ich war einfach einer von ihnen, wenn auch einer der beiden Neuen.

Ich hatte diese Männer gerade erst kennengelernt, aber ich vertraute ihnen schon mein Leben an und umgekehrt. Ich wusste, dass sie ihr Leben riskieren würden, um meins zu retten, und ich würde es für jeden von ihnen genauso tun. Diesen problemlosen Anfang verdanke ich Jon. Er war einer der besten Teamführer, die ich während meiner ganzen Laufbahn kennengelernt habe. Sein Team und alle anderen respektierten ihn nicht nur, weil er der Chef war. Diesen Respekt hatte er sich durch seine Charakterstärke, seine Führung und seine Besonnenheit im Kampf verdient. Er wirkte, als könnte ihn nichts aus der Ruhe bringen. Ich sah in ihm von Anfang an ein Vorbild.

Im Laufe meiner Zeit als SEAL wurde mir klar, dass jede militärische Spezialeinheit ähnlich denkt. Wir sind alle gleich gestrickt. Am Anfang stand für jeden von uns eine grundsätzliche Zielstrebigkeit. In der Vergangenheit, vor allem in Friedenszeiten, gab es eine Rivalität zwischen den verschiedenen Spezialeinheiten. Aber sobald scharf geschossen wird, weicht diese Rivalität einem unerschütterlichen Teamgeist, denn wir alle waren uns einig, dass wir unsere Mission erfüllen und heil wieder nach Hause kommen wollten.

Man kann sich eine Spezialeinheit – SEALs, Army Special Forces, Rangers oder die Air Force Pararescuemen und Combat Controllers – als ein Boot vorstellen, bei dem jeder mitrudert. Vom Offizier runter bis zum Neuling sind alle dazu ausgebildet, als Erstes ans Team zu denken und alles zu tun, damit die Mission erfüllt wird.

Die gleiche Mentalität habe ich auch bei der Zusammenarbeit mit den internationalen Spezialeinheiten gesehen.

Das hatten alle Einheiten gemeinsam, mit denen ich jemals zusammengearbeitet oder geübt habe. Manchmal weichen die Ausrüstung und die Taktiken ein bisschen ab. Manche Einheiten haben schickere Spielzeuge, aber am Ende spielt es keine Rolle, ob man das teuerste Gewehr oder das exklusivste Training hat. Wir hatten uns alle für die härteste Ausbildung gemeldet, die wir in unseren jeweiligen Ländern bekommen konnten. Wir alle haben gelernt, uns weit über die üblichen körperlichen und geistigen Grenzen hinaus zu fordern.

Einheiten wie die SEALs gibt es schon, seit es Krieg gibt. Die alten Griechen hatten Spezialeinheiten, und George Washingtons Armee setzte während der Amerikanischen Revolution Scharfschützen ein.

Aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde überlegt, wie man Spezialkräfte am besten auswählt und ausbildet. Der erste Schritt war immer, Leute mit der richtigen Grundeinstellung für das gemeinsame Ziel der Gruppe zu finden. Diese Grundeinstellung ist der gemeinsame Nenner.

Als Charlie Beckwith 1965 in Vietnam ankam, erhielt er das Kommando über Project Delta – Detachment B-52. Diese Aufklärungseinheit wurde ins Leben gerufen, um entlang des Ho-Chi-Minh-Pfads und innerhalb von Südvietnam den Feind auszuspähen. Als Beckwith die Einheit übernahm, feuerte er als Erstes einen Großteil der Soldaten, um dann mit diesem Flyer Neuzugänge anzuwerben:

> GESUCHT: Freiwillige für Project Delta. Orden, Sarg oder beides garantiert. Anforderungen: Nur Freiwillige. Mindestens seit sechs Monaten im Land. Mindestens eine CIB (Combat Infantry Badge). Dienstgrad ab Sergeant aufwärts. Andernfalls sprechen Sie mich gar nicht erst an.

Er suchte Männer wie meine Teamkameraden, die niemals aufgaben und alles tun würden, um die Mission zu erfüllen. Von der auf dem Flyer eingeforderten Grundmentalität ausgehend, gründete Beckwith später [redacted], wobei er sich auf Erfahrungen mit dem britischen SAS stützte.

Aber so etwas gibt es nicht nur beim Militär. Berichten zufolge schaltete Ernest Shackleton, der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts drei britische Antarktis-Expeditionen leitete, in einer Londoner Zeitung eine Anzeige, in der er den gleichen Typ Mann suchte:

> Männer für gefährliche Reise gesucht. Niedrige Bezahlung, bittere Kälte, lange Arbeitstage bei teilweise völliger Dunkelheit. Sichere Rückkehr ungewiss. Ehre und Anerkennung bei Erfolg.

Sowohl für Beckwiths Project Delta als auch für Shackletons Expedition hätte ich mich freiwillig gemeldet.

Ich wollte noch nie die ganz normalen Sachen machen. Durchschnitt reicht mir nicht. In den Spezialeinheiten darf niemand durchschnittlich sein, weil unsere Missionen nie einfach sind. Sowohl Shackleton als auch Beckwith suchten Männer mit einer ähnlich zielgerichteten Mentalität. Wenn auch nur eins der Crewmitglieder nicht aus den richtigen Gründen dabei war und sich nicht voll für das größere Ganze einsetzte, lag die Wahrscheinlichkeit eines Scheiterns gleich viel höher. Und Scheitern wird in Spezialeinheiten nie hingenommen.

In den meisten Nächten stand ich auf einer der Kufen eines Little Bird – eines MH-6-Helikopters der 160th Special Operations Aviation Regiment – und fegte über die Dächer hinweg. Ich seilte mich per »fast roping« auf das Dach eines Gebäudes ab und stürmte die oberen Stockwerke, während meine Kameraden von der Straße aus ins Gebäude kamen. Diese Art von Mission war eigentlich nicht mein Spezialgebiet, aber ich war ja auch gerade nicht bei den SEALs, sondern bei der Army. Wir fuhren eine Riesenkampagne gegen al-Qaida im Irak.

Wir nannten uns das »Baghdad SWAT-Team«.

Aber in manchen Nächten hatten wir keine Little Birds. Wenn wir dann aufs Dach wollten, mussten wir klettern.

Als ich über die Brüstungsmauer gestiegen war, schaute ich über die Schulter und sah, dass auch Jon schon oben war. Ich lief ans andere Ende des Dachs, um nach Feinden Ausschau zu halten. Das Dach war geziegelt und zu allen Seiten von einer halbmeterhohen Brüstungsmauer umgeben. In der Mitte gab es eine Tür, und an den Hausecken waren Unmengen von Satellitenschüsseln in allen Formen und Farben angebracht. Über den Straßen und Gassen hingen dicke Stromkabelbündel von Haus zu Haus.

Ich hatte eine Karte der Umgebung im Kopf und wusste, dass unser Ziel am anderen Ende des Dachs war. Über Funk hörte ich die Bodenkräfte nach der richtigen Tür suchen. Der feindliche Unterschlupf befand sich in einem

Doppelhaus, und unsere Leute waren sich uneins, welche Tür sie aufbrechen sollten.

Aus meiner Position drei Stockwerke darüber konnte ich unsere Wagen sehen. Ich hörte es wummern, und die Army-Soldaten unten stürmten das Haus. Ich hielt vom Dach nach jeglichen Bewegungen ausschau.

Dann kamen neue Funksprüche. Die Jungs hatten die falsche Seite des Doppelhauses erwischt. Jetzt liefen sie zur anderen. Ich hörte eine AK-47-Salve und Gebrüll.

»Die hauen ab«, kam über Funk.

Sie mussten ganz nah sein, aber ich konnte sie nicht sehen. Die Gasse nördlich des Zielobjekts hatten wir nicht im Blick, weil dazwischen ein weiteres Gebäude stand. Wir mussten auf das andere Dach, aber wir hatten keine Zeit, um runterzuklettern und uns im anderen Gebäude Stock für Stock zum Dach vorzuarbeiten.

Dann sah ich auf unserem Dach eine Leiter liegen. Sie war wohl lang genug, um bis zur Brüstungsmauer auf dem Nachbarhaus zu reichen. Von dort hätten wir perfekte Sicht auf die Gasse, durch die die feindlichen Kämpfer flohen.

Ich schaute zu Jon rüber, aber der war mit dem Funkgerät beschäftigt, das immer weiter Meldungen von fliehenden Kämpfern ausspuckte. Im Gebäude hatten unsere Leute ein Waffen- und Sprengstofflager entdeckt.

Ich wollte meinen Teil tun, also griff ich mir die Leiter. Sie war aus Holzresten zusammengenagelt. Manche der Sprossen hingen nur an einem Nagel und etwas Draht. Ich legte mir die Konstruktion über die Schulter und lief an die Dachkante, wo ein anderer Teamkamerad auf mich wartete.

»Meinst du, die Hadschi-Leiter hält uns aus?«, fragte er.

Wir waren drei Stockwerke über dem Boden. Ich stand an der Brüstungsmauer und sah mir den Abgrund zwischen den Häusern an. Er war knapp fünf Meter breit.

»Wenn wir uns flach hinlegen und rüberkriechen, müsste es gehen«, erwiderte ich und hoffte es selbst eher, als dass ich es glaubte.

»Das finden wir wohl gleich heraus«, sagte er mit einem Grinsen.

Wir wollten beide unbedingt verhindern, dass die Kämpfer flohen oder womöglich einen Hinterhalt vorbereiteten. Wir schoben die Leiter vorsichtig aufs andere Dach. Mein Teamkamerad ging als Erster. Er schob sich auf dem Bauch nach drüben, während ich die Leiter festhielt und das andere Dach

beobachtete. Als ich dran war, schob ich mir das Gewehr auf den Rücken und machte mich auf den Weg.

Unwillkürlich dachte ich wieder an Alaska. Über dünnes Eis kommt man nur, wenn man sein Körpergewicht so weit verteilt wie möglich. Wenn man sich hinstellt, ist das ganze Gewicht auf einen Punkt konzentriert, und man bricht sofort ins eiskalte Wasser ein. Die Aktion mit der Leiter war mindestens genauso gefährlich. Ich war drei Stockwerke über der Erde, außerdem waren feindliche Kämpfer unterwegs, und gleich würde ich dieser klapprigen irakischen Leiter mein Leben anvertrauen.

In Alaska hatte ich wenigstens keine dreißig Kilo Ausrüstung mit mir herumgeschleppt.

Ich atmete zweimal tief durch und konzentrierte mich. Wieder musste ich mich in meine Armlängenwelt versetzen, denn Höhenangst hatte ich immer noch.

Ich arbeitete mich Zentimeter für Zentimeter vor. Unten erspähte ich einen riesigen Müllberg. Er schien hauptsächlich aus Küchenabfällen zu bestehen – gammelige Essensreste und Verpackungen. Es sah aus, als wäre einmal ein Auto in den Müllhaufen gerast, weil auch sonst in der Gasse kreuz und quer Plastiktüten und anderer Dreck verteilt lagen.

Ich hielt nicht an und erreichte schließlich das andere Dach. Sofort stand ich auf und rannte zum anderen Rand, wo ich nach den flüchtigen Kämpfern suchte. Hätten wir gezögert oder uns gegen die Leiter entschieden, wären sie entkommen. Die Kämpfer sprinteten mit ihren Gewehren durch die Gasse davon.

Der Ziellaser meines Teamkameraden senkte sich auf den linken Kämpfer. Ich nahm mir den rechten vor. Wir eröffneten das Feuer und schossen die beiden nieder, bevor sie das Ende der Gasse erreicht hatten. Als die Bodenleute die falsche Tür gestürmt hatten, hatten die beiden Glück gehabt, aber damit war es jetzt aus gewesen.

Vom anderen Dach aus hatte Jon die Schüsse gehört. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie er zur Kante lief, wo immer noch die Leiter lag. Ich wandte mich wieder der Gasse zu. Die Bodenleute sicherten einen Raum nach dem anderen und fanden mehrere Waffen, aber es war unklar, wie viele Kämpfer sich noch im Haus befanden.

Über mir hörte ich AH-6 Little Birds kreisen. Sie waren mit Raketen und Maschinengewehren bewaffnet und konnten jederzeit eingreifen, falls wir

Probleme bekamen. Nach der ersten Meldung von fliehenden Kämpfern zogen sie immer weitere Kreise um das Ziel.

Dann hörte ich einen dringenden Funkspruch.

»Wir haben einen Verwundeten«, gab der Pilot des Little Bird durch.

Ein paar Sekunden später wiederholte er:

»Wir haben einen Verwundeten.«

Erst nahm ich an, die Jungs unten hätten bei der weiteren Durchsuchung des Hauses etwas abbekommen. Dann meldete der Pilot sich wieder.

»Wir haben einen Verwundeten circa hundert Meter südlich des Zielgebäudes.«

Das ergab doch keinen Sinn. Ich stand doch mit Jon und meinem Team hundert Meter südlich des Ziels. Wir hatten Feindkontakt gehabt, aber uns konnte der Pilot doch nicht meinen. Uns ging es gut. Die feindlichen Kämpfer hatten keinen einzigen Schuss abfeuern können.

Ich schaute zu meinem Teamkameraden rüber. Er zuckte die Schultern. Dann drehte ich mich nach Jon um, was er wohl dazu sagte.

Jon war weg.

»Wo ist Jon hin?«, fragte ich den anderen. »Er war doch eben noch da vorne und hat gefunkt.«

»Wo ist die Leiter?«, fragte der andere.

Scheiße.

Wir sprinteten an die Dachkante. Die Leiter war weg. Ich lehnte mich vor und sah Jon auf dem Müllberg liegen. Sein Helm war zur Seite abgerutscht, und ich hörte ihn leise stöhnen, während er sich vor Schmerzen wand.

»Roger, habe Sichtkontakt«, gab ich per Funk durch. »Er liegt in der Gasse zwischen den Gebäuden direkt südlich des Ziels.«

Der Helikopterpilot hatte ihn stürzen sehen und das an die Bodenleute durchgegeben. Jetzt wollten die Sanitäter wissen, wie sie zu ihm hinkamen.

»Hol deine GRG raus, dann können wir sie zu ihm hinlotsen«, sagte mein Teamkamerad. »Wir müssen mit da runter.«

Wir bekamen immer noch Meldungen von weiteren Kämpfern in der Gegend rein. Wenn die zufällig auf Jon stießen, war er tot. Ich holte meine GRG raus – meine Gridded Reference Graphic, eine kleine Karte der Gegend, auf der die Gebäude durchnummeriert sind, und führte die Leute am Boden zu Jon.

GRGs basieren meistens auf Satellitenfotos der Gegend und sorgen dafür, dass die Jungs am Boden die gleiche Perspektive wie die Piloten haben, was zum Beispiel für Luftschläge wichtig ist.

»Er liegt in der Gasse am Schnittpunkt von Echo Four und Delta Eight«, gab ich durch.

Die Bodenkräfte schickten sofort ihr Sanitätsteam zu den Koordinaten. Wir blieben auf dem Dach und deckten Jon, bis unsere Leute in die Gasse kamen. Dann sahen wir uns nach einem Weg vom Dach um. Auf das erste Dach konnten wir nicht zurück, weil die Leiter in zwei Teilen in der Gasse lag. Dieses Dach sah genauso aus wie das erste und hatte eine Tür zu einer Treppe nach unten. Sie war unverschlossen.

Ich konzentrierte mich und beruhigte mich, so gut es ging. Ich machte mir große Sorgen um Jon. Über die Monate war er ein Mentor und Freund für mich geworden. Er und die anderen Army-Leute aus dem Team waren genauso meine Brüder geworden wie vorher die SEALs. Ich hätte es nicht ertragen, wenn ihm etwas zugestoßen wäre. Vom Dach aus hatte er nicht gerade gut ausgesehen, aber ich hatte ihn stöhnen hören, und von der Erste-Hilfe-Ausbildung wusste ich, dass das ein gutes Zeichen war.

»Los geht's«, flüsterte mein Teamkamerad und zeigte auf die Tür nach unten.

Das Gewehr schussbereit im Anschlag, ging ich langsam die Treppe hinunter. Wenn man in Bagdad ein Haus betrat, musste man auf alles gefasst sein. Von außen wusste man nie, wie es drinnen aussah. Oft stürmten wir Gebäude, die von außen völlig heruntergekommen gewirkt hatten, innen dann aber Ausstattung vom Feinsten hatten.

Als ich Minuten zuvor über die Leiter herübergerobbt war, hatte ich mir überhaupt keine Gedanken über das Haus gemacht. Die Treppe vom Dach führte auf einen Flur im zweiten Stock eines Privathauses. Meine Stiefel quietschten auf dem Marmorboden, als wir auf die Treppe nach unten zugingen. Im Vorbeigehen warf ich in jedes Zimmer einen kurzen Blick, ob sich irgendwo ein Kämpfer versteckte, das war alles. Wir sicherten die Räume nicht richtig. Wir wollten einfach nur raus und zu Jon.

Eine Marmortreppe führte vom zweiten Stock bis ins Erdgeschoss. Von der Treppe aus sah ich einen Mann weiter unten auf dem Treppenabsatz stehen. Er trug eine Dischdascha, ein langes arabisches Männergewand, und

Sandalen. Die Arme hatte er ausgestreckt und halb angehoben, wohl damit ich sah, dass er unbewaffnet war.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er auf Englisch mit nur leichtem Akzent.

Eigentlich hätte ich ihn angebrüllt, er solle sich auf den Boden legen, aber das fast perfekte Englisch hatte mich aus dem Konzept gebracht.

»Wir müssen nach unten«, sagte ich.

»Folgen Sie mir«, erwiderte er.

Ich blieb nah hinter ihm und hielt das Gewehr auf seinen Rücken gerichtet, als er uns in den ersten Stock führte. Ich traute ihm nicht, hielt es aber auch nicht für wahrscheinlich, dass er Kämpfer im Haus hatte. Wahrscheinlich wollte er nur, dass wir auf dem Weg nach draußen nicht alles kurz und klein schlugen.

»Ich bin Professor«, sagte er.

Ich antwortete nicht. Es war mir eigentlich egal. Ich wollte nur aus dem Haus raus und nach Jon sehen. Meine Mission hatte als ganz normaler Zugriff angefangen, aber als Jon sich verletzt hatte, hatte sie sich geändert.

Der Professor führte uns zur Haustür und schloss sie auf. Dann öffnete er sie und trat zur Seite. Mein Teamkamerad befahl dem Professor, von der Tür wegzubleiben und sich ruhig zu verhalten. An der Schwelle blieb ich stehen und schaute nach draußen, ob sich irgendwo Kämpfer versteckten. Da ich keine fand, ging ich voran in die Gasse.

Neben Jon kniete ein Sanitäter. Jon war bei Bewusstsein und stöhnte immer noch. Er war drei Stockwerke tief auf einen Müllhaufen gefallen. Das war wohl das erste Mal, dass so ein Haufen im Irak jemandem das Leben rettete. Normalerweise waren das in den Straßen und Gassen der irakischen Hauptstadt eher gängige Bombenverstecke.

Der Sanitäter sprach mit Jon.

»Kannst du aufstehen?«

»Ja«, erwiderte Jon.

Er hatte sich nichts gebrochen. Er ächzte laut, als wir ihm aufhalfen und ihn zu unserem Wagen führten. Er ließ sich auf die Rückbank sacken und atmete lang aus. Er wollte sich die Schmerzen nicht anmerken lassen.

»Scheiße, Mann, die Leiter ist gebrochen«, sagte er.

Er hatte nicht gesehen, wie wir die irakische Leiter hingelegt hatten, und als er dann Schüsse hörte und schnell zu uns rüberkommen wollte, nahm er

einfach an, es wäre eine von unseren Metallleitern, die wir immer dabeihatten. Er wollte uns so schnell wie möglich unterstützen.

Er stieg aufrecht auf die Leiter, statt auf dem Bauch sein Gewicht zu verteilen wie wir. Dann trat er auf eine Sprosse nach der anderen, die mit altem Draht und rostigen Nägeln befestigt war. Er war drei Stockwerke in der Höhe und trug gut dreißig Kilo Ausrüstung. Außerdem hatte er ein Nachtsichtgerät auf, und obwohl unsere zu den besten gehören, fällt einem auch mit denen die Tiefenwahrnehmung schwer.

Schon tagsüber und auf einer Metallleiter wäre es nicht leicht gewesen, aber Jon versuchte dieses Kunststück auch noch mitten in der Nacht während eines Feuerkampfs. Er kam bis zur Mitte und hätte es wohl auch ganz geschafft, wäre die Leiter nicht unter seinem Gewicht in der Mitte gebrochen.

Ich konnte kaum glauben, was er mir erzählte. Es brauchte einen anständigen Arsch in der Hose, um so etwas zu versuchen. Ich witzelte, dass der wohl zu schwer für die Leiter gewesen war.

Bald danach schlossen wir die Mission ab und fuhren zurück zum Palast. Jon ächzte bei jeder Bodenwelle, und im Irak sind die nicht selten. Als wir zurück waren, ging er nicht ins Lazarett. Er blieb die ganze Nachbesprechung über dabei und legte sich dann ins Bett. Er nahm sich zwei Tage frei und meldete sich dann wieder uneingeschränkt zum Dienst. Er hatte sich nur ein paar blaue Flecken zugezogen, keine ernsten Verletzungen.

Als ich ihn nach zwei Tagen schon wieder auf einer Kufe eines Little Bird zu einem neuen Ziel fliegen sah, war ich erleichtert, aber nicht so erleichtert wie er. Hätte er eine Mission verpasst und zuschauen müssen, wie wir uns ohne ihn in Gefahr begaben, wäre das sicher noch viel schlimmer gewesen als jeder Schmerz von dem Sturz.

Mit Jon halte ich bis heute Kontakt. Letztes Jahr war ich auf seiner Abschiedsparty von den Streitkräften. Es war eine kleine Veranstaltung im engsten Kreis. Jon hatte immer noch den muskulösen Brustkorb, aber keinen Bart mehr. Wie ich sah er älter aus. Nicht unbedingt wegen der vergangenen Zeit, sondern vielmehr wegen allem, was er mitgemacht hatte. Er hatte seinem Land mehr als zwanzig Jahre lang gedient.

Jon nennt mich seinen »Lieblings-SEAL«. Darauf bin ich sehr stolz, denn er war nicht nur einer der besten Teamführer, die ich während meiner

ganzen Laufbahn kennengelernt hatte, er ist auch ein Freund fürs Leben geworden. Auch als ich aus dem Irak zurück war, hielten wir immer den Kontakt, selbst wenn wir noch so viel zu tun hatten. Wir unterhielten uns nicht nur über die Tagesgeschehnisse, sondern wir verglichen vor allem auch immer die aktuellen Taktiken und Techniken unserer jeweiligen Einheiten. Für uns hatte die Rivalität zwischen Army und Navy geendet, und wir waren alle ein großes Team, das füreinander da war. Jon war mein Partner vom »grünen Verein«.

Als ich in Bagdad ankam, war ich ein nervöser Neuling gewesen, der nicht wusste, ob er zu den Army-Leuten passte. Doch ich spürte fast sofort, dass wir die gleiche Grundeinstellung hatten. Wir alle tickten ähnlich, also wurde ich schnell ein echtes Mitglied des Teams. Wir hielten uns nicht mit sinnlosen Rivalitäten wegen der Farbe unserer Uniform auf. Wir benutzten vielleicht verschiedene Ausrüstung und hatten andere Auswahlverfahren, aber im Kopf waren wir alle gleich.

Wir alle hatten uns für die gefährlichsten Missionen freiwillig gemeldet, bei denen laut Beckwith »ein Orden, ein Sarg oder beides« zu erwarten waren. Wir alle nahmen die »niedrige Bezahlung, bittere Kälte und langen Arbeitstage bei teilweise völliger Dunkelheit« in Kauf, weil wir eher sterben als versagen wollten.

Aber vor allem ordneten wir uns alle dem Team unter und akzeptierten nie weniger als die absolute Bestleistung voneinander. Das ist leicht zu sagen oder zu schreiben, aber schwer zu leben. Doch mit solchen Männern diente ich in den Spezialeinheiten, mit Männern, die die gleiche Zielstrebigkeit und die gleiche Mentalität teilten.

KAPITEL 6

Die Falle

– VERTRAUEN –

Ich stand im Gefechtsstand und starrte einen riesigen Flachbildfernseher an. Neben mir kratzte Scott sich am Bart und schüttelte den Kopf.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, sagte er.

Scott war einer der Älteren im Team. Er war schon lange genug dabei, um zu wissen, wie eine Mission aussah, bei der alles stimmte.

Der Anfang meiner Ausbildung war gut neun Jahre her, und auch mein Irak-Einsatz lag weit in der Vergangenheit. Der Krieg war nach Afghanistan gewandert, dann wieder in den Irak und schließlich wieder nach Afghanistan. Ich war auf Hunderten von Missionen gewesen und hatte alle möglichen verschiedenen Ziele angegriffen. Auch ich wusste mittlerweile, wie ein gutes Ziel aussah, und dieses hier ergab einfach keinen Sinn.

Das Gebäude auf der Drohnenaufnahme sah wie jedes andere keksfarbene Haus in Afghanistan aus. Die Mauern – aus Lehm und Steinen – waren drei bis vier Meter hoch, und es gab ein Metalltor. Der Komplex stand allein zwischen Feldern. An einer Seite der Felder verlief eine Baumreihe. Einen knappen halben Kilometer entfernt standen weitere, kleinere Gebäude.

Draußen spielten keine Kinder. Auf dem Hof arbeiteten keine Frauen. Niemand ging ein und aus. Hier grasten keine Ziegen oder Kühe. Auf den Feldern waren keine Männer. Das Haus wirkte völlig verlassen, angeblich befand sich dort aber ein hoher al-Qaida-Führer.

Zu diesem Zeitpunkt des Krieges fand man in Afghanistan nur noch selten hohe al-Qaida-Leute. In der Regel jagten wir eigentlich nur kleinere Freizeit-Taliban-Kämpfer, die tagsüber auf den Feldern arbeiteten. Die großen Taliban-Führer hielten sich außerhalb unserer Reichweite auf der anderen Seite der pakistanischen Grenze auf. Ein erfahrener feindlicher Anführer hätte es besser wissen müssen. Wenn sich hier ein al-Qaida-Kommandeur

im Haus versteckte, wo war dann seine Leibwache? Niemand kam zum Haus und holte sich seine Befehle ab. Warum sollte ein al-Qaida-Kommandeur ohne jeden Schutz über die Grenze kommen und in ein verlassenes Haus einziehen?

Das passte nicht zusammen. Scott hatte recht. Das Ziel konnte nur eine Falle sein.

Unsere gemeinsame Erfahrung hätte wohl jeden von uns zu dem Ergebnis geführt. Über die letzten Jahre hatten unsere Spezialkräfte Taliban- und al-Qaida-Führer und Bombenbauer gejagt. Wir kannten ihre Bewegungsmuster und warteten die perfekte Gelegenheit zum Zuschlagen ab. Wenn ein Ziel festgelegt worden war, zogen wir los und machten es unschädlich. Das machten wir schon so lange, dass es uns wie ein ewig langes, frustrierendes Schlag-die-Ratte-Spiel vorkam, bei dem man an einer Stelle draufhaut und sofort der nächste Terrorist aus einem anderen Loch hervorkommt. Wenn wir den Kopf einer Bombenzelle ausgeschaltet hatten, fand sich sofort ein neuer. Wir beendeten den Aufstand nicht, sondern wir hackten nur immer wieder kleine Teile ab. Ein Aufstand muss nicht gewinnen, er muss nur überleben.

Mich interessierte nur das Praktische: die Sicherheit meines Teams, die erwartete Anzahl feindlicher Kämpfer, unser Weg rein und wieder raus. Wir waren mittlerweile sehr erfahren in diesem Spiel, und bei diesem Wechsel im Vorgehensmuster schrillten bei uns allen die Alarmglocken. Die große Gesamtstrategie interessierte mich wenig, wenn ich das Ziel vor Augen hatte. Die große Strategie war Sache der Admiräle und Politiker, nicht der Männer am Boden.

Unser Gebietskommandeur hatte beschlossen, dass wir das Haus stürmen sollten. Er war ein Colonel von den Army Rangers, der für drei Monate hier war, und er hatte seine große Chance gewittert, einen hohen al-Qaida-Kommandeur gefangen zu nehmen oder zu töten.

»Der will den Punkt ›AQ-Kommandeur getötet‹ abhaken, damit er General werden kann«, witzelte Scott. »Los, Jungs, auf ihn!«

Der Befehl hatte mir Bauchschmerzen bereitet. Wenn der Colonel einen hohen al-Qaida-Mann mit einer Einheit unter seinem Kommando ausschaltete, sah das natürlich gut aus. Aber ich vermutete, dass der Colonel das Muster genauso erkannte wie wir und nur sichergehen wollte, dass sich in dem Haus nicht doch jemand Wichtiges befand. Wir bekämpften alle den

gleichen Feind, und er tat wohl nur, was er für notwendig hielt. Es ist verdammt schwer, in solchen Situationen nicht wütend zu werden, vor allem, wenn einem nicht vertraut wird und so viel auf dem Spiel steht.

Im Laufe meiner Zeit als SEAL lernte ich, dass ich meinen Vorgesetzten wie meinen Untergebenen durch gute Kommunikation sehr helfen konnte.

Unser Troop Commander erklärte dem Army Colonel unsere Einwände, aber der war nicht zu bewegen. Der Troop Commander war unser höchster Offizier. Für unsere Einheit war er zwar wichtig, aber eigentlich kam er gerade erst aus der Offiziersausbildung. Unser Troop Chief dagegen gehörte schon länger zur Führung der Einheit, als der Offizier überhaupt in der Navy war. Der Troop Chief war der ranghöchste Unteroffizier der Einheit. Er war so ziemlich der Mafia-Don, der inoffizielle Boss. Weil bei uns Erfahrung das Wichtigste ist, trafen eigentlich die dienstältesten Unteroffiziere alle Entscheidungen.

Sowohl der Troop Commander als auch der Troop Chief erklärten dem Ranger Colonel, dass wir auf früheren Einsätzen schon solche Häuser gesehen hatten. Sie waren eine große Sprengfalle, die losgehen sollte, wenn wir kamen.

Weil wir uns Afghanistan mit den Army Rangers teilten, wechselte das Kommando über das Gebiet alle drei Monate zwischen einem SEAL- und einem Ranger-Offizier. Das war nicht optimal, da SEALs und Rangers völlig gegensätzliche Kulturen haben, sodass sich immer eine Seite dem völlig ungewohnten Führungsstil des Kommandeurs anpassen musste. Wir hatten alle die gleichen Ziele, aber unsere Art und Weise, sie umzusetzen, war ganz anders.

Wie die Navy hat auch die Army ihre eigenen eingeschliffenen Vorgehensweisen. Den großen Unterschied kann man ganz einfach zusammenfassen: Die Rangers denken und planen von oben nach unten. Die SEALs denken und planen von unten nach oben.

Bei uns planen grundsätzlich die Unteroffiziere, die Teamführer und Troop Chiefs, jeden Angriff. Wir sind zum unabhängigen Denken ausgebildet, wir sind keine Roboter. Bei den Rangers war es so ziemlich das Gegenteil. Ein Ranger-Kommandeur sagt: »Heute Abend stürmen wir das Ziel hier«, während ein SEAL-Kommandeur eher sagen würde: »Okay, Männer, was sagt ihr? Stürmen wir das Ziel hier heute Abend?«

Jeder Mann in meinem Squadron war seit mindestens fünf Jahren SEAL. Wir waren älter und viel erfahrener, und wir hatten uns über Jahre von Kampfeinsätzen bei Vorgesetzten wie Untergebenen Vertrauen aufgebaut.

Natürlich gingen auch die Rangers auf Einsätze und wurden kampferfahrener, aber sie waren im Schnitt viel jünger. Die meisten Rangers waren zwanzig Jahre alt oder darunter und die Mitglieder des SEAL-Teams im Durchschnitt ungefähr einunddreißig.

Der größte Unterschied war das Vertrauen, das sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht aufgebaut hatte.

Mein Team schaute sich das Ziel und das mysteriöse, unbewegliche Handysignal an und war damit nicht glücklich. Wir hätten das Ziel weiter beobachtet, bevor wir es angegriffen hätten. Dort gab es keinerlei Bewegung. Aber keiner unserer Einwände konnte den Ranger Colonel umstimmen. Er traute uns die Entscheidung wohl nicht zu, was wir uns unserer Meinung nach aber verdient hatten. Der Colonel gab den Befehl, den Angriff durchzuführen.

»Na toll, mal wieder so ein Besserwisser, der uns aus sicherer Entfernung sagt, was wir zu tun und zu lassen haben«, meinte einer der Teamführer.

»Immerhin geht's hier ja nicht um Leben und Tod«, erwiderte ich beim Gehen mit einem Grinsen.

Jedes Vertrauen, das wir in den Ranger Colonel gehabt hatten, war verschwunden. Er hörte nicht auf uns. Jedes unserer logischen Argumente, warum wir warten und das Ziel weiter beobachten sollten, hatte er einfach abgetan.

Wir versammelten uns im Gefechtsstand und gingen den Plan noch einmal durch. Normalerweise lag bei einer neuen Mission immer auch ein Funken Begeisterung in der Luft. Wir witzelten manchmal, dass Auslandseinsätze ein bisschen wie Gefängnisstrafen waren, weil man den ganzen Tag im Lager festsaß, den gleichen beschissenen Knastfraß vorgesetzt bekam und nur auf Befehl raus durfte. Eigentlich war eine Mission immer besser, als im Lager herumzuhocken, auch wenn man dabei eine Kugel abbekommen konnte.

Als ich zum letzten Briefing in den Gefechtsstand kam, hatte ich das Gefühl, über der Mission würde eine finstere Wolke hängen. Bestenfalls fanden wir nichts und verschwendeten nur unsere Zeit. Schlimmstenfalls marschierten wir sehenden Auges in eine Falle.

»Okay, Männer«, sagte der Troop Chief. »Wir landen auf dem Y, statt zum Ziel zu marschieren. Mit etwas Glück scheucht der Lärm drinnen jemanden auf, und wir kriegen ein paar Lebenszeichen zu sehen.«

»Auf dem Y landen« hieß, dass wir mit dem Helikopter bis knapp außer RPG-Reichweite an das Ziel heranfliegen würden. Statt außer Hörweite zu landen und uns anzuschleichen, hofften wir, dass das Rotorengeräusch im Haus jemanden aufschrecken lassen würde, der dann losrannte.

Aber selbst wenn wir solche Bewegungen sahen, hieß das nicht, dass die Personen am Ziel nicht alle Sprengstoffgürtel trugen. Der Plan begeisterte uns nicht gerade, aber wir hatten keine Wahl.

»So funktioniert die Welt eben. Wir haben einen Auftrag, und wir tun alles, was in unserer Macht steht, um ihn richtig auszuführen, ohne dass dabei jemand zu Schaden kommt«, sagte der Troop Chief.

Einer meiner Mentoren bei den SEALs erklärte mir mal folgende Regel: Jeder darf fünf Minuten lang über eine Mission nörgeln und sich beschweren. Danach hält man das Maul und macht sich an die Arbeit. Wir bekamen die vollen fünf Minuten Zeit, bevor wir mit zwei kleinen Bussen zu den Helikoptern rausfuhren.

Ich hatte keine Zeit, mir über die Entscheidung des Kommandeurs Gedanken zu machen, als wir mit dem Bus über den Schotterweg zum Hubschrauberlandeplatz holperten. Ich dachte nicht an den Ranger Colonel. Ich dachte nicht daran, wie sauer ich war, weil er uns in diese beschissene Lage brachte. Ich konzentrierte mich nur auf meine Armlängenwelt. Beschwerden waren nicht mein Job; mein Job war es, gemäß dem erteilten Befehl den Gebäudekomplex zu durchsuchen. Über die Fehlentscheidung des Colonels konnten wir uns immer noch das Maul zerreißen, wenn wir die Mission überlebt hatten; und je mehr wir uns ablenken ließen, desto unwahrscheinlicher war das.

Auf dem Schoß hatte ich meine HK MP7 mit Schalldämpfer liegen. An der Seite trug ich einen M79-Granatwerfer, bei dem unsere Waffenmeister den Lauf verkürzt, den Kolben durch einen kleineren Pistolengriff ersetzt und oben ein Rotpunktvisier für höhere Präzision angebracht hatten. Wenn ich die leichtere, weniger tödliche MP7 trug, nahm ich immer auch die M79-»Piratenbüchse« mit. Wenn ich einen Feind in über hundertfünfzig Metern Entfernung angreifen musste, brauchte ich die M79.

Meine gesamte Ausrüstung war im digitalen Wüstentarnmuster AOR1 gehalten. Ich war ein bisschen zwanghaft und stimmte alles farblich aufeinander ab. Bei dem schlimmen Fallschirmsprung Jahre vorher hatte ich meine Lektion gelernt. Da hatte ich mir zu viele Sorgen über die schlecht sitzende Ausrüstung gemacht und mich nicht auf den Sprung konzentriert. Mittlerweile saß meine Ausrüstung wie eine zweite Haut. Dicht am Körper, sauber, stromlinienförmig.

Mir gegenüber im Helikopter saßen die Scharfschützen mit ihren Teleskopleitern zu Füßen. Die brauchten sie, um auf die Mauern des Gebäudekomplexes zu klettern und von oben Feuerschutz zu geben. Alles war vorbereitet. Wir waren so weit. Ich hoffte nur, dass wir beim Landen Meldungen hören würden, dass die Drohnen am Ziel Bewegungen erfasst hatten.

Die Motoren heulten auf, als wir zum Landeanflug ansetzten. Die Rampe stand schon offen, und wir warteten gespannt darauf, dass der Helikopter zum Stehen kam. Dann gab es einen Ruck, als die Räder in einer riesigen Staubwolke aufsetzten. Der Troop Chief und der Troop Commander standen beide in Funkkontakt mit dem Piloten der Drohne, die über uns kreiste.

»Keine Bewegungen«, gab der Troop Chief über das Team-Funknetz durch. »Ich wiederhole. Keine Bewegungen am Ziel.«

Entweder hatten die Taliban große Fortschritte bei der Disziplin gemacht, oder niemand war zu Hause, dachte ich mir, als ich die Rampe hinunterrannte.

Ich war hochkonzentriert, als ich meinen Teamkameraden aus dem Helikopter folgte. Ich war bereit für den Kampf. Ich erhoffte und erwartete fast das vertraute Rattern von AK-47-Feuer oder das Rauschen einer RPG. Als ich aus der Staubwolke des Helikopters war, ging ich in die Knie und wartete.

Wir bildeten ein großes »L« um den Gebäudekomplex und horchten. Als der letzte Lärm der Rotoren verklungen war, blieb nur noch Stille. Niemand rannte. Niemand brüllte. Wir gingen langsam und methodisch vor. Ohne Hetze.

Warum sollten wir uns beeilen, in den Feuerkampf oder in den Hinterhalt zu geraten?

Das Mondlicht war schwach, aber durch unsere Nachtsichtgeräte sah alles aus wie eine grüne Mondlandschaft. Ich sah die Mauern des Gebäudekomplexes in zweihundert Metern Entfernung. Der Boden war uneben, trocken und staubig. Anscheinend hatte schon lange kein Bauer mehr dieses Feld bestellt. Mit dem Blick folgte ich der Mauer bis zur Ecke und dann der Baumreihe. Oft versteckten feindliche Kämpfer sich zwischen den Bäumen, aber die Drohnen beobachteten die Gegend schon länger und hatten niemanden gesehen. Ich erwartete fast, dass sich die feindlichen Kämpfer draußen irgendwo versteckt hatten und uns in den Rücken fallen würden, sobald wir das Haus angriffen. Wenn sich hier wirklich ein al-Qaida-Führer versteckte, war seine Leibwache nicht weit.

Die Drohnen sahen nach wie vor keine Bewegungen bis auf zwei Wärmequellen – Menschen, vermutlich Männer –, die in über fünfhundert Metern Entfernung auf einem Dach standen. Vielleicht waren sie unschuldige Bauern, die der Lärm des Helikopters geweckt hatte, vielleicht beobachteten sie uns aber auch für einen geplanten Hinterhalt.

Ich sah zu, wie unsere Scharfschützen langsam über das Feld auf die Mauern zuschlichen. Dort stellten sie ihre Leitern auf und kletterten hoch. Von der erhöhten Position konnten sie den Hof einsehen und uns Deckung geben, während wir uns näherten.

Wir hielten unsere Position, bis die Scharfschützen sich einer nach dem anderen über Funk meldeten. »Keine Bewegungen im Hof.«

»Verstanden«, antwortete der Troop Chief. »Angriffselement: Stürmen.«

Ich war nahe der Spitze des Angriffs. Vor mir ging Scott. Ich bewegte mich langsam über loses Erdreich und große Steine auf den Gebäudekomplex zu.

»Immer noch keine Bewegungen«, gab der Troop Chief die Meldungen der Drohnenpiloten und Scharfschützen weiter.

Als ich an der Mauer war, folgte ich meinen Kameraden zur Vorderseite des Komplexes. Scott war als Erster am Tor. Als ich zu ihm aufschloss, sah ich, dass das Tor sogar einladend einen Spalt weit offen stand. Da fehlte nur noch ein Fußabtreter mit großem Aufdruck »Willkommen«.

Scott suchte das Tor nach Sprengfallen ab. Dann schaute er sich auf dem Hof um, ob dort jemand lauerte, und schob das Tor ein Stück weiter auf.

Es gab keinen Grund zum Reden oder für irgendwelche wilden Hand- oder Armzeichen. Wir arbeiteten schon ewig zusammen und wussten, dass Scott seine Sache machte und uns Bescheid geben würde, wenn er so weit war.

Endlich winkte er uns vorwärts, und wir traten vorsichtig über die Torschwelle in den Hof.

Ich schob mich an Scott vorbei. Gleich links hinter dem Tor führten zwei Türen in das kleine, eingeschossige Haupthaus. Vom Tor aus gesehen rechts hinten auf dem Hof gab es ein kleines Viehgatter. Es war leer.

Ich folgte meinen Teamkameraden auf das Haus zu. Vor mir schob einer die Holztür in den ersten Raum auf. Ich sah, dass Licht aus dem Raum fiel, als ich auf die zweite Tür zuging.

Wenn die Licht anhaben, ist das doch ein gutes Zeichen, dachte ich. Das hieß normalerweise, dass jemand zu Hause war. In Afghanistan haben nicht viele Häuser Strom, und niemand lässt das Licht an, wenn er weg ist.

Ich blieb vor der zweiten Tür stehen und wartete, dass mir ein Teamkamerad mit einem Schulterdruck zeigte, dass er hinter mir war.

»Leg los«, hörte ich und spürte die Berührung.

Mit der linken Hand schob ich die Holztür langsam auf. Sie klemmte und quietschte laut. Drinnen roch es nur staubig und nicht wie in den meisten afghanischen Häusern nach Dung und Speiseöl. Das Zimmer war stockdunkel.

Bevor ich hineinging, achtete ich auf Bewegungen. Der Raum war leer. In den meisten Häusern in Afghanistan liegt aller möglicher Müll herum. Decken, Kisten voller rostiger Metallteile, alte Öldosen in jedem einzelnen Zimmer. Hier gab es nichts bis auf ein Stück Pappe in der Mitte des Fußbodens.

Erst wusste ich gar nicht, was es war. Durch das Nachtsichtgerät war es schwierig zu erkennen. Es schien einfach fehl am Platz, zumal es ein ziemlich neues Stück Pappe war. In Afghanistan findet man allgemein sehr selten neue Sachen, und als dort ein brandneues, sauberes Stück Pappe in dem leeren Raum lag, schrillten bei mir die Alarmglocken.

»Warte«, flüsterte ich dem Kameraden hinter mir zu.

Ich bückte mich und hob die Pappe an einer Ecke langsam hoch. Darunter kamen die Ränder eines Lochs im Boden zum Vorschein. Im Loch konnte ich noch weniger erkennen. Dann fiel mir die scharfe Kante eines Metallflügels auf, der ich nach unten zur wuchtigen Form einer Bombe folgte.

Sie war grau und trug amerikanische Warnhinweise und Markierungen. Das Loch im Boden war so tief, dass der Steuerschwanz der Bombe in einer

Ebene mit dem Boden lag. Ich ließ die Pappe los und trat einen Schritt zurück.

Bevor ich etwas sagen oder meine Kameraden warnen konnte, hörte ich draußen auf dem Hof schon jemanden brüllen.

Auch ich hatte gerade rufen wollen, denn möglicherweise hatte die Bombe einen Fernzünder.

Später erfuhr ich, dass die anderen, die den ersten Raum mit dem Licht betreten hatten, von dort in ein anderes leeres Zimmer gegangen waren. Dort hatte eine einzelne Glühbirne von der Decke gehangen, unter der mittig ein Teppich lag. Auf dem Teppich formten zwei RPG-Raketen ein X.

Sie hatten die Raketen genau gleichzeitig gefunden wie ich die Bombe.

Wir waren in die Falle getappt.

Ich sah, wie die anderen hinter mir auf das Hoftor zuliefen. So leise und langsam wir gekommen waren, so laut und schnell suchten wir jetzt das Weite.

Scott stand immer noch am Tor, als ich ankam. Er hatte dort Wache halten wollen, als ihm Kabel auffielen, die vom Tor in den Boden liefen. Das Tor würde die Explosion auslösen, wenn es ganz geöffnet wurde. Zum Glück hatte er es nur so weit aufgeschoben, dass wir gerade durchkamen. Jetzt hatten wir die endgültige Bestätigung für das, was wir eigentlich schon gewusst hatten.

Das Handy.

Die Raketen.

Das Tor.

Der Komplex war eine riesige Bombe, die bei unserer Ankunft hatte hochgehen sollen.

Scott hatte gerufen, als er die Kabel an der Innenseite des Tors gesehen hatte. Er ließ das Tor aber nicht unbeaufsichtigt, weil dann einer von uns versehentlich die Bombe hätte auslösen können. Er hielt das Tor in einer sicheren Position, bis das gesamte Angriffselement an ihm vorbeigerannt war.

Ich schob mich vorsichtig durch den Torspalt und sprintete dann, so schnell ich konnte, aufs offene Feld. So schnell war ich mein ganzes Leben noch nicht gelaufen. Die Angst verlieh mir Flügel. Als ich wieder an der Stelle war, wo der Helikopter uns abgesetzt hatte, hockte ich mich in einen kleinen Graben. Mein Mund war völlig ausgetrocknet, also nahm ich einen

Schluck aus meinem CamelBak und spuckte das Wasser auf den Boden. Scott blieb an seiner Position und passte auf, bis alle vom Hof waren. Er ging als Letzter vorsichtig durchs Tor und sprintete weg.

»Durchzählen«, sagte der Troop Chief, als er die Runde machte.

Ich gehörte zum Alpha Team. Mein Teamführer ging von Mann zu Mann, um uns zu identifizieren. Durch das Nachtsichtgerät sahen wir alle gleich aus, also lief ich zu ihm rüber und gab mich zu erkennen. Er machte das Daumen-hoch-Zeichen und ging zum Troop Chief.

»Alpha Team ist vollzählig.«

Ich hockte mich wieder an meinen Platz in dem flachen Graben. Es gab regen Funkverkehr, als der Troop Commander und der Troop Chief die Genehmigungen für einen Luftschlag durch unseren Joint Terminal Attack Controller (JTAC) einholten.

Über uns kreisten zwei A-10-Kampfflugzeuge. Ich hörte die Triebwerke leise fauchen, als sie zum Bombenabwurf heranflogen. Der JTAC gab den Piloten die Position des Gebäudes und die Landmarken durch, damit das richtige Ziel getroffen wurde.

Wir konnten die Bomben dort nur sprengen. Ein Entschärfungsversuch wäre zu gefährlich gewesen. Das Haus war verlassen, also würde es keine Kollateralschäden geben. Die anderen Häuser waren so weit entfernt, dass alle Frauen, Kinder und anderen Unschuldigen in Sicherheit waren.

»Bombenabwurf in zehn Sekunden«, sagte der JTAC über Funk.

Wir gaben die Warnung weiter. Ich kroch so tief in den Graben, wie es ging, und mir war noch nicht bewusst, wie nah wir gerade alle dem Tod gekommen waren. Ich hoffte nur, dass der Ranger Colonel seine Lektion gelernt hatte.

»Fünf Sekunden.«

Wir lagen alle flach auf dem Bauch und machten uns so klein wie möglich, weil wir dem Ziel immer noch relativ nah waren. Das unverwechselbare Kreischen der A-10-Triebwerke wurde immer lauter. Selbst mit dem Helm auf dem Kopf und dem Gesicht auf den Boden gepresst sah ich, wie der tiefschwarze Nachthimmel aufflackerte, als der Komplex in einem riesigen Feuerball aufging. Sekunden später wummerte die Explosion der beiden lasergelenkten Zweihundert-Kilo-Bomben durch das Tal. Hinter mir drehten die Flugzeuge ab und stiegen in die Höhe, während der Lärm verhallte.

Gerade wollte ich aus der Deckung aufstehen, als aus den Überresten des Gebäudes ein zweiter Feuerball explodierte. Die Bombe, die uns hatte umbringen sollen, war detoniert und schleuderte im hohen Bogen Splitter in alle Richtungen.

Lehmklumpen und Steine prasselten rund um uns geräuschvoll auf den Boden. Ich rutschte wieder in den Graben und zog den Kopf ein. Irgendetwas stach in meinen Oberschenkel, und ich verlagerte das Gewicht. Erst dachte ich, ich hätte mich auf einen Stachelbusch gerollt, aber es tat immer noch weh. Ich rutschte ein Stück zur Seite und sah mich vergeblich nach der Pflanze um. Ich rieb mir den Oberschenkel und spürte das Stechen immer noch.

Ich steckte die behandschuhten Finger in die linke Hosentasche und zog einen Splitter heraus. Er war nicht größer als ein Zehncentstück. Die spitzen Zacken hatten sich in mein Bein gebohrt. Das Metall war so heiß, dass meine Schaum-Ohrstöpsel in der Tasche geschmolzen waren. Als der Splitter abgekühlt war, rollte ich ihn zwischen den Fingern hin und her. Ich hatte keine Ahnung, wie er in meine Tasche gekommen war, aber ich hatte verdammtes Glück, dass er nicht größer war und mich nicht mit höherer Geschwindigkeit getroffen hatte.

»Harte Scheiße«, sagte einer der anderen auf dem Rückmarsch zur Landezone. »Ich würd ja zu gern dabei sein, wenn der Troop Commander das dem Colonel unter die Nase reibt.«

Das sah ich genauso. Wir waren alle wütend. Der Ranger Colonel hätte unserer Einschätzung vertrauen sollen. Wir hätten die Operation einen Tag verschieben und weitere Informationen sammeln sollen. Wir wussten, dass das Handy am Ziel eingeschaltet war und sich nicht bewegte. Warum mussten wir das Haus übereilt angreifen? Das nennen wir »taktische Geduld«, und die hätte dem Ranger Colonel auch mal gut getan.

Der Rückflug dauerte lange. Ich sah den anderen ihre Wut an. Es war zu laut zum Reden, aber unsere Körpersprache sagte alles. Von Anfang an hatte die Mission niemandem gefallen. Wir hatten unsere Einwände vorgebracht, waren damit aber auf taube Ohren gestoßen. Der Offizier, der die Erstürmung befohlen hatte, hatte sie sich wahrscheinlich von seinem Schreibtisch im Lager in Hunderten von Kilometern Entfernung angesehen, während wir unser Leben riskierten.

Bei den SEALs habe ich wieder und wieder die Erfahrung gemacht, dass jede Beziehung auf Vertrauen basieren muss. Unsere Vorgesetzten müssen darauf vertrauen können, dass wir unsere Mission erfüllen, andererseits müssen sie aber auch unserem Urteil vertrauen, wenn uns ein Problem auffällt. Wenn das Vertrauen nicht in beide Richtungen geht, funktioniert das Ganze nicht. Als ich von der Rampe des Helikopters ging, war mir klar, dass ich keinem Befehl dieses Ranger Colonels mehr vertrauen würde.

Nach der Mission nahmen wir uns lange Zeit, um noch einmal unsere Einwände durchzugehen, die wir schon vorher angeführt hatten. Der Ranger Commander war natürlich nicht da. Er war im Hauptquartier in Bagram. Eine der schwersten Lektionen, die ich schon früh in meiner Laufbahn als SEAL hatte lernen müssen, war die, dass man nicht zu emotional werden darf, selbst wenn man recht hat. Bei dieser Nachbesprechung musste ich mich mehrfach bewusst daran erinnern, ruhig zu bleiben, während wir jeden Teil der Planung und des Missionsablaufs Revue passieren ließen.

Während des Gesprächs rollte ich den Splitter zwischen den Fingern hin und her. Er erinnerte mich an mein Glück. Er erinnerte mich daran, dass wir beinahe gestorben wären, weil ein unerfahrener Army Colonel nicht auf den Rat von uns Experten gehört hatte.

»Und was machen wir jetzt, Scheiße noch mal?«, fragte einer meiner Kameraden.

»Der hätte uns echt fast alle draufgehen lassen«, sagte ein anderer.

Schließlich sprach unser Troop Chief.

»Okay, Männer, ich weiß, dass ihr gerade ziemlich sauer seid. Wir sind alle emotional, und das ist unser gutes Recht. Aber jetzt sammeln wir erst mal, was wir daraus gelernt haben, und verdauen das Ganze ein, zwei Tage lang.«

Der Troop Chief hatte recht – es hätte nichts gebracht, sofort zum Ranger Colonel zu rennen und Stunk zu machen, weil er uns fast ins Verderben geschickt hatte. Wenn man zu emotional ist, kommt die Botschaft nicht so gut rüber, wie wenn man sich beruhigt hat. Hätten wir uns so unprofessionell beschwert, hätte er uns bestimmt nicht zugehört.

Ein paar Tage später kam unser Troop Commander in den Genuss, den Ranger Colonel anzurufen und ihm detailliert und so ruhig und höflich wie möglich zu erklären, warum seine Entscheidung, das Ziel anzugreifen, unvernünftig gewesen war. Weil der Troop Commander gewartet hatte und

die Aufregung hatte abklingen lassen, konnte er die Botschaft richtig rüberbringen. Wenn auch nichts anderes erreicht worden war, wusste der Colonel jetzt immerhin, dass er von uns immer eine ehrliche Einschätzung der Mission bekommen würde und dass er uns eine präzise Einschätzung des Ziels zutrauen konnte. Dieses Gespräch war eine Gelegenheit für die Führung unserer Einheit, das Vertrauen des Colonels zu gewinnen. Wir waren natürlich immer noch alle stinksauer, aber für unsere Führung war es nicht der erste Eiertanz. Ich weiß noch, wie beeindruckt ich von der Ruhe des Troop Chiefs und Troop Commanders gewesen war. Die beiden wussten schon, dass mit emotionalen Ausbrüchen vor dem Colonel kein Blumentopf zu gewinnen war. Stattdessen zeigten sie die Besonnenheit, Ehrlichkeit und klare Kommunikation, die es braucht, um echtes Vertrauen aufzubauen. Mich faszinierte, dass sie den Colonel genauso behandelten wie die Neuzugänge bei der Einheit. An dieser Fähigkeit musste ich meine ganze Laufbahn arbeiten, und vor allem die Emotionslosigkeit dabei fiel mir schwer.

Vertrauen lässt sich nicht mit Rang oder Titel erkaufen. Es muss durch Taten verdient werden, durch gemeinsame Erfahrungen und durch konstante Kommunikation. Bei der Mission hatte der Ranger Colonel mein Vertrauen verloren, und er würde es sich zurückverdienen müssen. Dank der Reaktion und dem Feedback der Führung unserer Einheit würde er uns hoffentlich beim nächsten Mal vertrauen, wenn wir bei einer Mission Einwände hatten. Mein Vertrauen zu Scott und allen meinen Teamkameraden war natürlich nur stärker geworden.

KAPITEL 7

After Action Review

– KOMMUNIKATION –

Auf dem Weg zurück ins Bereitschaftszimmer unterdrückte ich ein herzhaftes Gähnen und entledigte mich dann meiner staubigen und verschwitzten Ausrüstung. Ich war müde, der durch den Kampf verursachte Adrenalinschub hatte nachgelassen, und ich ärgerte mich darüber, dass wir das Ziel verfehlt hatten.

Wir versammelten uns im Briefingraum in der Nähe der Einsatzzentrale in Ostafghanistan. Es war im Sommer 2010. Es herrschte eine drückende Hitze, und wir mussten auf jeder Mission zusätzliche Wasserreserven mit uns führen. Zum Glück trank ich das meiste davon, und zum Ende der Mission hatte ich nicht mehr so viel zu schleppen.

Die Sonne kam gerade erst hinter den Gipfeln hervor, und ich wusste, dass die am Abend bevorstehende After Action Review, die wir AAR nennen, anstrengend werden würde.

Wir hatten nördlich von Khost einen Taliban-Anführer verfolgt. Das Tal war einer von vielen Orten, an denen sie Waffen und Sprengstoff versteckten. Wir nahmen ihre Spur mit der ISR auf, Abkürzung für Intelligence, Surveillance and Reconnaissance, womit wir unsere Drohnen bezeichnen. Als sie endlich aufgehört hatten, von Dorf zu Dorf zu ziehen, und sich in einigen Häusern am Ende des Tals niedergelassen hatten, schlugen wir zu.

Aber nachdem wir so gerade eben außerhalb der Reichweite von RPG-Granaten in der Nähe der Häuser gelandet waren, gab es mehrere Meldungen von Personen, die sich fluchtartig vom Angriffsziel entfernten. Wir verfolgten sie stundenlang, aber sie entkamen uns. Ich wusste, dass nach unserer Rückkehr in die Basis viele unangenehme Fragen auf uns zukommen würden, was zum Teufel denn da wohl passiert war und warum

der Feind hatte fliehen können. Wir versuchen immer, unseren Job so sauber und perfekt wie möglich zu erledigen, aber die Einsatzregeln hatten uns diesmal daran gehindert, und wir verloren die Zielpersonen. Es ist eine Sache, auf eine menschenleere Anlage zu schießen, aber in diesem Fall wussten wir, dass der Kerl irgendwo dort war, und wir vermasselten es, ihn umzubringen oder gefangen zu nehmen. Wir riskieren nicht unser Leben, um zu versagen.

Ehrlich gesagt, am Ende eines langen erfolglosen Kampfeinsatzes, der einen völlig fertig, frustriert und wütend zurücklässt, ist wohl das Allerletzte, worauf man Lust hat, sich hinzusetzen und darüber zu reden. Aber im Laufe meiner Dienstlaufbahn hatte ich erlebt, wofür die AAR gut war, und sie war ein wesentlicher Bestandteil unserer Kultur.

Die AAR ist dafür da, Lösungen für Probleme zu finden. Die AAR ist der Raum, um Fragen aufzuwerfen und sicherzustellen, dass wir unseren Job richtig machen. AAR können sehr emotional, frustrierend, langatmig und sogar langweilig werden, aber egal, was man davon hält, sie sind oft entscheidend für unsere Arbeit.

Meiner Meinung nach hatten wir uns in Anbetracht der Umstände und Einsatzregeln für die richtige Option entschieden. Wir waren uns alle über die Y-Landung einig gewesen, aber offensichtlich hatten wir mit dieser Wahl falsch gelegen. Egal, wie sehr es an unseren Egos kratzen würde, entscheidend war, dass wir uns mit allen Aspekten auseinandersetzten, um herauszufinden, warum unser Einsatz fehlgeschlagen war. Wir mussten unseren Misserfolg wieder gerade biegen, und die wichtigsten AAR-Treffen sind auch die schwierigsten. Man stelle sich vor, das Militär hätte 1980 nach der Operation Eagle Claw, die zum Ziel hatte, amerikanische Geiseln im Iran zu befreien und misslang, kein AAR abgehalten?

Die daraufhin eingeleitete Untersuchung brachte Lücken in der Planung des militärischen Einsatzes zutage, angefangen beim mangelnden Zusammenhalt zwischen den verschiedenen militärischen Einheiten bis hin zum Bedarf nach besserer Ausrüstung. Diesem Misserfolg hat es das JSOC (Joint Special Operations Command) zu verdanken, dass es heute so erfolgreich ist.

Das AAR ist ein Ort, an dem Lehren aus vorausgegangenen Erfahrungen gezogen, Strategien geändert oder schlichtweg fallengelassen werden, das alles immer mit dem Ziel, das Team zu perfektionieren. Diese Art von

Dialog sorgt dafür, dass sowohl am oberen als auch am unteren Ende der Befehlskette mitgedacht wird. Entscheidend ist, dass so viele Beteiligte wie möglich in diesem Raum zusammenkommen. Ein AAR funktioniert nur dann, wenn jeder sein Ego draußen lässt und sich darauf einlässt, ehrlich kritisiert zu werden.

Auf dem Weg zur Nachbesprechung traf ich auf Walt. Walt war klein, ging mir bis zu den Achseln, aber seine selbstbewusste Haltung machte das wieder wett. Er hatte eine gesunde Dosis Größenwahn, und seine Körperbehaarung war beeindruckend. Er war einer meiner besten Freunde und nie darum verlegen zu sagen, was er dachte.

Walt war von Kopf bis Fuß voller Schlamm. Die Schlammschicht war so dick, dass sein Bart eine feste, unkämmbare Masse bildete. Ich grinste, als ich ihn sah. Er schüttelte nur den Kopf und verzog seine Lippen zu einem leichten Feixen. Seine weißen Zähne blitzten aus der verfilzten Haarmasse hervor.

»Kein Wort«, sagte er. »Das war völliger Bullshit. Wir müssen uns was überlegen. Wir fliegen ein und verraten jedes Mal unsere Position. Das geht so nicht, vor allem, wenn wir keine Bomben abwerfen dürfen.«

Die Taliban-Kämpfer mussten die Rotoren gehört haben, die schon einige Minuten vor unserer Landung im Tal widerhallten. Wie ein Frühwarnsystem. Wenn sie Helikopter hörten, rannten sie los.

Walt und seine Kollegen hatten versucht, die Taliban zu erwischen, nachdem sie aus den Häusern geflüchtet waren, aber sie hatten sie in den Bergen verloren. Als wir im Briefingraum ankamen, sahen alle niederschlagen, verärgert und frustriert aus. Jeder SEAL hat einen anderen Look. Wir trugen alle unterschiedliche, meist nicht zusammenpassende Uniformen, einige trugen Bart, andere hatten lange Haare. Jeder hatte etwas zu trinken dabei, Kaffee, Wasser, Rip-It-Energy-Drinks. Wir hatten eine lange Besprechung vor uns.

Walt und ich setzten uns auf zwei Stühle. Einer von Walts Kameraden setzte sich zu uns, er trug ein schwarzes Van-Halen-T-Shirt anstelle eines Camouflage-Shirts. Das Van-Halen-Logo war strahlend weiß und sauber, weil die kugelsichere Weste darauf gelegen hatte. Alles andere war wie bei Walt voller Schlamm.

»Das steht dir gut«, sagte ich lächelnd.

Er erwiderte mein Lächeln nicht.

Keiner von uns hatte Lust, sein Leben aufs Spiel zu setzen, nur um es dann zu vermasseln. Wenn wir unsere Jobs gut machen wollten, mussten wir einen Weg finden, im Rahmen der Einsatzregeln erfolgreich zu sein, denn die Taliban kannten die Regeln auch und benutzten sie gegen uns. Sie wussten, dass, wenn sie ihre Waffen fallen ließen und losrannten, wir nicht auf sie schießen durften. Sie wussten, sie konnten entkommen, wenn sie sich unter die Zivilbevölkerung mischten. Wenn wir einfach nur Bomben abwerfen oder die üblen Typen hätten abschießen können, wäre der Krieg viel einfacher gewesen. Ich möchte allerdings klarstellen, dass wir nicht so sind und keiner von uns auf unbewaffnete Personen schießen würde. Ganz abgesehen davon, wenn wir auch nur ansatzweise von den Richtlinien abwichen, würden uns gefühlte dreißig Rechtsanwälte, die allesamt für die Officers am oberen Ende der Nahrungskette arbeiten, nur zu gern darüber aufklären.

Bei unserem letzten Einsatz in Afghanistan hatten wir ohne Zustimmung von ganz oben nicht die Erlaubnis, ein Gebäude zu betreten. Es war fast unmöglich, auf diese Weise Krieg zu führen.

Walt und ich gehörten zu den Letzten, die sich zum AAR einfanden. Bevor es losging, nahm ich mir eine Minute Zeit, um mich zu fokussieren und zu beruhigen. Ich ließ das Gefühl der Frustration über die entkommenen Kämpfer los. Emotionen waren in einem AAR fehl am Platz und wenig förderlich für eine gute Kommunikation. Ich atmete zweimal tief durch und schob die Gedanken über unseren Misserfolg einfach weg. Ich war gut darin geworden, bestimmte Dinge voneinander zu trennen, und ich wusste, dass ich für dieses Gespräch einen klaren Kopf brauchen würde.

An einer Seite des Zelts klebte ein großer Zettel mit der Checkliste fürs AAR.

Einsatzplanung

Infiltration

Zielorientierte Handlungen

TF (Taktische Fragestellung)

Kommunikation

Geheimdienst

HQ (Head Quarter)

Jeder Einzelne von uns sprach über seine Rolle während des Einsatzes. Als Teamleader sprach ich als Erster für mein Team, und meine Jungs fügten hier und da noch etwas hinzu. Es durften sich nicht nur alle am Gespräch beteiligen, es war sogar erwünscht.

Der Troop Chief machte mit der Einsatzplanung den Anfang. Dann ging es weiter mit den restlichen Phasen der Operation. Wir gelangten zu den zwei CH-47-Hubschraubern, mit denen wir die Infiltrationsstrategie ausgeführt hatten, nämlich ein »Y zu fliegen«. Das »Y fliegen« war nicht anders als während früherer Einsätze verlaufen. Sobald wir im Landeanflug waren, überschlugen sich die Stimmen im Funkgerät mit Meldungen über flüchtige Personen. Ich befand mich direkt hinter meinem ersten Mann, als wir die Rampe runterrannten, um mich dann an die äußerste rechte Flanke unserer Formation zu begeben, mit dem Ziel, einen guten Blickwinkel auf die Anlage zu bekommen.

Über Funk hörte ich Steve, Walts Teamleader, wie er die Verfolgung der Kämpfer bestätigte. Sie folgten dem Lasermarker der Drohne an den Gebäuden vorbei in die Berge hinein. Ich wartete auf den Befehl, mit dem Angriff auf die Anlage zu beginnen. Einzelne Einheiten verstreuten sich sofort, um sich an den Flanken zu positionieren und dort für Feuerschutz zu sorgen.

»Ok«, sagte der Troop Chief über Funk. »Es geht los.«

Wir bewegten uns auf das Ziel zu. Ich sah andere Einheiten und afghanische Kommandotruppen in dem Häuserlabyrinth verschwinden. Meine Einheit kreiste ein Gebäude ein und hielt dann an. Wir positionierten uns vor der Tür und drückten die Klinke runter. Die Tür war nicht abgeschlossen. Der erste Mann schob die Tür auf.

Im Haus war es stockduster, aber dank unserer Nachtsichtgeräte konnten wir ganz gut sehen. Es gab einen Hauptraum mit einer Küche in der Ecke. Das Haus war verlassen. Es gab keine Kämpfer. Keine Waffen. Keine Sprengstoffe. Nichts.

Draußen bewachten ein paar afghanische Einheiten einige Frauen und Kinder. Über Funk bekamen wir mit, dass Steve immer noch hinter den flüchtenden Kämpfern her war. Ich konnte den Drohnenlaser sehen, der die Taliban-Kämpfer hoch in den Bergen verfolgte. Ein ganzes Stück dahinter

waren Steve und seine Einheit. Ich sah ihre Infrarotleuchten auf den Helmen blinken. Im Zickzack bewegten sie sich über den Hügel und versuchten aufzuholen.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte ich zu einem Kameraden, der das Gleiche beobachtete.

»Das sieht sogar ziemlich schlecht aus. Ich hoffe, sie kriegen die.«

Über Funk forderte Steve Luftunterstützung an. Er wollte, dass der AC-130-Kampfhubschrauber das Feuer eröffnete, bekam dafür aber keine Zustimmung. Nachdem die Kämpfer über eine Stunde lang die Berge hinauf und immer tiefer in unbekannte Gefilde hinein verfolgt worden waren, bliesen der Troop Commander und der Troop Chief den Einsatz ab. Es war sinnlos, die Kämpfer weiter verfolgen zu wollen, zumal unsere Jungs sie nicht einholen konnten und keine Bomben abgeworfen werden durften.

Der Troop Commander ordnete den Rückzug an, und der erste Hubschrauber landete in der Nähe der Häuser. Wir schritten über die Rampe hinein und ließen uns auf die orangefarbenen Klappsitze fallen. Nur Sekunden später spürte ich den Hubschrauber wieder abheben, und wir kehrten zur Basis zurück.

Der andere Helikopter war zu Steves und Walts Einheit unterwegs. Sie waren zu weit weg, um zurückzulaufen, und wir hatten keine Zeit, darauf zu warten, dass sie den Berg wieder runterkraxelten. Wir sprechen hier nicht von reizvollen Hügellandschaften, sondern von richtigen Bergen, deren Gipfel im Winter schneebedeckt sind. Der Rückzug mit dem Hubschrauber würde von Steves Position aus nicht leicht sein.

Steve und seine Einheit mussten sich, während sie auf den Hubschrauber warteten, die ganze Zeit mit einer Hand am Berg absichern. Der zweimotorige Transporthubschrauber CH-47 konnte nicht landen, sodass der Pilot der 160. Special Operations Aviation Regiment an die Felswand heranflog, in der Luft schwebend stoppte und langsam die offene Rampe bis an die Felsen ausfuhr. Die Rotorblätter drehten sich in unmittelbarer Nähe der Felswand. Die Piloten des 160. Regiments waren die besten der Welt. Nur sie waren in der Lage, diese Art von Rückzug durchzuführen. Steves Einheit beobachtete, wie die Piloten den Hubschrauber, so groß wie ein Bus, rückwärts an die Felswand manövrierten. Die Rotoren wirbelten Dreck und Geröll auf, die auf die SEALs herabregneten und ihre Uniformen mit Schlamm bedeckten.

Die Piloten brachten die Rampe des Helikopters bis auf wenige Zentimeter an die Felswand heran. Einer nach dem anderen sprangen Steve und seine Einheit von den Felsen auf die Rampe.

»Junge, Junge, ihr würdet immer noch den Berg runterkraxeln, wenn die Piloten euch nicht diesen Rückzug ermöglicht hätten«, sagte ich zu Walt, als er beschrieb, wie er auf die Rampe sprang.

»Mindestens fünf Minuten lang prasselte Geröll auf uns«, sagte Walt. »Ich bin mir nicht sicher, was schlimmer ist, den Berg wieder runterzulaufen oder die Beulen, die ich jetzt am ganzen Körper habe.«

»Vielleicht hat dir das Van-Halen-Shirt Unglück gebracht«, sagte einer der SEALs.

»Ja, Walt, vielleicht hat dich das Gewicht deines schlammverkrusteten Barts langsamer gemacht«, sagte ich.

Für uns war das lustig, weil wir nicht den Berg hinauf gemusst hatten. Wir lachten herzhaft über Steve und sein Team, aber denen war gar nicht nach Lachen zumute. Sie hatten ihr Bestes gegeben, um die Kämpfer zu ergreifen, und hatten sich im Stich gelassen gefühlt, als der Luftangriff nicht genehmigt worden war.

»Wofür war das gut?«, frage Walt letztendlich. »Diese Taktiken sind für den Arsch. Ich kann es nicht fassen, dass ich mich diesen Berg entlanggehangelt habe und wir diese Typen nicht zu fassen gekriegt haben.«

Auch Steve tat seinen Unmut darüber, dass der Angriff mit dem AC-130 abgelehnt worden war, kund.

»Was hat es für einen Sinn, Spectre Targets dabei zu haben, wenn sie nicht schießen dürfen?«, fragte Steve. »Gab es irgendeinen Zweifel daran, dass diese Jungs zu den Bösen gehören?«

Steve kannte die Antwort schon.

Es gab keine Zweifel daran. Aber die Einsatzregeln besagten, dass ihre Waffen sichtbar sein mussten. Und auch wenn die Drohnen die Kämpfer verfolgten, ließ sich nicht genau feststellen, ob sie bewaffnet waren. Ich hatte keine Zweifel daran. Meine Kameraden auch nicht. Aber wir hatten das nicht zu entscheiden.

»Diese Kerle sind davongekommen, weil die Angriffszielplanung schlecht durchdacht war«, sagte Steve schließlich. »Unsere Jungs hatten keine Chance, obwohl es einfach gewesen wäre, die zwei Typen gefangen zu nehmen oder zu erschießen.«

Die Taliban hatten von den Mudschaheddin-Kämpfen gegen die Sowjets gelernt und wählten Verstecke aus, die, außer mit Hubschraubern, schwer zu erreichen waren. Wir hatten oft keine andere Wahl, als eine Y-Landung zu machen.

»Männer, wir hatten uns wegen des Geländes um das Zielobjekt herum für die Y-Landung entschieden«, sagte der Troop Chief. »Wir mussten die Risiken beim Eindringen in Kauf nehmen, dass der Feind Angst bekommen und sich aus dem Staub machen würde.«

Es wurde immer schwieriger, die Y-Landungen zu rechtfertigen, denn sobald die Kämpfer den Hubschrauber hörten, was immer ein paar Minuten vor der eigentlichen Landung geschah, flüchteten sie so schnell wie möglich. Diese Taktik funktionierte nur, wenn wir sie einkesseln und alle Fluchtrouten versperren konnten. Wenn vor den Hubschraubern nicht schon einige unserer Männer vor Ort waren, denn dann war alles möglich. Und man verbrachte die Nacht damit, Flüchtige zu jagen.

Wir schickten lieber direkt Patrouillen in die Zielobjekte hinein. Auf diese Weise hatten wir den Überraschungsmoment auf unserer Seite und die Möglichkeit, um das Ziel herum Männer aufzustellen, um die Taliban von der Flucht abzuhalten, wenn die Schießerei losging. Ich blickte zum Chef der Recce-Einheit (Aufklärungseinheit). Sein Team plante die Routen und stellte Scharfschützen auf.

»Es führen nur wenige Routen in besagtes Tal, und es wäre wahnsinnig schwierig gewesen, eine Patrouille zu schicken, geschweige denn das Zeitfenster einzuhalten«, sagte der Recce-Chef.

Es wäre ein sechsstündiger Marsch über die Berggipfel bis ins Tal gewesen. Die Recce-Männer waren sich nicht sicher gewesen, ob wir das Zeitfenster hätten einhalten können. Insbesondere hinsichtlich der Anzahl der Angreifer, die wir auf das Zielobjekt hätten ansetzen müssen. Wir brauchten die afghanischen Einheiten, die mit uns verbündet waren, und zwei Soldaten der normalen Armee-Einheit, die für das Tal verantwortlich war.

Allen war klar, dass weder die afghanischen Einheiten noch die Militärjungs als Teil der Patrouille geeignet gewesen wären; schon gar nicht im verkürzten Zeitfenster, das wir gebraucht hätten, um das Zielobjekt rechtzeitig zu erreichen.

Seit Kriegsbeginn hatten sich die Einsatzregeln jedes Jahr, je nach politischer Tendenz, geändert. Zum Zeitpunkt dieses Einsatzes gehörte die

partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Afghanen zur Tagesordnung. Eine Einheit, die vorher nur mit den Special Forces zu tun gehabt hatte, wurde nun allen Einheiten, von den Fallschirmjägern bis hin zu den regulären SEAL-Teams, zugeteilt. Wir waren verpflichtet, afghanische Einheiten mit uns herumzuschleppen, die kein Englisch sprachen und keine zwei Minuten BUD/S durchgehalten hätten. Die afghanischen Einheiten waren, zumindest auf dem Papier, die afghanische Antwort auf unsere Antiterroreinheiten. In Wirklichkeit aber waren die Truppen kaum besser ausgebildet als jeder gewöhnliche afghanische Soldat im Land.

Es gab noch jede Menge anderer Neben- oder Schlüsselfiguren, mit denen wir uns abgeben mussten, wie beispielsweise den BSO, damit sie den Einsätzen beiwohnen konnten. Es handelte sich hierbei um US-amerikanische Soldaten, die in der Nähe der Zielobjekte stationiert waren. In dem Fall, dass die Ältesten eines Dorfes sich bei der nächstgelegenen Basis beschwerten und uns anklagten, unschuldige Bauern umzubringen, konnten die Jungs vom Militär gegebenenfalls bezeugen, dass sie alles gesehen hatten und die Situation wieder entschärfen.

So wurden uns sogar die einfachsten Dinge schwer gemacht. Es war auch schon einige Male vorgekommen, dass wir aufgrund von Gewichtsbeschränkungen des Hubschraubers SEALs von einem Einsatz abziehen mussten, damit wir afghanische Einheiten oder reguläre Militär-BSO mitnehmen konnten.

»Diese BSO und afghanischen Einheiten sind alles andere als hilfreich«, sagte ich. »Gibt es denn keine Möglichkeit, mit den hohen Tieren zu sprechen, damit wir ihnen erklären können, wie sehr sie unsere Einsätze einschränken?«

Der Troop Chief lachte auf.

»Du bist schon lang genug dabei, um zu wissen, dass wir keine Wahl haben«, antwortete er. »So gehen die mit uns um, und wir müssen mitspielen.«

Ich schüttelte den Kopf und trank meinen Kaffee. Natürlich kannte ich die Antwort, aber es tat gut, es auszusprechen. Ich hatte es auf den Tisch gebracht, unser Team konnte darüber diskutieren und sich zumindest vergewissern, dass über die Option nachgedacht wurde, alle, die keine SEALS waren, loszuwerden.

Das AAR drehte sich im Kreis. Wenn wir versuchen wollten, eine Einsatztruppe mit allen, die am Einsatz dranhingen, loszuschicken, dann war klar, dass es nicht funktionieren würde. Wenn wir die Hubschrauber benutzten und eine Y-Landung machten, dann würden wir die Taliban aufschrecken, auf und sie würden flüchten. Der Troop Chief mischte sich schließlich ein und brachte uns wieder auf den richtigen Kurs. Die Einzigen, denen wir in diesem AAR etwas vorwerfen konnten, waren wir selbst. Niemand hatte uns den Befehl gegeben, eine Y-Landung zu machen. In Wirklichkeit kotzten uns die Einsatzregeln an sowie die Tatsache, dass unsere Zielpersonen davonkommen konnten. Je mehr Leute ihre Meinung äußerten, desto lauter und emotionaler wurde es. Es dauerte nicht lang, und das ganze AAR-Prinzip brach zusammen, es gab mehr Emotionen als objektive, harte Fakten oder neue Ideen.

»Hört mal, Jungs, wir haben Regeln«, sagte der Troop Chief. »Wir haben sie nicht gemacht, aber wir müssen sie befolgen. Hauptsache ist, wir haben alles, was gut gelaufen ist, besprochen, und auch alles, was schlecht gelaufen ist. Wir beherzigen jede einzelne Lektion, die wir gelernt haben, und machen den gleichen Fehler nicht zweimal.«

Ich sah mich im Raum um, und einige der Jungs nickten. Ich stimmte dem Troop Chief zu. Wir konnten die Zeit nicht zurückdrehen und alles wiedergutmachen.

»Tatsache ist, dass wir eine bessere Strategie finden müssen, um unsere Zielobjekte zu treffen«, sagte der Troop Chief. »Diese Typen wussten genau, was sie taten. Als sie die Hubschrauber hörten, rannten sie weg. Diese Tatsache sollte jeder mal für eine Minute auf sich wirken lassen. Hört auf, mit dem Finger auf eure Kameraden zu zeigen oder an den Einsatzregeln rumzumäkeln, und schaut euch das Ganze mal im Zusammenhang an. Wir haben es versucht, und es hat nicht geklappt. Nächstes Mal machen wir es besser.«

Im AAR wurden alle Probleme offen auf den Tisch gelegt, wodurch wir gezwungen waren, über den Tellerrand hinauszuschauen und uns darüber auszutauschen. Wir mussten zwar immer noch eine Möglichkeit finden, mit all den Personen, die Teil des Einsatzes zu sein hatten, eine erfolgreiche Infiltration zu absolvieren.

Das AAR verhinderte aber letzten Endes jegliche internen Streitigkeiten. Jeder hatte die Gelegenheit, seine Meinung und Sorgen zu äußern. Hier

konnten wir offen miteinander kommunizieren. Man konnte seine Frustrationen in diesem Raum loswerden, wo sie hoffentlich auch blieben. Keiner machte später weiter, weil wir alle wussten, dass wir in diesem Raum und in diesem Rahmen unsere Stimmen erheben konnten. Wir brauchten nur die Gelegenheit zu kommunizieren, ohne etwas schönzureden, ohne Dienstgrade, mit schonungsloser Offenheit und Ehrlichkeit, um sowohl große als auch kleine Probleme zu lösen.

Ich erinnere mich an ein besonders unangenehmes und sehr persönliches AAR, nachdem ich Teamleader geworden war. Wir waren in Afghanistan, und es war kurz, nachdem man Phil ins Bein geschossen hatte. Wir befanden uns mitten im Einsatz, und ich hatte nicht vor dem nächsten Einsatz damit gerechnet, die Verantwortung für ein Team übertragen zu bekommen. Ich musste mich immer noch an die zusätzliche Verantwortung gewöhnen. Da ich ein neuer Teamleader war, wollte ich nichts falsch machen. Ich wusste, dass mich mein Troop Chief genauestens beobachten würde. Zum Glück war meine gesamte Einheit, bestehend aus acht Männern, talentierter als ich und machte es mir leicht, das erste Mal Teamleader zu sein.

Das Zielobjekt war wie immer ein Taliban-Anführer oder -Unterstützer. Wir hatten ihn in einem tief im Tal gelegenen Dorf nahe der pakistanischen Grenze aufgespürt. Nachdem wir den Ort angegriffen und den Taliban gefangen genommen hatten, gab unser Troop Chief den Befehl zum Rückzug.

Wir hatten alle unsere Standardausrüstung – Waffen, Nachtsichtgerät, Körperpanzerung – sowie Leitern und Vorschlaghammer dabei, um Türen aufzubrechen. Jeder von uns hatte zusätzliche Ausrüstung zugeteilt bekommen. Ich schleppte noch ein paar Bolzenschneider auf dem Rücken. Ich weiß nicht, wie oft sie von jemandem benutzt und danach irgendwo wieder abgelegt wurden, anstatt sie mir zurückzugeben. Das passierte immer wieder mit der zusätzlichen Ausrüstung, die wir während eines Einsatzes bei uns trugen. Wenn es an der Zeit war, das Zielobjekt wieder zu verlassen, war die Ausrüstung, für die ich verantwortlich war, nicht mehr vollständig.

Jeder machte sich bereit zum Rückzug. Es war stockdustere Nacht, und ich wollte sicherstellen, dass jeder seine Sachen hatte. Wir stellten uns in einer Reihe auf, um zurück zur Landezone zu laufen, und ich nahm mir das

Funkgerät, über das die gesamte Einheit miteinander verbunden war, um Jake anzufunken, Rufname Alpha 8.

Jake hatte die Leiter für das Team, und ich wollte sichergehen, dass er sie nicht vergaß. Allerdings benutzte ich eine Frequenz, die jeder mithören konnte.

»Alpha 8, hier ist Alpha 1«, sagte ich.

»Alpha 1, hier Alpha 8, ich höre«, sagte er.

»Hey, hast du deine Leiter?«, fragte ich.

»Ja«, antwortete er fast sofort.

Dann vergewisserte ich mich, dass meine Einheit vollständig war, und funkte den Troop Chief an.

»Echo 12, Alpha 1. Alpha ist bereit für den Rückzug.«

Jeder Teamleader meldete sich beim Troop Chief, um sein O.K. zu geben, keiner von ihnen kam jedoch auf den Gedanken, jeden einzelnen seines Teams nach der Ausrüstung zu fragen.

»Roger. Recce, bring uns hier raus«, ordnete der Troop Chief schließlich an.

Nachdem wir zur Basis zurückgekehrt waren, entledigten wir uns sofort unserer Ausrüstung und setzten uns zum AAR zusammen. Als wir den Rückzug abgehakt hatten, hob Jake seine Hand.

»Hey, ich bin nur neugierig, warum du mich über Funk an meine Leiter erinnern musstest?«

»Was meinst du damit?«, erwiderte ich.

»Das ist meine Ausrüstung, meine Verantwortung«, sagte Jake. »Ich habe sie noch nie vergessen.«

Ich war perplex. Und wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich war der Teamleader und hatte alles Recht der Welt, ihn zu fragen, was ich wollte. Ich hätte ihn über Funk nach seiner Schuhgröße fragen können und ob er seine Zähne geputzt hatte. Aber dann fiel der Groschen, und ich fühlte mich auf der Stelle wie der größte Arsch.

»Du hast recht«, sagte ich.

Ich saß vor versammelter Mannschaft und fühlte mich wie ein Idiot. Ich war so damit beschäftigt gewesen sicherzustellen, dass mein Team alles richtig machte, dass ich mich gar nicht selbst reflektierte. Ich war die Art von Teamleader geworden, die ich selbst immer verachtet hatte, ein Mikromanager. Natürlich hatte ich ihn nur nach der Leiter gefragt, weil es

sich um einen großen Gegenstand der Ausrüstung handelte und ich sicherstellen wollte, dass wir sie nicht am Zielobjekt vergaßen. Ich war jedoch nicht darauf gekommen, dass einer meiner Männer sich verantwortlich genug fühlen würde, um gut auf seine eigene Ausrüstung zu achten. Phil war immer sehr gut darin gewesen, uns unser eigenes Ding machen zu lassen. Er vertraute darauf, dass wir unsere Arbeit gut machten, und sagte nur etwas, wenn er uns korrigieren musste. Ich wusste, dass ich richtig im Arsch war, wenn Phil dann doch zu mir kam, weil er mir etwas zu sagen hatte. Man erwartete einfach von uns, dass wir wussten, was zu tun war. Es war völlig vergeudete Energie gewesen, Jake nach der Leiter zu fragen. Jetzt musste ich im AAR für meinen Fehler geradestehen.

»Habe ich dich daran erinnert, deinen Bolzenschneider oder vielleicht sogar deine Waffe mitzunehmen?«, fragte mich Jake.

»Nein«, erwiderte ich.

»Okay, also die Leiter gehört zu meiner Ausrüstung, ich bin dafür verantwortlich, ich habe alles im Blick.«

Natürlich wusste er, was zu seiner Ausrüstung gehörte. Die Art und Weise, wie ich ihn gefragt hatte, hörte sich an, als würde ich ihm nicht vertrauen, und uns war allen klar, wie wichtig es war, einander zu vertrauen.

»Mein Fehler,« sagte ich. »Verstehe. Ich bin ein Arsch, und was du sagst, kommt ganz klar bei mir an. Es wird nicht noch mal vorkommen.«

Ich nahm es Jake nie übel. Ich schämte mich und war wütend auf mich selbst.

Jake hatte alles richtig gemacht. Er wusste, dass das AAR der richtige Zeitpunkt war, um meinen Fehler anzusprechen. Wäre Jake nicht ehrlich genug gewesen, um direkt mit mir zu kommunizieren, hätte ich während des nächsten Einsatzes wahrscheinlich das wieder Gleiche gemacht, und es wäre zur Gewohnheit geworden.

Beide AAR-Treffen, sowohl nach der Geschichte mit der Leiter als auch nach der gelungenen Flucht des Taliban-Anführers, hatten ihren Zweck erfüllt.

Einen Tag nach der missglückten Aktion mit dem Taliban-Anführer hatten wir ein neues Ziel im Visier. Wir mussten Vergangenheit Vergangenheit sein lassen. Wir verdrängten alle den letzten Einsatz, weil wir uns einer neuen Gefahr stellen mussten, als Team, ohne auch nur einen der Männer des Teams infrage zu stellen.

Aber einen Monat später kam der Troop Chief mit dem gleichen Zielobjekt auf uns zurück.

»Männer, wollt ihr mit diesen Typen noch mal einen Versuch starten?«, fragte der Troop Chief.

»Ja«, sagte ich, »selbstverständlich.«

Ich befand mich mit Steve in der Einsatzzentrale. Auch der Troop Chief und der Recce Teamleader waren anwesend. Auf dem Flachbildschirm waren Satellitenfotos des Zielobjekts und des Tals zu sehen.

»Er ist wieder zurück«, sagte der Troop Chief und deutete dabei auf eines der Häuser des Gebäudekomplexes.

»Der Geheimdienst hat ihn an genau demselben Ort wieder lokalisiert, wo wir schon mal zugeschlagen haben. Er hat Freunde mitgebracht.«

Ich sah mir den Ort und das Tal im Ganzen an. Ich wollte eine zweite Chance. Ich hatte den ersten Einsatz verdrängt und versucht, mir keine Gedanken mehr über den entflohenen Scheißkerl zu machen, aber diesmal würde er uns nicht noch mal durch die Lappen gehen.

»Ihr habt die Wahl«, bot mir der Troop Chief an.

Mein Team konnte entscheiden, was wir vor Ort machen wollten.

»Ich will vom Boden aus einfallen«, sagte ich.

Ich liebte es hart. Je größer die Herausforderung, desto mehr war ich dafür zu haben. Je härter der Einsatz, desto besser gefiel es mir. Aber mir waren auch die Hindernisse klar, die mit diesem Zielobjekt verbunden waren. Das AAR hatte uns die Probleme bezüglich unserer ersten Strategie aufgezeigt. Wir mussten einen Weg finden, das Überraschungsmoment auf unserer Seite zu haben, sonst war es vergeudete Zeit, diesen Kerl noch mal zu fassen bekommen zu wollen, ob lebendig oder tot.

Ich guckte den Recce-Teamleader an. Er grinste übers ganze Gesicht.

»Ich habe eine Route gefunden«, sagte er. »Aber mit einer großen Patrouille wird das nicht machbar sein.«

»Stimmt, so eine Ansammlung von Leuten, die sich durch die Berge schlängelt, ist wirklich das Letzte, was wir gebrauchen können«, bestätigte ich. »Das würde niemals gut gehen.«

Wir hatten unsere Lektion letztes Mal gelernt. Ich dachte zurück an das AAR und warum wir beim ersten Mal die Hubschrauber genommen hatten.

»Was ist mit den Kommandotruppen und den BSO?«, fragte ich. »Können wir sie irgendwie anders mit einschleusen?«

Wir redeten etwa eine Stunde lang und hatten am Ende einen Plan, der sich an die Einsatzregeln hielt. Mein SEALs-Team, unsere Recce-Jungs, ein Air Force Pararescue Jumper (PJ) und unser Troop Chief würden einen Hubschrauber in ein nahe gelegenes Tal nehmen und zum Zielobjekt patrouillieren. Sobald wir den Gebäudekomplex eingekesselt hatten, würden wir uns per Funk melden. Die anderen Teams sowie die BSO und afghanischen Einheiten würden auch mit einem Hubschrauber einfliegen und eine Y-Landung machen. Wir würden dann aber schon zur Stelle sein, um mögliche Flüchtige aufzuhalten und anzugreifen, sobald die Hubschrauber landeten. Wir hatten endlich einen Weg gefunden. Und verdankten es dem AAR.

Wir unterrichteten das gesamte Team über den Plan, schnappten uns die Ausrüstung, und meine Truppe machte sich auf den Weg zum Hubschrauber. Wir flogen einige Stunden vor dem Großteil der restlichen Einsatztruppe ab und begannen mit der Patrouille. Es war heiß, und wir waren noch nicht mal einen Kilometer unterwegs, als mein T-Shirt schon schweißgetränkt war. Der Mond schien nur schwach, und wenn ich mein Nachtsichtgerät nicht getragen hätte, hätte ich rein gar nichts gesehen. Stundenlang liefen wir die Berge rauf und runter.

Es war ein langer, aber ereignisloser Marsch. Ich war sehr konzentriert und hoffte, dass sich diese wahnsinnige Anstrengung auszahlen würde. Ich wollte diese Scheißkerle nicht noch einmal davonkommen lassen. Wir hatten einen großartigen Plan ausgetüftelt, den wir jetzt in die Tat umsetzten.

Wir erklommen schließlich den letzten Hügel, und ich erblickte das Gewirr aus Häusern. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Wir waren rechtzeitig eingetroffen. Wir kletterten schnell den Hügel runter und positionierten uns in Zweiergruppen an den verschiedenen Wegen, die von den Häusern wegführten und die wir zuvor auf den Satellitenfotos gesichtet hatten.

Wir bewegten uns lautlos. Ich hielt meine Waffe im Anschlag, als wir uns den Häusermauern näherten. Der andere SEAL, der mein Partner war, und ich knieten mit einem Bein nieder und warteten. Über uns überwachte die ISR die Häuser. Es gab keine Meldungen über Bewegungen irgendwelcher Art. Als alle Teams an Ort und Stelle waren, hörte ich den Troop Chief über Funk ansagen:

»Die Vögel sind im Anflug. Noch zwei Minuten.«

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Ich konnte schon ein schwaches Rotorengeräusch vernehmen, während die Hubschrauber noch durch das Tal in Richtung des Ortes flogen. Mit meinem Ärmel wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Sollten sich tatsächlich Taliban in diesen Häusern befinden, ging ich davon aus, dass sie jeden Moment losrennen würden.

Nur Sekunden später meldete der Drohnenpilot über Funk:

»Wir haben hier zwei Flüchtige, die den Häuserkomplex verlassen und in Richtung Osten unterwegs sind.«

Mehr brauchte ich nicht zu hören. Wir hatten uns im Osten positioniert, waren bereit und warteten auf sie.

Von den Satellitenbildern wusste ich, dass sie eine lange Straße eingeschlagen hatten, die die sechs Häusergruppen in zwei teilte. Es handelte sich um die gleiche Route, auf der sie während unseres ersten Angriffs geflüchtet waren. Am Ende der Route waren Bert, einer meiner neueren Jungs, und ein Air Force PJ positioniert.

»Sie haben deine Richtung eingeschlagen, Alpha 4«, meldete ich über Funk.

»Roger«, antwortete Bert.

Das Schlagen der Rotoren war jetzt sehr laut, da der Hubschrauber westlich des Ortes landete. Die Männer waren in der Staubwolke kaum zu erkennen. Im Funkgerät überschlugen sich die Meldungen, während meine Kameraden und die afghanischen Einheiten ausschwärmten und sich auf die Häuserzeilen zubewegten.

Nur Sekunden später hörte ich gedämpfte Gewehrschüsse, als Bert und der PJ das Feuer eröffneten. Die Taliban trugen AK-47er mit sich und liefen nach nur einigen Schritten freien Weges Bert in die Arme. Sie rannten um ihr Leben, schauten, als sie auf den Weg einbogen, auf und erblickten Bert und den PJ. Die Kämpfer bremsten abrupt ab und versuchten mehr schlecht als recht, ihre Gewehre hochzureißen, um zu schießen. Bevor sie auch nur eine Chance hatten, ihre AK-47er anzulegen, ließen Bert und der PJ mehre Schusssalven auf die Taliban ab, und sie fielen um wie zwei nasse Säcke.

»Zwei EKIA (Enemy killed in action)«, funkte Bert.

Beide feindlichen Kämpfer waren im Kampf gefallen. Ich fühlte sofortige Genugtuung. Wir hatten sie erwischt. Unser erster Versuch war missglückt, aber wir hatten uns nicht entmutigen lassen. Wir hatten den fehlgeschlagenen Einsatz besprochen, die guten und die schlechten Aspekte

genauer angeschaut und einen neuen Weg gefunden, das Zielobjekt anzugreifen.

Im Kampf bekommt man nicht oft eine zweite Chance. Wir zählten nie darauf, es bei einem zweiten Mal besser machen zu können, aber wir wussten, dass uns die Lektionen, die wir während des ersten Einsatzes gemacht hatten, uns bei zukünftigen Einsätzen behilflich sein würden.

Das AAR hatte seinen Zweck erfüllt, und dank dessen würden diese zwei Taliban-Anführer nie mehr eine Bedrohung darstellen. Wir hatten es geschafft, den uns gestellten Anforderungen im Rahmen der Einsatzregeln gerecht zu werden. Dieser Einsatz und die daraus gezogenen Lektionen waren ziemlich deutlich gewesen. Aber die AAR und was wir daraus lernen sind nicht immer so einfach. Manchmal sterben Menschen, weil wir nicht klar kommuniziert und aus unseren Fehlern gelernt haben.

So hart wie es sein kann, die Handlungen eines Teamkameraden zu kritisieren oder von einem Kollegen kritisiert zu werden, es handelt sich um eines der wichtigsten Werkzeuge, die ein SEAL hat und an denen er feilen kann. Das Schwierigste daran ist die ehrliche Kommunikation. Vor allem wenn man selbst im Unrecht ist. Fehler können während eines Kampfes immer passieren, und dafür hat jeder Verständnis. Man sollte sich aber immer daran erinnern, dass Kommunikation und die Lektionen, die wir aus dem AAR ziehen, nur dafür da sind, das Team noch besser zu machen. Vor allem zu verstehen, dass es nicht immer um einen selbst geht, ist nicht einfach und war für mich eines der schwierigsten Dinge, die ich im Laufe meiner Karriere lernen musste. Über die Jahre hinweg erkannte ich immer mehr, wie wichtig es war, demütig zu bleiben und zu verstehen, dass jeder Fehler machen kann. Dass man sich nicht von jemandem abwandte, wenn er einen Fehler gemacht hatte, sondern auch von ihm lernte, wie es während des nächsten Einsatzes besser laufen kann. Die Lektionen, die aus einem Kampf gezogen werden können und manchmal auch schmerzhaft sind, müssen immer weitergegeben werden.

KAPITEL 8

Shoot, move and communicate

– BEZIEHUNGEN –

Während wir uns den Häusern näherten, bellten ununterbrochen Hunde. Ich konnte sie hören, sobald das Rotorengeräusch des Hubschraubers abnahm. Das erste Hundegebell hallte schon durch das Tal, als wir, wie immer nach einem langen Flug mit dem Hubschrauber, unser Ritual des gemeinsamen Pinkelns praktizierten. Nur Sekunden später fiel ein zweiter Hund ein. Als wir schließlich so weit waren und, zu einer Patrouille formiert, auf das Zielobjekt vorrückten, hörte es sich nach einer ganzen Meute an, die jeden Bauern und Kämpfer in der Umgebung von unserer Anwesenheit in Kenntnis setzen wollte.

Ich war jetzt schon elf Jahre bei den SEALs und lange genug dabei, um selbst Teamleader zu sein. Ich kannte mich mittlerweile ziemlich gut mit den Grundbausteinen von Einsätzen aus. Ich ließ mich nicht länger von üblichen Ängsten in meinen Entscheidungen beeinflussen, und ich wusste, dass Kommunikation und Teamwork die Schlüsselfaktoren für einen erfolgreichen Kampf waren.

Was nicht bedeutet, dass das so einfach umzusetzen ist.

Wir waren nach Kunduz geflogen, in den Norden Afghanistans. Diese Gegend unterlag zu dem Zeitpunkt schon seit Jahren der Kontrolle der Deutschen und anderer Koalitionsstreitkräfte. Sie führten hier nur sehr wenige bis gar keine offensiven Angriffe durch und waren hauptsächlich damit beschäftigt, Straßen, Schulen und Krankenhäuser zu errichten. Feindliche Kämpfer hatten angefangen, Nordafghanistan als sicheren Zufluchtsort zu nutzen, da sie dort nicht verfolgt wurden. Auch ich würde um nichts in der Welt ein Lager verlassen wollen, das mit Biergarten, Bars und Clubs ausgestattet ist, aber das war eine andere Geschichte.

Wir waren nach Nordafghanistan hoch gekommen, nachdem unser Geheimdienstanalytiker einen Tipp erhalten hatte, dass sich dort ein hochrangiger Taliban-Anführer aufhielt. Während der Analytiker die Überwachung fortsetzte, flogen wir also dorthin. Wir wollten vor Ort sein, um direkt angreifen zu können, falls es grünes Licht für den Einsatz geben sollte.

Wir hatten keine Ahnung, wie der Taliban-Anführer aussah, auf der schriftlichen Mitteilung war er nur als Silhouette zu erkennen.

Den ganzen Tag über verfolgten die Analysten den Taliban-Chef und überwachten dank der ISR, wie er an verschiedenen Orten Kämpfer einsammelte. Schließlich beobachteten wir, wie die Gruppe sich nach Sonnenuntergang zu einem Unterschlupf für die Nacht begab, in der Regel handelte es sich hierbei um eine Baumgruppe oder etwas anderes, das Schutz bot, wo sie sich die Nacht über ausruhen konnten. Zufälligerweise befand sich dieses Wäldchen am Rande einer größeren Häuseransammlung. Wie üblich begaben sich die Kämpfer an einen willkürlich ausgesuchten, von Zivilisten bewohnten Ort, verlangten nach Essen und kehrten mit vollen Bäuchen wieder in ihre Deckung zurück, um zu schlafen. Die dichte Vegetation in Nordafghanistan machte es ihnen leicht, sich vor unseren über ihren Köpfen umherfliegenden Drohnen unter den Bäumen zu verstecken.

Als die Taliban an diesem Nachmittag ankamen, beobachten die Drohnen sie dabei, wie sie in den Häusern und einige Stunden später wieder unter den Bäumen verschwanden. Über die ISR konnten wir erkennen, dass die Taliban das Wäldchen nie verließen. Was aber nicht bedeutete, dass sie nicht unter den Bäumen durchgeschlüpft waren und die Gegend doch verlassen hatten. Natürlich wussten sie, dass unsere Drohnen sie beobachteten. Der Feind wechselte mehrmals während der Nacht routinemäßig die Verstecke.

In diesem Fall waren die Analysten sich sicher, dass die Taliban die Baumgruppe nicht verlassen hatten, also beschlossen wir, mit der Mission zu beginnen.

Da ich Teamleader war, hatte ich den internen Funk im einen Ohr und konnte auf diese Weise mit meinen Teamkameraden Verbindung halten, und auf dem anderen Ohr hatte ich die Kommandozentrale und konnte mit dem Commander, dem Troop Chief und sämtlichen Drohnen oder der Luftüberwachung in Kontakt bleiben.

»Keine Bewegung auszumachen«, sagte der Drohnenpilot, »es befinden sich immer noch alle Personen unter der Baumgruppe. Auch der weiße Kombi hat sich nicht von der Stelle gerührt.«

Der Taliban-Anführer und seine Kämpfertruppe fuhren mit diesem Wagen und mehreren Geländemotorrädern zwischen den Dörfern hin und her. Wenn der Wagen immer noch am selben Ort stand, waren wir uns ziemlich sicher, dass die Kämpfer nicht weit sein konnten.

Die Hunde bellten während des gesamten sieben Kilometer langen Marsches. Wir versuchten, so unauffällig wie möglich zu bleiben, und unsere Scharfschützen hatten die bestmögliche Route ausgewählt, um die Dörfer zu vermeiden. Aber jeder Schritt wurde von Gebell begleitet, und uns war allen nicht wohl dabei zumute.

»Diese verdammten Hunde machen mich fertig«, beklagte sich Steve während einer kurzen Pause. »Bellen die immer so viel, oder arbeiten die für die Taliban?«

Steve war einer der Teamleader und einer meiner besten Freunde im Führungsstab. Er war ein Schrank von einem Kerl, mit breitem Brustkorb und dicken Oberarmen. Sein Gesicht war von einem buschigen Bart bedeckt, und er sah damit aus wie ein Murmeltier. Wir hatten schon so viele Witze darüber gemacht, dass das sein Spitzname wurde.

Ich lernte das Murmeltier während Science and Technology kennen. Hätte ich die ersten und die letzten fünf in meiner Klasse einstufen müssen, so war Steve vom ersten Tag in meinen Top Five und stach immer als Anführer in der Klasse hervor. Ich hatte Glück, dass ich seinem Squadron zugeteilt wurde. Wir waren zwar in verschiedenen Teams, aber grundsätzlich sind wir zusammen im Führungsstab groß geworden. Er war bei all meinen Einsätzen und Trainingsreisen dabei. Zu Steve ging ich, wenn ich eine Idee hatte und Feedback brauchte. Wir begegneten uns fast immer auf Augenhöhe, und wenn er mal nicht mit etwas einverstanden war, das ich machte, oder einen Ratschlag für mich hatte, hörte ich ihm genau zu. Sein erster Rat lautete immer gleich:

»Erst mal musst du ein bisschen runterkommen, wenn du zu emotional bist, wird dir keiner zuhören.«

Steve und ich ähnelten uns auch sehr.

Wir wurden einmal während eines Einsatzes fast nach Hause geschickt, als wir die Strategien unseres Troop Chiefs angezweifelt hatten. Der Troop

Chief hatte von keinem seiner Teamleader um Beratung oder Input gebeten. Er legte uns einen Plan vor und weigerte sich, den anderen Teamleadern in der Einheit zuzuhören. Dann hörte er uns zufällig den Plan kritisieren. Wir waren zu der Zeit neu in der Einheit, und der Troop Chief war nicht sehr erfreut darüber, dass wir, »die Neuen«, seinen Plan infrage stellten. Er drohte, uns vom Einsatz abzuziehen und nach Hause zu schicken, aber unsere Teamleader beschützten uns.

Wir arbeiteten sechs Jahre zusammen, bevor wir jeweils unsere eigenen Teams in der gleichen Truppe bekamen. Als Teamleader arbeiteten wir gemeinsam. Ich wusste, wie er tickte, und er wusste, wie ich tickte. Wir waren schon so lange Kameraden, dass ich, wenn es einen Schusswechsel gab, immer wusste, wie er die Situation einschätzte und wie er und sein Team reagieren würden.

Die SEAL Community hat eine Redensart, die besagt, dass alle Team-Mitglieder zu Folgendem in der Lage sein müssen: »Shoot, move and communicate.« Schießen zu können bedeutet, die taktischen Fähigkeiten zu haben, sicher und effektiv mit einem Gewehr schießen zu können. Bewegung bezieht sich im weiteren Sinne darauf, wie man als Team zusammenarbeitet und wie effektiv und taktisch klug man sich auf einem Kampfplatz bewegt. Kommunizieren steht für klare und effektive Kommunikation, damit die Kameraden immer wissen, was du machst. Im Falle einer Kampfsituation gingen unsere Bewegungen und Reaktionen nach Jahren der engen Zusammenarbeit nahezu nahtlos ineinander über. Wir waren immer an SEALs interessiert, die nicht nur diese Fähigkeiten vorweisen konnten, sondern auch in unser Team passten. Ich machte mir nie Sorgen um meine Jungs im Ziel. Sie wussten, was zu tun war, wenn der Kugelhagel losging. Meine größte Herausforderung als Teamleader war, ihnen beizubringen, was von ihnen im Teambesprechungszimmer erwartet wurde.

Ich saß im Prüfungsausschuss, um Kandidaten für S&T zu casten. Auf den körperlichen Fitness-Test folgte der mündliche Teil der Bewerbung, den ich fast nicht bestanden hätte, als ich mich damals bewarb, und der vermutlich der nervenaufreibendste Teil des Bewerbungsverfahrens für S&T war. Um Liegestützte zu machen und schnell zu rennen, bedarf es nicht vieler geistiger Fähigkeiten. Da kommt es mehr auf den Willen und die Vorbereitung an.

Die meisten Prüfungsfragen bestanden aus »Was wäre, wenn …«Szenarien, die die Integrität auf den Prüfstand stellten. Wichtig war es, gute Argumente für bestimmte Handlungen vorzubringen und eine Entscheidung logisch erklären zu können. Eine der besten Fragen bezog sich auf die Einsatzvorbereitungszeit. Ich wurde während meines Vorstellungsgesprächs für S&T danach gefragt und stellte die gleiche Frage, als ich Mitglied des Prüfungsausschusses war.

»Die Einsatzvorbereitungszeit, die dir zur Verfügung steht, reicht deiner Ansicht nach nicht, um dich ausreichend auf die Versendung vorzubereiten. Du willst mehr Schussübungen machen. Nimmst du 9-mm-Munition von der Arbeit mit und gehst damit in einen öffentlichen Schießstand?«, lautete die Frage.

Ich erinnere mich noch gut an meine Antwort.

»Ja, natürlich«, hatte ich sofort ausgerufen. Ich trug meine Paradeuniform, hatte die Haare kurz geschnitten, war frisch rasiert und versuchte, nicht zu nervös auszusehen.

»Wäre das nicht illegal?«, fragte einer der obersten Offiziere des Ausschusses.

»Ich würde sie nicht klauen«, antwortete ich. »Ich würde ja damit schießen. Die Logistik meines Teams macht es schwierig zu trainieren. Ich kann meine Arbeitswaffe nicht auschecken und zu einem Militärschießstand gehen, weil der nächste Schießstand sich in Camp Pendleton befindet. Das ist über eine Stunde Autofahrt von meinem Arbeitsplatz aus, und er ist fast immer ausgebucht. Durch die zusätzlichen Schießübungen würde ich meinen Job besser machen, und ich würde außerdem ganz sicher den Jungs von der Munitionsverwahrung sagen, was ich damit vorhabe.«

Offensichtlich war das die richtige Antwort gewesen. Damals war ich mir nicht sicher gewesen, warum. Aber nachdem ich einige Zeit dabei gewesen war, verstand ich es. Es zeugte davon, dass Motivation und Eigeninitiative über die Mindesttrainingsanforderungen hinausgingen, und beides waren wesentliche Faktoren, die einen S&T-Kandidaten ausmachten. Außerdem zeigte es, wie ich eine Hürde umgehen konnte, um in meinem Job besser zu werden und eine Bereicherung für mein Team darzustellen. Wir wollten Kandidaten mit hoher Eigenmotivation, die über sich hinausgingen, um ihren Job zu machen.

Als ich im Prüfungsausschuss war, versuchte ich jeden Kandidaten unter dem Aspekt kennenzulernen, ob er zur Einheit passen könnte, denn es bestand immer auch die Möglichkeit, dass er eines Tages Teil meines Teams sein würde.

»Was ist das Besondere, das Sie ausmacht? Warum sollte S&T sich für Sie entscheiden?«, fragte ich immer während des Vorstellungsgesprächs.

Die beste Antwort lautete immer: »Ich arbeite hart«, gefolgt von: »Ich bin gut im CQB (Close Quarter Battles, Nahkampf).«

Und wie lautete dann meine Antwort? Jeder in der Einheit arbeitete hart und war gut im CQB. Ich wollte Männer, die über das Minimum hinausgingen. Die Grundvoraussetzungen für den Job waren klar. Ich wollte einen Mann, der sich jeden Tag die gleiche Frage stellte:

»Wie stelle ich eine Bereicherung für mein Team dar?«

Wir wollten Männer, die immer vorwärts drängten, Männer, die mehr als nur die eigentliche Stellenbeschreibung im Sinn hatten. Jeder in unserer Organisation tat, was von ihm verlangt wurde, aber von den SEALs erwarteten wir, dass sie taten, was von ihnen verlangt wurde, um dann rauszugehen und noch mehr Arbeit zu finden, die erledigt werden musste. So wurde man eine Bereicherung fürs Team.

Hundertprozentiger Einsatz, immer, das war das, worauf es bei den SEALs ankam und womit man erfolgreich war. Andere Einheiten rekrutierten ihre Männer aus dem gesamten Militär; nicht so bei S&T, deren Kandidaten ausschließlich aus den SEAL-Teams stammten. Unser ähnlicher Background und die Tatsache, dass jeder Mann exakt die gleichen Standards zu erfüllen hatte, um in die Einheit zu gelangen, hatten zur Auswirkung, dass es bei uns einen starken Zusammenhalt gab. Diese Art von Beziehungen sind sehr wichtig, nicht nur für die Stimmung und ein gutes Arbeitsumfeld, sondern auch im Kampf. Der starke Zusammenhalt in unseren Teams ermöglichte es uns, die Handlungen des anderen zu antizipieren, was auf Dauer den Unterschied zwischen Erfolg und Misserfolg am Ziel ausmachte.

Die Hunde bellten immer noch, als wir am Rande eines großen, schlammigen Feldes gegenüber dem Ort und der Baumreihe stoppten. Mir kam auf einmal der Gedanke, dass die Hunde vielleicht immer so viel bellten und der Feind möglicherweise gar nicht darauf achtete.

Wir hatten eine Truppe Army Rangers und einige afghanische Einheiten dabei. Sie hatten eine Auswahl an Waffen, für die vor uns liegende

nächtliche Mission jedoch vornehmlich größere und schwerere MK-48er-Maschinengewehre. Die MK-48er feuerte mit 7,62-mm-Munition und konnte sehr effektiv beim Feuerschutz in dichte Baumreihen und Laubwerk hinein sein. Wir warteten, während die Rangers und die afghanische Einheit langsam durch das hohe wilde Grasfeld robbten und dann eine Beobachterstellung einnahmen beziehungsweise sich in Schussposition begaben. Sollten wir in Schwierigkeiten geraten, konnten wir von ihnen Unterstützungsfeuer mit den großen Gewehren anfordern. Als alle Stellung bezogen hatten, zog unsere Truppe rechts am offenen Feld, dann an dem Wäldchen vorbei in Richtung feindlicher Stellung.

Das Feld war schlammig, und wir brauchten eine Weile, um uns langsam dem Wäldchen zu nähern. Ein Bewässerungsgraben lief am Rand des Wäldchens entlang und bildete eine natürliche Grenze. Sollten wir wen auch immer zwischen den Bäumen aufscheuchen können, würden sie zwischen dem Graben und uns festsitzen. Der Ranger Platoon Commander, der mit seinen Männern nach Kämpfern Ausschau hielt, war aus dem Funkgerät zu hören. Sie hatten keine verdächtigen Bewegungen ausmachen können, also begaben wir uns langsam in das Wäldchen.

Mein Team befand sich in der Mitte, Steves Team war vor mir. Es war stockduster. Sogar mit dem Nachtsichtgerät hatte ich Mühe, den engen Pfad zwischen den Bäumen zu erkennen, weil die Äste jegliches Umlicht abhielten. Jeder ging mit äußerster Vorsicht und versuchte, keine Geräusche zu machen.

Wir alle wussten, dass ein falscher Schritt die Kämpfer, die sich in der Nähe versteckt hielten, alarmieren würde. Ich ging quasi auf Zehenspitzen, um mich so leicht wie möglich zu machen. Ich konnte die Infrarotlaser meiner Männer sehen, die langsam die Gegend vor uns abscannten. Jeder der Männer hatte einen Laser an seinem Gewehr. Der Infrarotstrahler fungierte als Taschenlampe, und der kleine Infrarotpunkt in der Mitte des Strahlers zeigte an, wo die Kugeln einschlagen würden. Für das normale Auge waren sie nicht sichtbar, aber mit den Nachtsichtgeräten konnten wir die Laser sehen. Die Laser halfen uns auch überhaupt etwas zu erkennen, insbesondere in der dicht bewachsenen Baumreihe.

Keine fünfzig Meter weiter in den Bäumen rechts von mir sah ich, wie Walt zusammenzuckte und plötzlich stehen blieb. Ich hatte schon lange genug mit Walt zusammengearbeitet, um seine Körpersprache deuten zu können und

zu wissen, dass er etwas entdeckt hatte. Er brauchte kein Wort zu sagen. Wir wussten alle, dass etwas in sein Blickfeld geraten war.

Die gesamte Truppe hielt hinter ihm an und beobachtete Walt und einen anderen SEAL dabei, wie sie sich Zentimeter um Zentimeter voranschoben. Walt winkte uns heran und hielt weiterhin sein Gewehr auf den Stamm eines großen Baums gerichtet. Als wir näher kamen und uns an seiner Position vorbeibewegten, erkannte ich am Boden zwei tief schlafende Taliban. Ihre AK-47er lagen neben ihnen. Überall auf der Lichtung lag Müll verstreut, Wasserflaschen, Lebensmittelkonserven und Papierfetzen. Walt bewegte sich noch einige Schritte tiefer in den Wald und hatte seine Waffe im Anschlag. Sein Laservisier war auf den Brustkorb des Taliban gerichtet. Er und ein anderer SEAL rührten sich nicht vom Fleck und sicherten die schlafenden Taliban. Obwohl wir alle schallgedämpfte Waffen trugen, traf Walt die richtige Entscheidung, nämlich darauf zu warten und gegebenenfalls zu reagieren, wenn sie aufwachten. Er wollte nicht riskieren, auf sie zu schießen und dabei Geräusche zu machen, mit denen er die anderen Taliban wecken würde.

Die schlafenden Taliban waren sowohl ein gutes als auch ein schlechtes Zeichen.

Gut, weil der Feind sich definitiv in der Nähe aufhielt und nicht weitergezogen war. Und schlecht, weil uns eine Schießerei bevorstand, insbesondere wenn die bellenden Hunde bewirkten, dass der Feind nicht nur wachsam, sondern auch wach blieb. Wir gingen leise weiter und achteten darauf, die schlafenden Kämpfer nicht aufzuwecken. Knapp dreißig Meter hinter dem Lager fing der Weg an, der in den Ort führte, in dem sie zu Abend gegessen hatten. Die Motorräder und der weiße Kombi standen unter einem riesigen Baum vor einem Haus geparkt.

Als wir den Weg weitergingen, mischte sich mein Team mit Steves Team, abzüglich Walt und dem anderen SEAL, die bei den Taliban-Wachposten geblieben waren. Fünf von uns gingen mitten auf dem Weg direkt auf das Haus zu. Ich warf einen Blick nach links und sah an Steves Körpersprache , dass er das Gleiche dachte wie ich. Wir würden gleich dem Feind gegenüberstehen. Steve kauerte nieder und schulterte seine HK416, feuerbereit. Sein Infrarotlaser scannte die dunklen Bäume direkt vor mir ab.

Steve und sein MG-Schütze, der mit einer MK46 bewaffnet war, befanden sich zu unserer Linken, als wir weiter auf die Häuser und das dahinter

befindliche Wäldchen zugingen. Wir wussten, dass die Taliban weder genug Zeit hatten, um weit zu kommen, noch würden sie sich aufs freie Feld wagen, da sie zu befürchten hatten, dass unsere Drohnen sie sichteten. Und wenn sie aufs freie Feld liefen, würden die Rangers, die dort am Rand positioniert waren, sie entdecken. Sollte es feindlichen Kontakt geben, dann würde es in dem Wäldchen direkt vor uns dazu kommen.

Zum Ende des Weges hin bemerkte ich einen Haufen Decken und direkt daneben Matratzen. Die Decken lagen so auf dem Boden, als ob, wer auch immer darunter gelegen hatte, schnell aufgestanden war. Es gab mehrere Matratzen, mindestens fünf konnte ich auf den ersten Blick erkennen. Ich hielt mich nicht weiter mit Zählen auf, mein Gehirn war schon mit dem bevorstehenden Kampf befasst.

Scheiße, wo sind die?, dachte ich.

Ich machte mein Team mit dem Infrarotlaser auf das Matratzenlager aufmerksam. Alle blieben auf der Stelle stehen und scannten das uns umgebende Wäldchen ab. Die Infrarotlaser meiner Kameraden zickzackten über den Bäumen. Meinen Laser bewegte ich langsam über das dunkle Wäldchen zu unserer Linken, als vor mir kurz ein Kopf auftauchte und schnell wieder verschwand. Alles geschah zu schnell, um sicher sagen zu können, ob es sich um einen Mann, eine Frau oder ein Kind gehandelt hatte.

Da sich die Einsatzregeln ständig änderten und uns immer mehr einschränkten, konnte ich nicht schießen, da ich keine Ahnung hatte, ob ich gerade einen Taliban-Kämpfer gesehen hatte oder nicht. Die Chancen standen nicht schlecht, dass der Kopf zu einer der Personen gehörte, die auf dem Schlaflager gelegen hatte. Nach den Wachposten zu urteilen, die Walt entdeckt hatte, war sie sicherlich bewaffnet, aber ich hatte keine Waffe gesehen, und man hatte auch nicht auf uns geschossen. Mir war alles so klar. Das mussten die bösen Jungs sein. Ich hatte schon das Auto, die Motorräder und das leere Matratzenlager gesehen und war mir ziemlich sicher, dass es sich hierbei um einen der Jungs handelte, die wir suchten.

Ohne noch mehr Aktivitäten zu sehen, drehte ich mein Funkgerät auf.

»Männer, ich habe hier eine verdächtige Bewegung«, flüsterte ich ins Gerät.

Ich hatte meine Durchsage gerade beendet, da stand in nicht mal fünfzehn Metern Entfernung ein jetzt mehr als offensichtlicher feindlicher Kämpfer aus dem Bewässerungsgraben auf und uns direkt gegenüber. Während er

sich noch aufrichtete, begann er mit seinem PKM-Maschinengewehr mit Gurtzuführung auf uns zu feuern.

Das Mündungsfeuer sah aus, als würde er mit einer Howitzer schießen. Eine fast meterlange Flamme schoss aus dem Gewehrlauf, ich ließ mich rückwärts fallen und landete auf meinem Rücken. In meinem Nachtsichtgerät explodierte alles in einem Feuerwerk. Munition flog mir über den Kopf, während der Schütze wild um sich feuerte. Das Dröhnen des Gewehrs übertönte alles, auch jegliche Gedanken, die ich über Einsatzregeln gehabt haben könnte, oder darüber, was als Nächstes zu tun wäre. Ich sah einige meiner Kollegen in Deckung gehen. Mein Körper schaltete um auf Überlebensmodus. Ich hatte gerade einen Matrix-der-Film-reifen Stunt hingelegt, um den Kugeln auszuweichen, und war auf meinen Rücken gefallen. Wäre ich nach vorn weggetaucht, wäre ich mitten im Kugelhagel gelandet, der den Boden um mich herum durchsiebte. Ich hatte mich nur so tief und so schnell wie möglich ducken wollen. Sie hatten uns total festgenagelt, ohne jegliche Deckung. Innerhalb weniger Sekunden würden die Kugeln der PKM mein Team niedermähen.

Ich klemmte mir das Gewehr zwischen die Beine und begann, auf den Feind zu schießen. Die leeren Munitionshülsen knallten gegen meinen Oberschenkel. Ich zielte nicht durch mein Eotech und konnte auch nicht sehen, wohin mein Infrarotlaser zeigte. Ich verfeuerte meine Munition nach Gefühl und hatte nur mein Richtkorn, auf das ich mich verlassen konnte. Ich war in ungezieltem Dauerfeuer. Auch meine Kameraden schossen zurück. Wir mussten dem Taliban unsererseits so schnell wie möglich einen Kugelhagel bescheren.

Maschinengewehrpatronen schlugen um uns herum in den Boden ein. Leuchtspurgeschosse schwirrten an meinem Gesicht vorbei und schlugen im Gehölz um mein Team herum ein. Wäre auch nur einer von uns aufgestanden, er wäre sofort getroffen worden. Der Taliban hatte Mühe, mit seinem Maschinengewehr zu zielen, da es in seinen Armen auf und ab hüpfte. Aber nach und nach bekam er es in den Griff.

Auf einmal hörte ich in nächster Nähe etwas zu meiner Linken. Es war das süße Geräusch eines MK46-Maschinengewehrs. Üblicherweise verschossen wir sechs bis acht Burst-Phasen, um Munition zu sparen und mehr Genauigkeit zu erreichen. Aber in diesem Fall waren es keine kurzen Bursts. Steves MG-Schütze ließ den Abzug nicht mehr los. Dafür aber ließ er einen

superlangen, durchgehenden Burst los. Er und Steve befanden sich knapp zehn Meter links von uns entfernt und hatten einen perfekten Winkel auf die feindliche Stellung. Unter seinen Leuchtspurpatronen explodierten Baumsplitter und -rinde, während er direkt auf die feindliche Stellung draufhielt.

Der feindliche Beschuss hatte mittlerweile aufgehört, aber der SAW-Schütze und Steve gaben uns immer noch Feuerschutz.

»Los«, brüllte ich zwei Kameraden zu und schoss immer noch weiter. Ein anderer Kamerad aus meinem Team blieb, um mir zu helfen, die ersten zwei zu decken.

Sie machten einen Satz zurück und nahmen eine sicherere Stellung ein. Jetzt war ich dran, mich wegzumachen. Ich rollte mich auf die Seite, sprang auf und versuchte, mich so tief wie möglich zu ducken. Jeden Augenblick konnte die PKM wieder losfeuern. Dies war unsere Chance, uns aus der direkten Schusslinie herauszubegeben. Ich sprintete den Weg runter, blieb kurz hinter meinen Kameraden stehen, legte mein Gewehr an, schoss los und versuchte damit, meinen Kameraden Deckung zu geben.

»Bereit«, brüllte ich. »Los, los.«

Nachdem meine Jungs und ich uns am Rande des Felds in Deckung gebracht hatten, drehten wir uns um und sorgten für so viel Feuerschutz wie möglich, damit Steve und sein MG-Schütze sich in Sicherheit bringen konnten. Der MG-Schütze leerte in einem Mal eine komplette 200er-Munitionsbox. Er und Steve rannten an mir vorbei um ihr Leben, und ich sah ihn sein Maschinengewehr neu laden.

Als Steve und sein Kamerad wieder in Sicherheit waren, gab der Troop Chief dem Ranger Platoon Feuer frei. Sie eröffneten das Feuer mit schweren Maschinengewehren, Granatwerfern und Handfeuerwaffen. Der Krach war ohrenbetäubend, und die Ranger feuerten eine Kugelsalve nach der anderen ab. Ich warf einen schnellen Blick hinter mich, dahin, wo wir gerade gestanden hatten, und sah, wie aus den Bäumen Zündholz gemacht wurde.

Der Troop Chief und Troop Commander kauerten in der Nähe und machten sich an den Funkgeräten zu schaffen.

»Alle durchzählen, und dann will ich wissen, ob wir vollzählig sind«, orderte der Troop Commander an.

Es unterlag der Verantwortung des Teamleaders sicherzustellen, dass wir zu hundert Prozent über alle unsere Jungs Bescheid wussten. Wir würden

ganz bestimmt niemanden zurücklassen. Ich ging zurück zur Linie, wo sich mein Team aufgestellt hatte.

»Verdammt, ja«, rief einer meiner Teamkameraden aus.

»Was los, Mann?«, fragte ich ihn.

Selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte keinen ganzen, halbwegs intelligenten Satz hervorbringen können. Ich hatte andere Dinge im Kopf und musste alle durchzählen, bevor unser JTAC damit anfangen konnte, Bomben abzuwerfen. Hätten wir einen Verletzten in der Schusslinie zurückgelassen, hätten wir keine Luftunterstützung anfordern können, bis wir ihn gefunden hätten. Zum Glück hatte es jeder von uns geschafft.

Ich drehte mein Funkgerät auf.

»Alpha ist komplett«, meldete ich.

»Charlie ist komplett«, meldete Steve über Funk.

Ich hielt den Atem an, während jedes einzelne Team über Funk seinen Status bekanntgab. Es war unvorstellbar, dass wir keine Verletzten zu verzeichnen haben sollten. Die Taliban hatten angefangen, auf uns zu schießen. Sie hatten einen Vorsprung auf uns gehabt und außerdem eine PKM, die 650 bis 750 Schuss pro Minute abfeuern konnte, es musste also irgendwer getroffen worden sein.

Alle Meldungen kamen laut und deutlich an. Es war niemand verletzt. Wir mussten nicht immer gut sein. Manchmal war ein bisschen Glück auch nicht zu verachten. Und das Glück blieb uns bis jetzt hold.

Steve und seine Männer hatten uns das Leben gerettet. Wir hatten alle die Situation richtig gedeutet, er hatte gewusst, wo mein Team sich positionieren würde, und sein Team so aufgestellt, dass er uns zur Seite stehen konnte. Wenn Steves Team und dieser enge Zusammenhalt zwischen uns nicht gewesen wären, hätte es mit Sicherheit Opfer zu beklagen gegeben. Er hatte instinktiv gewusst, wie er das Gelände und unsere direkte Reaktion auf das feindliche Feuer einzuschätzen hatte. Wir waren auf der gleichen Wellenlänge. Wir wussten, wie die anderen sich positionieren würden, ohne darüber nachzudenken.

Es war wie bei einem Pick-up-Basketballspiel, das spontan auf einem Spielplatz stattfindet, in diesem Fall allerdings mit NBA-Spielern. Keiner steht an der Seitenlinie und markiert auf einer Tafel den Spielstand. Die Spieler sind großartige Athleten, die sich ohne Worte verstehen und ein

hervorragendes Zusammenspiel haben. Wir machten das Gleiche, nur nicht auf dem Spielfeld und ganz bestimmt nicht für das gleiche Gehalt.

»Bereit machen für CAS«, hörte ich über Funk.

Das JTAC forderte Close Air Support an. Die Männer über uns begannen, Kreise in der Luft zu fliegen, und bereiteten sich auf einen Bombenangriff vor.

»Noch drei Minuten,« vermeldete der Troop Chief.

Sollten sich noch Taliban in den Bäumen versteckt halten, hatten sie noch drei Minuten, bevor die Bomben abgeworfen wurden. Ich vergewisserte mich, dass mein Team Deckung hatte, und wartete auf den Angriff.

Ich kauerte mich in einen schmalen Graben und wartete auf das pfeifende Geräusch, das Bomben kurz vor der Detonation machen. Ein weißer Blitz erhellte den Himmel, und Sekunden später hörte man das donnernde Grollen der Explosion. Im Licht der Explosion waren die Silhouetten der Bäume und Häuser zu erkennen, während Dreck und Geröll auf uns niederprasselten.

»Feuer frei für sofortigen Neuangriff«, hörte ich über Funk. »Drei Minuten sind um.«

Als die Bomben in dem Wäldchen einschlugen, schätzte ich mich glücklich, dass sie nicht mir galten. Ich spürte die Schockwelle jeder einzelnen auf dem Boden detonierenden Bombe. Es fühlte sich an, als würde ein Riese seine Faust auf den Boden schmettern.

Nach dem zweiten Bombenangriff besprach ich mich mit dem Troop Commander, Troop Chief und anderen Teamleadern.

»Wir werden das Wäldchen jetzt räumen«, teilte uns der Troop Chief mit. »Sagt mir Bescheid, wenn eure Teams so weit sind.«

Sowohl Steves Männer als auch die Jungs aus meinem Team standen aus dem Graben auf und bereiteten sich auf den Rückzug über den Weg vor. Wir stellten uns in einer Reihe auf und patrouillierten vorsichtig zur Baumreihe zurück. Als wir näher kamen, bot sich uns ein Bild wie von einem Schlachtfeld aus dem Ersten Weltkrieg. Die Bomben hatten qualmende Krater zurückgelassen. Verkohlte, umgeknickte Bäume ähnelten kaputten Zähnen. Dichte Rauchschwaden hingen über allem. Die Bäume brannten und sorgten damit in unseren Nachtsichtgeräten für grüne verschwommene Flecken, die eine klare Sicht fast unmöglich machten.

Auf halbem Weg dorthin hatte ich Sicht auf den Bereich, wo wir Erstkontakt mit dem Feind hatten. Er war kaum wiederzuerkennen. Die Bomben hatten die dicht zusammenstehenden Bäume niedergemäht und einen qualmenden Krater hinterlassen. Im schmalen Graben vor mir erschien eine Silhouette, die von einem Menschen sein konnte. Ich näherte mich ihr und zielte mit meinem Gewehr auf das Objekt. Als ich näher dran war, erkannte ich, dass es sich um einen Taliban handelte. Er hatte schwere Verbrennungen, und seine Kleider qualmten immer noch. Man sah, wo Granatensplitter sein langes Hemd zerfetzt hatten. Ein Chest Rig hing von seinem Oberkörper runter. Ein anderer schlimm verbrannter Körper lag in der Nähe.

Wir durchkämmten die Überreste der verkohlten Bäume, schritten über Trümmer und entlang der durch die Explosionen verursachten Krater. Ich wollte gerade mein Team zurückrufen und die Häuser sowie das Camp nach weiteren Taliban oder Informanten auskundschaften, da erklang der Drohnenpilot, der über uns her kreiste, aus dem Funkgerät.

»Rund 150 Meter westlich von euch sind mehrere Personen auf der Flucht«, teilte er uns mit.

Nach dem letzten Bombenangriff waren auf einmal fünf oder sechs Taliban aus dem Wäldchen aufgetaucht. Sie hatten unverschämtes Glück gehabt und irgendwie den Erstbeschuss, den Angriff mit schwerem Geschütz und dann auch noch die zwei Bombenangriffe überlebt.

Als der Funkspruch durchkam, blickte ich zu Steve und sein Team zu meiner Linken. Wir dachten beide das Gleiche. Auf gar keinen Fall würden uns diese Typen entkommen.

»Team Alpha ist dran«, funkte ich dem Troop Chief zurück. Direkt danach funkte auch Steve:

»Team Charlie ist dran.«

Nach einer kurzen Pause antwortete unser Troop Chief:

»Roger. Alpha und Charlie, ihr übernehmt die ISR, und Kanonenboot AC 130, lasst mich wissen, falls ihr noch etwas braucht.«

Über Funk wandte ich mich an die Drohne.

»ISR, hier Alpha 1. Ich bewege mich mit acht Leuten und einem Hund in westliche Richtung. Bitte um genaue Anzahl der Feinde und ihre Position.«

Der Drohnenpilot gab uns die richtige Orientierung, wir positionierten uns und begannen, auf die feindliche Ortung zu zu patrouillieren. Der

Hundeführer ließ seinen Spürhund vorlaufen, um ihn den Boden nach Fährten absuchen zu lassen. Über Funk kamen immer wieder Meldungen von der ISR rein.

»Alpha 1, hier ist ISR. Es gibt mehr verdächtige Bewegungen in der südwestlichen Ecke eines offenen Feldes rund 500 Meter westlich von euch.«

»Roger, ISR, bitte um Laser«, antwortete ich.

Wie ein überdimensionaler Laserpointer schoss der Sensor Operator einen Infrarotstrahl zur Stellung der Taliban. Mit unseren Nachtsichtgeräten sah es aus, als würde ein riesiger Finger auf die exakte Position der Taliban zeigen. Es war wie in einem Videospiel.

Als wir aus dem Schutz der Bäume hervortraten, schritten wir viel langsamer voran. Das Wäldchen ging in ein weites Feld über, das am südlichen Ende eine leichte Erhebung und eine Baumansammlung aufwies.

Der Hundeführer schickte seinen Hund voraus, am Rande des Dickichts entlang. Steves Team lief links von uns gerade auf die Bäume zu und deckte unsere Flanke.

Ich manövrierte mein Team weiter nach rechts, in der Hoffnung, einen besseren Winkel auf die Taliban einzunehmen. Die Rangers waren nicht dabei. Es hing alles von den beiden Überfallkommandos ab. Sollte es zu einem feindlichen Kontakt kommen, hätten wir zwei Teams in Position, um das Feuer zu eröffnen.

Ich konzentrierte mich weiterhin auf den Laserstrahl. Er hatte sich nicht bewegt, seitdem wir das Wäldchen verlassen hatten, was gut war. Aber ich wollte mit den Taliban abrechnen, bevor sie eine Verteidigung aufbauen konnten. Ich hoffte darauf, dass die Taliban eigentlich eher versuchten, sich zu verstecken anstatt zu kämpfen.

Ich schaute mich um. Mein Team hatte sich verteilt und schritt leise übers Feld. Ich blickte nach links rüber zu Steves Team und bemerkte, wie unser Hund – den wir Pelzrakete getauft hatten – ins Dickicht abtauchte. Dann hörte ich einen Mann laut aufschreien. Der Hund hatte einen der Taliban aufgespürt, und jetzt hörte ich ihn knurren und den Mann schreien.

Mein Team behielt die Gruppe feindlicher Kämpfer weiter vorn im Blick. Steve und einer der Scharfschützen verschwanden ihrerseits ins Dickicht, um dem Hund zu helfen. Dieser hatte sich in dem Mann verbissen, der wie am Spieß schrie. Das Schreien hörte nach ein paar schnell abgegebenen, gedämpften Schüssen aus der HK416 auf. Steve meldete sich über Funk.

»Jungs, seid vorsichtig, wir sind gerade über einen Taliban gestolpert, der sich mit einer entsicherten RPG in einem Graben versteckt hielt.«

Die Kampftruppe, die wir verfolgten, hatte diesen Mann zurückgelassen, um uns aus dem Hinterhalt anzugreifen. Der Hund hatte ihn gefunden und uns das Leben gerettet. Diese Kämpfer waren keine Amateure. Sie rannten nicht in Angst und Schrecken davon, sondern versuchten, uns dranzukriegen.

»ISR, hier Alpha 1«, sagte ich. »Gibt es Bewegungen von unserer Taliban-Truppe?«

»Alpha 1, hier ISR«, sagte der Pilot. »Negativ. Sie befinden sich immer noch in gleicher Position, und mein Laser hält drauf.«

Steves Team gruppierte sich neu und ging weiter am Wäldchen entlang. Ich brauchte nicht mal einen Funkspruch von Steve, um zu wissen, was er dachte, seine Körpersprache war genug. Ich reagierte, indem ich mein Team weiter nach rechts positionierte, um seitlich besser aufgestellt zu sein. Wir hatten uns zu einer perfekten L-Formation aufgestellt und waren somit in der Lage, die Talibantruppe von beiden Seiten anzugreifen. Die Drohne strahlte nach wie vor mit ihrem Laser auf die Position der Taliban. Es war dunkel, und sie konnten uns ganz sicher nicht sehen.

Schritt für Schritt kamen wir auf 140 Meter näher. Unsere Laser vermischten sich jetzt mit dem Laser der Drohne.

Sie hatten keine Chance.

Dank des massiven Infrarotstrahlers der ISR-Drohne waren die Gestalten mit unseren Nachtsichtgeräten einfach zu identifizieren. Alle fünf Taliban hatten sich dicht beieinander am Rande eines Grabens niedergekauert und warteten darauf, dass wir näher kamen.

Sie wussten es noch nicht, aber für sie war alles zu spät. Sie konnten uns nicht sehen, aber wir konnten sie sehen. Mit den ersten Schüssen erledigten wir zwei. Sie fielen wie von einem unsichtbaren Band gezogen um. Ich sah unsere Laser um sie herum tanzen, als einer nach dem anderen in den Graben plumpste. Einer der Taliban feuerte mit seiner AK-47 in unsere Richtung, aber die Kugeln flogen mit einiger Entfernung über unsere Köpfe hinweg. Der Schütze ging nach einigen auf ihn abgefeuerten Ladungen nieder.

Der Kampf dauerte nur wenige Sekunden, und wir zweifelten nicht einen Moment lang daran, wie er ausgehen würde. Wir rückten auf und

durchsuchten alle Toten nach Waffen, die wir auf der Stelle vernichteten. In der Zeit sicherten die restlichen SEALs und Rangers das ursprüngliche Ziel.

Als wir fertig waren, patrouillierten wir zurück zu den Häusern und weiter zu den Hubschraubern.

Nichts von dem, was wir machen, grenzt an Wunder, aber die Fähigkeit, als Team zu arbeiten, wird uns während unserer SEAL-Laufbahn beigebracht und ist ein entscheidender Faktor für unseren Erfolg. Es ist jedes Mal wie ein Pick-up-Basketballspiel, außer dass wir auf Schießen, Bewegung und Kommunikation spezialisiert sind.

Es gibt kein Geheimrezept. Jeder SEAL hat das gleiche Training durchlaufen, hat sich in den gleichen extremen Bedingungen ausprobiert. Alle geben bei der gemeinsamen Ausbildung ihr Äußerstes, was dazu führt, dass wir die elementarsten Anforderungen außerordentlich gut umsetzen können. Das führt dazu, dass wir einander bedingungslos vertrauen. Aufgrund der vielen Jahre gemeinsamer Arbeit hatten Steve und ich eine Beziehung zueinander, die es uns ermöglichte, so gut wie jede Situation in den Griff zu bekommen, und unser Vertrauen führte uns zum Erfolg, auch wenn der Kampf nicht immer so endete wie geplant. Die Bedeutung, die wir dieser Art von engem Zusammenhalt beimessen, ist der Faktor, der meistens zum Sieg führt.

KAPITEL 9

Folge deinem Partner

– VERANTWORTUNG –

Es war am Abend, bevor der Einsatz losgehen sollte, als ich zur gemeinsamen Einsatzzentrale gerufen wurde. 2007 war das Jahr meiner sechsten Stationierung. Anstatt mit meinem Team zu arbeiten und Angriffe auszuführen, hatte man mich als Vertrauensmann in andere Regierungsstellen geschickt.

Ich koordinierte die Luftunterstützung und half mit taktischen Strategien. Außerdem war ich verantwortlich für sämtliche Gefangene, die bei uns in Haft saßen, damit sie den entsprechenden Militärgefängnissen der Koalitionstruppen übergeben werden konnten.

Die Beziehungen zwischen der CIA, den Special Forces und der 82. Airborne Division waren gespannt. Das Special Forces Team wollte raus und patrouillieren, hatte aber kein Geld, um die afghanische Polizeieinheit, die sie ausbildeten, zu bezahlen. Um einen Hinterhalt entlang eines Fluchtwegs der Taliban zu planen, die über die Grenze gelangten, mussten wir einen CONOP oder Concept of Operations Plan vorlegen, aus dem hervorging, dass wir Hinterhalte übten, um diesen gebilligt zu bekommen.

Die Bürokratie machte zu diesem Zeitpunkt des Krieges so ziemlich alles sehr zäh. Um das Lager verlassen zu können, mussten wir zunächst mithilfe einer PowerPoint-Präsentation den Einsatz erklären. Jede einzelne Folie musste von oberster Stelle genehmigt werden, was manchmal Tage dauern konnte.

Ungefähr nach der ersten Hälfte unserer Stationierung bekam ich von meinem Squadron die Anweisung, mich zu einer Basis nach Ostafghanistan zu begeben. Die Botschaft war laut und deutlich.

So etwas gab es so gut wie nie, dass wir von einem bestimmten Aufgabengebiet abberufen wurden. Der Rest meines Squadrons war im

Rahmen des gleichen Einsatzes über ganz Afghanistan verteilt. Als es hieß, ich sollte für einen Einsatz zurückkommen, regte mich das kaum auf. Meine Tätigkeit gefiel mir, aber die Vorstellung, mit dem Rest des Teams wieder Angriffe durchzuführen, gefiel mir auch.

Als unser Squadron wieder vollständig war, trafen wir uns im Besprechungszimmer. Die Briefings fanden in einem lang gezogenen engen Raum mit handgezimmerten Holzbänken statt, die wie in einer Kirche in der Mitte des Raums aufgestellt waren. Im vorderen Bereich waren Flachbildschirme angebracht, um PowerPoint-Präsentationen, Drohnenvideos oder Satellitenfotos zeigen zu können. Landkarten von Afghanistan und den umgebenden Grenzgebieten hingen an einer Wand, gegenüber Diagrammen, auf denen Schlüsselpersonen der verschiedenen Taliban- und al-Qaida-Netzwerke abgebildet waren.

Der Raum war zum Bersten voll. Es gab nur Stehplätze. Vorn stand der Squadron Commander und begann mit dem Briefing. Eine unserer Quellen hatte berichtet, dass sie das al-Qaida-Oberhaupt, Osama bin Laden, bei Tora Bora gesichtet hatte. Am selben Ort, an dem US-Truppen ihn 2001 fast zu fassen bekommen hatten.

Die Schlacht um Tora Bora hatte am 12. Dezember 2001 begonnen und fünf Tage gedauert. Es hatte geheißen, bin Laden verstecke sich in den Bergen von Tora Bora, was in Paschtu »schwarzer Staub« heißt. Er wurde in einem Höhlenkomplex in den White Mountains nahe dem Khyber Pass vermutet. Es gab Gerüchte, dass sein dortiges Hauptquartier eine mehrgeschossige Anlage mit hotelähnlichen Fluren sei, die Strom von einem Wasserkraftwerk aus den Bergen bezog und Platz für tausend Kämpfer bot. Der Höhlenkomplex war historisch gesehen tatsächlich ein sicherer Rückzugsort für Taliban, und die CIA hatte die Geländeerschließung in der Region während der 1980er-Jahre sogar gefördert, um die Mudschaheddin während der Invasion der Sowjetunion zu unterstützen.

Während der Schlacht 2001 hatten Truppen enorme Waffendepots mit Stinger-Raketen aus den 1980er-Jahren gefunden. US-amerikanische und afghanische Einheiten nahmen Taliban- und al-Qaida-Stellungen ein, aber es gelang ihnen nicht, bin Laden gefangen zu nehmen oder zu töten. Er war nach Pakistan geflohen. Und jetzt kündigte eine CIA-Quelle an, er sei auf dem Weg zurück nach Afghanistan.

»Ein großer Mann in wallender weißer Robe wurde in Tora Bora gesehen«, sprach der Commander. »Vielleicht ist er zurückgekommen, um ein letztes Mal Widerstand zu leisten.«

Ich war alles andere als begeistert.

Irgendetwas stimmte nicht. Der Einsatz sollte auf einer einzigen menschlichen Quelle beruhen, die behauptete, einen großen Mann »in wallender weißer Robe« gesehen zu haben. Die Information einer einzigen Quelle war selten genau genug und reichte in der Regel nicht aus, um uns davon zu überzeugen, einen Einsatz einzuleiten.

Ohne zur Bestätigung dieser Information andere Quellen abzuwarten, schickten wir Dutzende ISR-Drohnen in das Gebiet. Sie flogen tage- und nächtelang über Tora Bora, ohne Bedeutsames zu sichten. Das Lustige ist, dass die Leute vom Geheimdienst und übergeordnete Planer scheinbar immer der Meinung sind, dass man Drohnen nicht hören kann. In Wirklichkeit hört man sie aber. Sie fliegen mitten durch die Berge und hören sich an, als würde ein Rasenmäher über einem kreisen. In Afghanistan kann ein solches Geräusch nur eines bedeuten, und zwar eine amerikanische Drohne. Und wenn man dann auch noch ein Dutzend Drohnen losschickt, weiß jeder schnell Bescheid, dass man aus der Ferne beobachtet wird.

Der Einsatz sollte erst in ein paar Tagen losgehen, aber wir waren schon in der ersten Nacht bereit. Wir waren schon lang genug dabei, um innerhalb kürzester Zeit einsatzbereit zu sein. Wir waren schnelle Denker, und wir brauchten keine lange Vorlaufzeit, um einen Einsatz zu planen und durchzuführen. Aber all das nützte rein gar nichts, denn die Mission wurde immer wieder verschoben.

Es gab jeden Tag eine andere Ausrede.

»Wir warten auf B1-Bomber.«

»Die Rangers sind noch nicht vor Ort.«

»Die Special Forces sind mit ihren afghanischen Einheiten in dieses Gebiet unterwegs.«

Die Verzögerungen kamen aus höherer Instanz. Allem Anschein nach wollte jeder General in Afghanistan daran beteiligt sein. Einheiten sämtlicher Services waren vorstellig geworden. Sogar das M142 High Mobility Artillery Rocket System, das gebaut wurde, um Langstreckenraketen abzufeuern, war für einen Teil des Einsatzes vorgesehen. Es sollte zur gegebenen Zeit ein Raketenbombardement in das

Gebiet loslassen, um dem Pre-Assault Fire (Vorab-Beschuss des Landeplatzes) etwas Zeit zu geben, bevor die SEALs mit Hubschraubern einfliegen würden.

Mit jeder Verzögerung nahm das, was wir die *good idea fairy* nennen, an Fahrt auf. Officer und Planer fantasierten sich immer verrücktere Szenarien für den Einsatz zusammen, was natürlich bedeutete, mehr Ausrüstung zu schleppen.

Abgesehen von den Sondereinheiten schickte das FBI sogar seine DNA-Expertin aus Washington. Irgendwer hatte außerdem 30 000 Dollar für eine Landkarte des Tals in 3-D ausgegeben. Sie tauchte eines Tages auf und landete ungenutzt im hinteren Teil des Besprechungsraums. Ein einziges Mal warfen wir einen Blick darauf, um einmal eine 30 000-Dollar-Landkarte gesehen zu haben.

Nach einigen Tagen in der Warteschleife hing ich an der Feuerstelle in der Mitte unseres Lagers ab. Wir saßen herum und redeten darüber, wie verrückt die ganze Situation war, als einer meiner Kameraden auf mich zukam.

»Hey Mann, hat der Master Chief dich schon gefunden?«

»Nein«, antwortete ich. »Was ist los?«

»Weiß nicht genau, aber ich glaube, du wirst nicht mehr auf den Einsatz geschickt und einer anderen Aufgabe zugeteilt.«

Meine Neugierde war geweckt. Ich lief rüber zur Einsatzzentrale. Drinnen herrschte ununterbrochenes geschäftiges Treiben. Es gab mit Sicherheit zwölf Flachbildschirme, die jeder ein anderes Gebiet zeigten. Ich sah meinen Master Chief in einer Ecke sitzen und ging zu ihm.

»Was gibt's, Kumpel?«, fragte ich ihn. »Ich hab gehört, du suchst nach mir.«

»Es hat sich etwas Neues ergeben, und du und Walt, ihr werdet mit ein paar Leuten zusammenarbeiten und ihnen dabei helfen, einige Ziele anzugreifen«, kündigte der Master Chief an. »Ihr nehmt noch heute Nacht den Flieger. Von da werdet ihr euch mit eurem Kontakt in Verbindung setzen und euch in das Grenzgebiet bei Tora Bora begeben. Wir brauchen euch, um Sperrpositionen zu koordinieren. Und falls wieder welche abhauen wollen, sorgt ihr dafür, dass sie nicht davonkommen.«

»Nehme ich meine Ausrüstung mit?«, fragte ich.

»Ja. Nehmt eure komplette Einsatzausrüstung mit. Da Walt und du beide JTAC seid, könnt ihr dabei behilflich sein, Luftangriffe zu koordinieren

sowie Meldungen von der ISR an die Soldaten am Boden weiterzugeben.«

Walt würde mein Partner sein, eine Technik, die wir bei BUD/S beigebracht bekamen. SEALs gehen niemals irgendwo allein hin. Beim BUD/S bekommen wir vom ersten Tag unseres Trainings an einen Partner an die Seite gestellt. Die Armee nutzt das gleiche Prinzip, nennt es nur anders. Im Rahmen eines Einsatzes in Übersee oder während eines Übungseinsatzes zurück in den Staaten decken Partner einander immer den Rücken.

Aber die Vorstellung, einen Partner an seiner Seite zu haben, bedeutet noch viel mehr als das. Er will immer nur das Beste für dich und hat keine Angst, dir die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Dein Partner ist nicht dein Boss und auch nicht dein Untergebener. Er ist dir absolut ebenbürtig. Partner überprüfen deinen Fallschirm, hören sich deine Pläne an und sind in der Regel die Ersten, die dir sagen: »Nein, Mann, das ist die größte Scheiße.«

Erfolgreich sein ist viel einfacher, wenn man die Verantwortung füreinander übernimmt. Einen Partner zu haben bedeutet immer Gegenseitigkeit. Man muss nicht nur ehrlich sein und kommunizieren, man muss zuhören. Ansonsten geht die Botschaft verloren. Während meiner Dienstlaufbahn lernte ich meinen Partner immer mehr zu schätzen, vor allem wenn wir über die Politik unseres Führungsstabs diskutierten. Ich brauchte einen Ebenbürtigen, der mich wieder runterholte.

Steve, Walts Teamleader, war die meiste Zeit meiner Karriere über mein Partner gewesen. Wir waren zusammen in S&T und wurden in dem gleichen Squadron groß. Wir konnten ganz ehrlich zueinander sein, und wenn er mir sagte, dass ich Scheiße baute oder zu emotional war, hörte ich auf ihn.

Es ist immer gut, jemanden im beruflichen Leben an seiner Seite haben, der ehrlich zu einem ist und der einem vor Augen hält, dass man Mist baut. Aber ein Partner ist nicht nur der Typ, der dir deine Fehler vor Augen hält, sondern ist auch immer für dich da, wenn es mal haarig wird. Er stößt dich nicht zurück, wenn du einen Fehler machst. Er wird dich nie allein lassen, wenn du Hilfe brauchst. Er ist dein Freund und Mentor und hat deine Gesundheit im Blick. Du kannst ihm bedingungslos vertrauen, und wie beim BUD/S ist er nie weit weg, wenn die Kugeln anfangen zu fliegen.

Walt würde also mein Partner sein.

Ich eilte zurück in mein Zimmer und packte meine Sachen. Die Basis war für ungefähr zweihundert Leute ausgerichtet, aber innerhalb einer Woche war die Besetzung auf siebenhundert angewachsen. Der Speisesaal war zu jeder Mahlzeit hoffnungslos überfüllt. Es gab keinen Platz. Warme Duschen konnte man vergessen. Erst gab es kein warmes Wasser und dann überhaupt kein Wasser mehr. Schließlich verstopften die Toiletten.

Nachts saßen wir am Feuer in der Mitte des Lagers und lachten darüber, welche Ausmaße der Einsatz angenommen hatte. Ein massives Bombardement stand uns schon mal bevor. Es würden mehr Bomben auf Tora Bora abgeworfen werden als seit Anfang des Krieges in ganz Afghanistan.

»Wir hätten schon längst da einfallen und uns wieder zurückziehen können«, meinte Walt eines Abends zu mir. »All dieser Aufruhr wird nur verraten, dass wir etwas planen. Echt Mann, es würde mich wundern, wenn wir überhaupt noch jemanden in dem Gebirgszug vorfinden. Wenn ich eine Woche Drohnen über mein Haus hätte fliegen hören, hätte ich die Stadt schon lang verlassen.«

Die ganze Aufruhr in unserer Basis zog auch die Aufmerksamkeit der Afghanen, die im Lager arbeiteten, auf sich. Es ist irgendwie schwierig, alles geheim zu halten, wenn nicht weniger als fünfzig afghanische Einheimische im Lager arbeiten, die unsere Toilettenanlagen abpumpen, die Wasserreserven auffüllen und am Bau mitwirken. Keiner zweifelte daran, dass jeder wusste, wer wir waren, und dass wir uns auf etwas Großes zubewegten.

Hinzu kam, dass mit jedem Tag der Verzögerung die Chancen größer wurden, dass etwas durchsickerte. Als wir im Startraum saßen und auf unser Flugzeug warteten, hatten Walt und ich hinsichtlich des Einsatzes das gleiche Gefühl. Unser Geld würde im Nichts versickern.

»Folgendes wird passieren«, sagte ich schließlich. »Sie werden dort landen und eine Woche in den Bergen wandern gehen. Und dieser Campingausflug wird uns Millionen kosten.«

Walt stimmte mir zu.

»Ich wäre nicht gern an deren Stelle. Aber zumindest wird unsere Reise ein echtes Abenteuer.«

Wir wurden in ein anderes Land in Zentralasien geflogen. Auf dem Weg dorthin verbrachten wir eine Nacht in der Hauptstadt und sollten dann an

die Grenze zurückkehren. Während unseres ersten Stopps verlangte das Gastgeberland jedoch, dass Walt zurückbleiben sollte. Sie erlaubten nur einem von uns, sich mit ihren an der Grenze stationierten Einheiten in Verbindung zu setzen. Da ich Dienstältester war, wurde es mir übertragen. Mir gefiel der Gedanke gar nicht, ohne meinen Partner zur Grenze zu reisen, aber ich hatte keine Wahl.

Nachdem ich noch eine Nacht in Peschawar verbracht hatte, fuhr ich zum Flughafen, um dort einen Hubschrauber zu einer Basis auf der anderen Seite der Grenze in der Nähe von Tora Bora zu nehmen. Anstelle von Walt gesellten sich ein CIA-Officer namens Harvey und ein Kommunikationstechniker von der Einheit zu mir. Ich traf Harvey in der Botschaft. Er war ein langer und dünner Kerl und hielt sein Haar im Marine-Corps-Flattops-Stil kurz.

Er war Artillerieoffizier gewesen, trug die »Kriegsuniform« der CIA in Form von 5.11 Tactical Pants, ein Poloshirt von North Face und Wanderstiefel. Ich hatte schon mal mit der CIA zusammengearbeitet und wollte dem Typen mal ein bisschen auf den Zahn fühlen. Wir würden für die nächste Woche »Partner« sein, aber ich war mir nicht sicher, dass er das Konzept so wie ich verstand.

»Erzähl mal, was ist dein Aufgabenbereich?«, fragte ich ihn.

Harvey zuckte mit den Achseln.

»Warst du schon mal in dieser Gegend?«, hakte ich nach.

»Nein«, antwortete er. »Ich war eine Weile in der Botschaft, aber das ist das erste Mal für mich in diesem Teil des Landes.«

Na super, dachte ich, wieder einer, der von der Praxis noch keine Ahnung hat. Er würde jetzt zum ersten Mal überhaupt mit dem echten Krieg in Berührung kommen. Seitdem ich in der Außenstation arbeitete, verbrachte ich viel Zeit mit der CIA. Sie hatten wohl alle akademische Grade, aber wenig gesunden Menschenverstand, wenn es um Afghanistan ging. Sie verbrachten mehr Zeit damit, sich gegenseitig zu bekriegen. Die CIA war meiner Erfahrung nach ein einziger Streithaufen.

Am Flughafen warteten wir an der Rollbahn auf unseren Hubschrauber. Eng getaktete Termine und Pünktlichkeit waren definitiv nicht die Stärke unseres Gastgeberlandes.

Nachdem wir mehrere Stunden herumgesessen hatten, wurden wir von einer Schar Offiziere abgeholt, die uns in den abgewracktesten MI-17-

Transporthubschrauber manövrierten, den ich je gesehen hatte. Die Maschine war von den Russen gebaut worden, weswegen die MI-17 nicht das gleiche schnittige Aussehen wie amerikanische Hubschrauber hatte. Stattdessen sah der Hubschrauber aus wie ein fettes Insekt mit bauchigem Körper und herausragendem Heckausleger. Farbe blätterte an den Seiten ab, und die Tragfläche war rutschig vor Öl oder einer anderen Flüssigkeit. Ich fand einen Platz am Boden im hinteren Teil und konnte nur auf das Beste hoffen.

Harvey kletterte neben mich, gefolgt vom Kommunikationstechniker.

Langsam kam Leben in den Hubschrauber, wir hoben ab und stiegen hoch hinauf in den Himmel. Ich versuchte zu entspannen und nicht auf die Hydraulikflüssigkeit zu achten, die von der Decke tropfte, während wir flogen. Und noch etwas anderes stimmte nicht. Der ganze Helikopter neigte sich nach links. Wir waren nicht mal vernünftig ausbalanciert.

Der Teamchef begann, Kisten mit Fertignahrung, Pelican Cases und Taschen mit Ausrüstung hin und her zu schieben, um ein Gleichgewicht im Hubschrauber herzustellen. Egal, was er machte, er hatte keinen Erfolg. Während er die Kisten durch die Gegend schob, begann er, in einem kleinen elektrischen Topf Tee zu kochen. Die ersten zwei Tassen servierte er auf einem kleinen silbernen Tablett den Piloten. Die nächsten zwei Tassen bekamen Harvey und ich, auch diese wurden auf dem Tablett serviert.

Ich trank den Tee in kleinen Schlückchen und versuchte nicht über einen möglichen Absturz nachzudenken. Neben mir saß Harvey, er schwieg und sah zum Fenster hinaus. Der Motorenlärm machte es fast unmöglich, sich zu unterhalten.

Wir landeten ohne Zwischenfälle in der Basis. Sobald wir angekommen waren, machte sich bei den Offizieren Nervosität breit. Als ich helfen wollte, die Taschen auszuladen, wurde ich fortgescheucht und von einem der Männer zu einem in der Nähe stehenden Lkw eskortiert. Seine Haut war sonnengebräunt und wettergegerbt, und ein gepflegter Schnäuzer zierte seine Oberlippe. Er wirkte nervös, beunruhigt.

»Es ist besser, du bleibst im Lkw«, ordnete er an. »Meine Männer werden dir deine Sachen später bringen.«

Der Konvoi schlängelte sich vom Landeplatz über eine Schotterstraße in Richtung mehrerer Häuser. Die Basis war nicht mal ansatzweise mit unserer in Afghanistan vergleichbar. Sie war völlig offen, hatte keine Mauern und

befand sich am Boden eines Kessels, der von Bergen umringt war. Tora Bora war so nah, dass ich buchstäblich die Berge in der Ferne sehen und mir den Bombenhagel vorstellen konnte.

Die Lkws hielten vor einem Gebäude an, das hinter einer Umzäunung verborgen lag. Es befand sich immer noch auf der Basis, aber weit genug entfernt, sodass man uns nicht so einfach sehen konnte. Während der Kommunikationstechniker die Funkzentrale und Computer aufbaute, fand ich ein leeres Zimmer und begann auszupacken.

Das u-förmige Gebäude war aus Beton. Die meisten Räume standen leer. Jeder von uns hatte ein Zimmer mit einem Stockbett, jedoch keine Matratze, sondern nur den nackten Rahmen mit Sprungfedern. Harvey kam in mein Zimmer.

»Hast du Laken bekommen?«, fragte er mich und warf dabei einen Blick auf meine Ausrüstung und mein Gewehr, die auf dem Bett lagen.

»Nein. Ich werde nur in meinem Schlafsack und auf der Isomatte schlafen, die ich mitgebracht habe.«

Er sah verärgert aus, schaute in den Gang und dann wieder mich an.

»Glaubst du, die haben Laken für uns?«

Ein Zug Soldaten kam an, die zu unserem Schutz aufgestellt waren. Sie wohnten zwar im Nachbarhaus, aber hatten Soldaten auf dem Dach postiert und patrouillierten 24 Stunden am Tag um unser Gebäude herum.

Ich glaubte nicht, dass sie Laken für ihn hatten.

»Ich bezweifle das«, antwortete ich ihm. »Aber du kannst ja nachfragen.«

Er ging und kam ungefähr eine halbe Stunde später wieder. Er hatte Bettlaken dabei.

»Sie haben welche, wenn du möchtest. Sie mussten die ganze Basis danach abklappern, um sie zu finden. Die sind ganz schön hart drauf.«

Nie im Leben würde ich nach Bettlaken fragen. Als Harveys Partner hätte ich ihn wohl davon abhalten müssen, aber in dem Moment war ich völlig baff über sein unbedachtes Verhalten. Er war anscheinend der Meinung, die Soldaten seien dafür da, uns mit allem zu versorgen. Wir waren nur die Besucher und hatten uns mit dem zufriedenzugeben, was sie uns gaben. Mir war schon klar gewesen, dass wir nicht im *Vier Jahreszeiten* wohnen würden. Dementsprechend hatte ich gepackt und nicht vorgehabt, vor Ort die große Welle zu machen. Mein neuer Partner hatte schon einen ersten schlechten Eindruck hinterlassen.

Es wurde schnell deutlich, dass der Einsatz weit außerhalb Harveys Komfortzone lag. Für so etwas war er nicht ausgebildet worden. Er schien mehr daran interessiert, es bequem zu haben, und konzentrierte sich nicht auf das eigentliche Ziel. Mein Ziel war es, eine Beziehung zu den Soldaten herzustellen, sodass ich darauf aufbauen konnte, falls wir Personen sahen, die vor dem Bombenangriff flüchten wollten, und sie mir hoffentlich erlauben würden, beim Einsatz dabei zu sein.

Am selben Abend gesellte ich mich zum Abendessen zu den Soldaten. Es gab Geflügeleintopf mit Fladenbrot und verschiedene Platten mit frischem Gemüse. Wir saßen auf einer Decke, hatten uns die Schuhe ausgezogen und aßen mit den Händen. Einige der Soldaten sprachen Englisch, und während des Essens unterhielten wir uns über die Gegend und darüber, wie dies vor Jahren ein wunderschöner Urlaubsort gewesen war. Sie befand sich jetzt unter Taliban-Herrschaft und war nicht mehr sicher.

Harvey war auch zum Abendessen eingeladen worden, aber er hatte abgelehnt und saß auf seinem Zimmer, wo er sein MRE (Meal, ready to eat) aß. Er tauchte nach dem Abendessen auf, weil er auf der Suche nach Zucker für seinen Kaffee war. Wir hatten nur Rohzucker, den er widerwillig in seiner Tasse umrührte.

»Ich mag Kristallzucker lieber, könnt ihr davon vielleicht etwas besorgen?«, fragte er den Offizier, der zu unserem Schutz abgestellt war.

Er machte sich nicht viele Freunde, und am dritten Tag war mehr als deutlich, dass die Offiziere des Gastlandes ihn nicht mochten. Wenn wir nicht in der notdürftig eingerichteten Einsatzzentrale waren, war er auf seinem Zimmer. Nachts trug er kurze Laufshorts, die kaum seine Leistengegend bedeckten, und ein ärmelloses Hemd, aus dem seine schmalen, blassen Arme herausragten. Es war erstaunlich, wie schlecht er darin war, eine Verbindung zu anderen aufzubauen.

Dazu gehörte wirklich nicht viel.

Die Army Special Forces wurden umfassend darin ausgebildet, wie man den Einheimischen vor Ort begegnete, aber für mich war das hier erst mal auch neu. Wenn ich genauer darüber nachdachte, wurde meine eigene Einstellung vielleicht doch auch dadurch beeinflusst, dass ich in einem Eskimodorf in Alaska aufgewachsen war. Ich hatte keine Berührungsängste mit fremden Kulturen. Es war nichts anderes, als neue Freunde in der Schule

oder auf der Arbeit zu finden. Sei du selbst, sei offen, und sei ein guter Gastgeber.

Für jemanden, der im Namen seines Arbeitsgebers neue Quellen gewinnen und Beziehungen mit den Einheimischen aufbauen sollte, war Harvey äußerst untalentiert. Auf Schritt und Tritt kränkte er unsere Gastgeber. Von den Bettlaken über den Zucker bis hin zum Unterhemd zerstörte er alle Brücken, die ich versuchte aufzubauen.

Harvey machte es mir unmöglich, Beziehungen aufzubauen. Auch wenn ich eine gute Beziehung zu den Soldaten hatte, sobald Harvey in den Raum kam, veränderte sich die Stimmung. Die Soldaten wurden dann ganz steif und formell. Ihre Körpersprache drückte deutlich ihre Geringschätzung für ihn aus. Seine Handlungen ließen ihn nicht als einen verantwortlichen Partner erscheinen. Er dachte nur an sich selbst, nicht an den Einsatz. Und indem er dies tat – insbesondere wenn man bedenkt, dass diese Denkweise die Antithese der SEAL-Philosophie ist –, gefährdete er den Erfolg der Mission. In seinem Umfeld gab es wenig Teamwork, was mir fremd war, weil Teams das Fundament der SEAL-Community darstellen. In meiner Dienstlaufbahn hatte ich zu dieser Zeit nur in großartigen Teams gearbeitet. Sogar als ich während meines ersten Einsatzes mit den polnischen GROM im Rahmen der OIF (Operation Iraqui Freedom) zusammengearbeitet hatte, hatten wir uns perfekt aufeinander eingestellt. Ich war davon ausgegangen, dass alle so wie wir waren. Ich wusste auch, dass wenn meine Teamkameraden irgendwelche Kämpfer über die Grenze treiben würden, man mir mit Sicherheit nicht erlauben würde mitzukommen. Ich war mir nicht mal mehr sicher, dass ich mit Harvey als meinem Partner beim Angriff dabei sein wollte. Ich vermisste Walt.

Der Einsatz war auf der afghanischen Seite der Grenze im Gange, und ich saß in unserer kleinen Kommandozentrale, wo ich alle ISR-Daten untersuchte. Nach dem Funkverkehr zu urteilen und nach dem, was ich auf den Bildschirmen sah, bewegte sich keiner in unsere Richtung. Eigentlich bewegte sich keiner in der gesamten Tora-Bora-Region.

Mein Squadron griff die Spitze der verlassenen Tora-Bora-Gebirgskette einen Tag, nachdem ich abgereist war, an. Sie errichteten eine Patrouillenbasis, von wo aus sie begannen, das Gebiet zu durchkämmen. Die DNA-Expertin des FBI kam mit dem dritten Hubschrauberschwung an und

erkrankte sofort an der Höhenkrankheit. Sie musste nach zwölf Stunden wieder ausgeflogen werden. So viel zum Thema der *good idea fairy*.

Während des Einsatzes musste ich die Offiziere einige Male zurückrufen, nachdem einer der Predators eine große Gruppe mit bewaffneten Männern gesehen hatte, die sich entlang der Grenze bewegten, um ihnen zu erklären, dass die Gruppe Teil des Militärs des Gastgebers war. Eines Tages entdeckten die Predators etwas, das wie ein Lager in der Nähe der Grenze aussah. Ich erkannte Zelte, und mehrere bewaffnete Männer liefen dort herum. Sie hatten keine Uniformen an, aber nach gemeinsamer Überprüfung mit unserem Gastgeber stellte sich heraus, dass es sich nur um einen Grenzkontrollposten handelte.

Nach mehreren Tagen mit wenig oder gar keiner Aktivität sandte die PakMil eine Mitteilung an die Botschaft, dass sie uns nicht mehr dort haben wollten.

Am nächsten Tag packten Harvey und ich unsere Ausrüstung zusammen und stiegen wieder an Bord des gleichen abgewrackten MI-17-Hubschraubers. Während ich eine Tasse Tee trank, beobachtete ich aus dem immer noch schief liegenden Hubschrauber die vorbeiziehenden Berge. Wir flogen zurück zur Hauptstadt, wo ich Walt wiedertraf. Wir waren beide frustriert und bereit, uns wieder an richtige Arbeit zu machen.

Ich erzählte Walt, wie Harvey drauf gewesen war. Uns wurde bewusst, wie glücklich wir uns schätzen konnten, uns in einer Einheit zu befinden, wo der Partner alles dran setzen würde, um dem anderen zu helfen. Es gab kein AAR zwischen Harvey und mir und keine Gelegenheit, sich über neu gewonnene Erkenntnisse auszutauschen. Er war gar nicht daran interessiert, ein guter Teamkamerad zu sein, und ich hatte mich nie sicher mit ihm gefühlt. Ich war froh, dass ich ihn nie wiedersehen würde.

Wir stiegen an Bord eines Flugzeugs mit Ziel Afghanistan. Walt und ich flogen mit einem halben Dutzend Diplomaten und Soldaten zurück. Als ich mich gerade hinsetzen wollte, öffnete sich die Tür, und der junge Angestellte des Auswärtigen Amtes, der uns zum Flieger begleitet hatte, kletterte wieder an Bord.

Er hatte den Flug arrangiert, aber jetzt sah er blass aus und wirkte nervös. Direkt hinter ihm waren mehre mit AK-47ern bewaffnete Grenzbeamte. Ich verstand die Situation so, dass sie wissen wollten, wer genau an Bord des Flugzeugs war, und der Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes hatte ihnen das

nicht beantworten können. Der Angestellte war höchstens 25 Jahre alt und wahrscheinlich erst seit ein paar Monaten vor Ort.

Walt und ich hatten unsere Waffen, Sprengstoff und unsere gesamte Ausrüstung für den Einsatz in unseren Taschen. Wir hatten, wie befohlen, alles mitgebracht, was wir für einen Kampfeinsatz brauchten.

»Lassen Sie alles zurück«, ordnete der Angestellte allen an. »Sie haben mir gesagt, dass das Flugzeug starten kann, aber nur, wenn Sie alle aussteigen. Sie müssen alle sofort das Flugzeug verlassen.«

Er war furchtbar gestresst und schaute sich immer wieder nach den Grenzbeamten um.

Etwas stimmte ganz gewaltig nicht. Ich schaute kurz zu den Grenzbeamten rüber. Sie sahen böse aus.

Als die anderen aufstanden, um zu gehen, ließen Walt und ich unsere Gewehre in unseren Taschen verschwinden und folgten dem Angestellten. Draußen auf dem Rollfeld, drückte mir einer der Grenzwächter sein Gewehr ins Gesicht und fing an, die Gruppe anzuschreien. Ich hielt meine Hände hoch und lächelte. Es fühlte sich seltsam an, unbewaffnet zu sein. Ich hätte natürlich keinen Kampf mit dem Zollinspektor angefangen, aber die Waffe war für mich immer ein Sicherheitspolster. Ich konnte sehen, wie Walt die Grenzbeamten musterte und sie und die Situation abschätzte. Er war und blieb immer der kleine Mann mit der großen Persönlichkeit.

Einige Jahre zuvor hatte ich ihn zur SHOT-Show in Las Vegas eingeladen, einer Art Schusswaffenmesse und -show. Wir fuhren gern hin, um Lieferanten zu treffen und uns über neue Waffen und Ausrüstung auf dem Markt zu informieren, die wir gebrauchen konnten.

Am ersten Tag hatte ich ihn allen Lieferanten vorgestellt. Am zweiten Tag fragten mich meine Kontakte schon nach Walt. Am dritten Tag fand ich Walt nach einer Show am Abend in einer Bar vor, wo er den Direktoren der National Rifle Association den Hof machte. Er hatte eine Zigarre im Mund, klopfte Rücken und schüttelte Hände, als kandidierte er für ein Amt.

Aber ein Blick auf die Grenzwächter reichte aus, um mir sicher zu sein, dass er mit seiner einnehmenden Persönlichkeit hier nicht viel würde erreichen können. Wir saßen ganz schön in der Patsche. Wir wussten zwar nicht, was los war, aber allem Anschein nach würden wir uns nicht einfach aus der Situation herausreden können.

Wir wurden in einen Warteraum in der Nähe der Landebahn gedrängt. Walt setzte sich neben mich. Ich konnte nur erahnen, wie er hinter seinem Bart verzweifelt das Gesicht verzog. Er hielt den Kopf und die Augen gesenkt.

»So eine Scheiße«, knurrte er.

Einige der Diplomaten und jüngeren Soldaten begannen, gestresst zu wirken. Sie wurden immer aufgeregter. Der Angestellte des Auswärtigen Amtes, der uns aus dem Flugzeug geholt hatte, war nicht im Raum, was ein gutes Zeichen für mich war. Hoffentlich war er dabei, die Probleme zu lösen, die sich ergeben hatten. Ich blickte mich in unserer Gruppe um, in der immer mehr Besorgnis laut wurde.

»Leute, beruhigt euch, ich bin sicher, dass gerade an der Lösung des Problems gearbeitet wird«, redete ich beschwichtigend auf sie ein. »Lasst uns alle den Mund halten und darauf warten, wie es sich weiterentwickelt.«

Mit im Raum standen mehrere mit AK-47ern bewaffnete Grenzwächter, und ich hatte keine Zweifel daran, dass sie Englisch sprachen. Sie bewachten uns nicht nur, sondern hörten auch alles, was wir sagten, warteten darauf, dass sich jemand verplapperte und etwas sagte, was er nicht hätte sagen sollen.

Wir saßen fast eine Stunde in dem Raum. Die Grenzwächter kamen immer wieder an und verlangten nach unseren Military ID Cards oder Reisepässen. Nachdem sie diese wohl fotokopiert hatten, verlangten sie danach, Führerscheine und andere Papiere dieser Art zu sehen.

Jedes Mal, wenn ich ein Dokument hochhielt, riss ein Wächter es mir aus der Hand, knurrte etwas in Urdu und stapfte damit fort. Die Gedanken wirbelten nur so durch meinen Kopf. Warum ließen sie das Flugzeug starten, aber uns nicht? Wonach genau suchten sie? Warum drangsalierten sie uns? Ich begann, mich zu fragen, ob ich wohl diplomatische Immunität besaß.

Schließlich kam der Angestellte des Auswärtigen Amtes in Begleitung der Wächter wieder rein. Keiner sah glücklich aus, aber sein Gesicht hatte wieder mehr Farbe bekommen. Er sah nicht mehr am Ende mit den Nerven aus, sondern nur noch müde.

»Okay, wir können gehen«, teilte er uns mit. »Bitte gehen Sie zum Transporter rüber. Wir können wieder zurück in die Botschaft.«

Die Grenzwächter guckten uns umso böser an, als wir an ihnen vorbeigingen. Walt und ich nahmen den Angestellten im Transporter beiseite. Wir wollten wissen, was geschehen war und wo sich unsere Ausrüstung befand. Wir waren nie ohne Waffen und Ausrüstung unterwegs, und es fühlte sich nicht gut an, sie zurückzulassen.

»Was ist hier eigentlich los?«, fragte Walt.

»Ich konnte endlich mit meinem Chef in der Botschaft sprechen, und er hat einige Anrufe getätigt«, antwortete der Angestellte. »Ihr Flugzeug durfte abfliegen, aber Ihre Ausrüstung bekommen Sie erst in Afghanistan wieder.

»Also, unsere Ausrüstung ist in Sicherheit, aber was zur Hölle sollte das Ganze?«, fragte ich verärgert.

Der Angestellte wurde wieder nervös. Er stotterte etwas von einer Verwechslung. Ich drehte mich zu Walt um und sah auf der Stelle, was er dachte, nämlich dass diese Erklärung suspekt klang.

»Ich verwette meinen Arsch darauf, dass du Mist gebaut hast und die Formalitäten nicht ordentlich erledigt hast«, sagte ich ihm.

Er antwortete nicht darauf, sondern wiederholte immer wieder, dass er dafür sorgen würde, dass wir nach Hause kämen.

»Ich muss noch einiges gerade biegen, und es wird wohl noch ein paar Tage dauern, bevor ich Sie außer Landes und nach Afghanistan fliegen lassen kann.«

Nachdem wir einige Tage außer Gefecht gesetzt in der Amerikanischen Botschaft verbracht hatten, erlaubte man uns zu gehen. Walt und ich landeten nach einer Woche wieder in Afghanistan und waren überglücklich darüber. Wir hatten beide eine gesunde Dosis davon abbekommen, was es bedeutet, ohne Partner zu arbeiten, und keiner von uns hatte das Bedürfnis, das so schnell wieder zu erleben. Während ich eine furchtbare Version eines Partners hatte aushalten müssen, steckte Walt ganz ohne Partner in der Amerikanischen Botschaft, ohne Aufgabe und ohne Unterstützung. Alles, was er tun konnte, war, die Zeit irgendwie totzuschlagen. Wir waren nicht nur glücklich darüber, zurück und wieder als Partner zusammenarbeiten zu können, sondern wussten auch die Unterstützung des anderen umso mehr wertzuschätzen.

Als letztendlich alle Formalitäten erledigt waren, zerbombte die Air Force in erster Linie einige Berggipfel in Tora Bora, und meine Kameraden machten einen einwöchigen Campingausflug. Es gab keine Anzeichen von

einem Mann in wallender weißer Robe. Ich verwette meinen Arsch darauf, dass von Anfang an nichts an der Information dieser einzigen Quelle dran gewesen war. Wir würden die »wallende weiße Robe« nie vergessen, und ab dem Zeitpunkt wurde der Ausdruck zum Jargon für einen Einsatz, der von Anfang an nicht rund lief.

Ich erinnere mich auch aus einem anderen Grund sehr genau an diesen Einsatz. Es war hart für mich gewesen, ohne Vertrauen, klare Kommunikation und die Möglichkeit, seinen Partner zur Seite zu ziehen und ihm oder ihr seine ehrliche Meinung zu sagen, zu arbeiten – und dafür dann auch ehrliches Feedback zurück zu bekommen.

Egal, was gerade gut oder schlecht läuft, dein Partner ist dafür da, dich zu beschützen, zu ermutigen, dir Ratschläge zu geben, dich zurechtzuweisen und, am allerwichtigsten, da zu sein, wenn du Hilfe brauchst.

KAPITEL 10

Das Unangenehme ist das Angenehme

– UNBEHAGEN –

Es war alaskakalt.

Nicht einfach nur kalt.

Nicht ein bisschen kalt, oder die Art von kalt, bei der man meint, man könne ohne Handschuhe und Mütze raus.

Ich rede von klirrender Kälte, die einem bis ins Mark dringt.

Ich konnte meine Zehen nicht mehr spüren, und meine Finger waren trotz dicker Handschuhe und Handwärmer taub. Das Metall meines Gewehrs tat an den bloßen Händen weh, und ich steckte meine Hände abwechselnd in die Taschen, in der Hoffnung, den Abzug betätigen zu können, wenn wir das Ziel erreichten.

Es war 2009, und wir befanden uns auf einem Wintereinsatz. Unsere Geheimdienstanalytiker verfolgten die Spur einer Truppe von Kämpfern in einem Tal südlich von Kabul. Wir hatten ein paar anständige Ziele getroffen, die meisten waren jedoch Schüsse in den Ofen gewesen. Bei den Wintereinsätzen war immer wenig los, wegen des Wetters. Die niedrigrangigen Nullachtfünfzehn-Kämpfer motteten ihre Waffen ein, wenn es kalt wurde, und warteten auf die Kampfsaison im Frühling.

Unsere Analytiker waren dabei, einen hochrangigen Taliban-Führer ausfindig zu machen. Mit diversen Mitteln, einschließlich Drohnen, waren sie in der Lage, ihn aufzuspüren. Den Aufnahmen der Drohne konnten wir entnehmen, dass der Anführer mit einer großen Truppe von Kämpfern unterwegs war und dass sie sich in einem Gebäude im Inneren eines Dorfes verkrochen hatten.

Wir erfuhren, dass der Anführer und seine Kämpfer für eine Angriffsserie im Tal verantwortlich waren, der mehrere Soldaten der Koalitionstruppen zum Opfer gefallen waren. Inzwischen verfügten wir über genügend

Informationen; wir waren uns sicher, dass wir einen Raketenangriff genehmigt bekommen würden. Schließlich gab es keinen Grund dafür, sich in die Kälte zu wagen und unser Leben in einem Feuergefecht aufs Spiel zu setzen, wenn auch einfach jemand auf den Knopf drücken und eine Bombe auf sie werfen konnte.

Aber diese Jungs waren keine gewöhnlichen Taliban-Kämpfer. Ihr Anführer bewegte sich von Moschee zu Moschee, von Dorf zu Dorf und blieb niemals lange an einem Ort. Sie waren gut ausgebildet und kannten unsere Grenzen. Die Taliban wurden immer besser darin, sich auf unsere Taktiken einzustellen. Sie wussten, dass wir nach den derzeitigen Einsatzregeln keine Moschee bombardieren konnten, wir durften sie nicht einmal betreten. Dank dieses Wissens bewegten sie sich nie so lange offen, dass wir sie hätten angreifen können. Vermutlich mussten wir also mitten im Winter rausgehen und Jagd auf sie machen. Jeder Kampf war gefährlich, aber erst recht im hüfthohen Schnee bei eisigen Temperaturen.

SEALs lernen bereits bei BUD/S, das Unangenehme anzunehmen. Vom Drownproofing, wo uns die Ausbilder an Händen und Füßen fesseln und ins Wasser werfen, über die Hell Week, wo wir fünfeinhalb Tage mit Schwimmen, Laufen und Marschieren verbringen, und das Ganze mit weniger als vier Stunden Schlaf in der gesamten Woche, kennen sich SEALs sehr gut mit unangenehmen Zuständen aus.

SEAL zu sein bedeutet unter anderem, Kälte, Erschöpfung, Angst, Stress und Schmerz zu überwinden. Man verliert leicht die Konzentration, den Antrieb und die Entschlossenheit, wenn es unangenehm ist. Wir wissen von Anfang an, dass es in unserem Job nicht immer angenehm sein wird.

Es wird nicht immer einfach sein.

Während der BUD/S-Ausbildung konzentrierte ich mich einfach nur auf die nächste Mahlzeit. Wenn ich es bis zum Frühstück geschafft hatte, dachte ich ans Mittagessen. Nach dem Mittagessen nahm ich das Abendessen ins Visier. Wenn ich anfangen würde, an die Wochen und Monate voller unangenehmer Herausforderungen zu denken, die vor mir lagen, würde ich die Konzentration verlieren, also ließ ich es bleiben.

Diese Denkweise kam mir auch während dieses Einsatzes wieder zugute. Als ich auf das Dorf zustapfte, teilte ich die Mission in kleine Schritte auf. Erst auf Patrouille gehen. Dann das Ziel angreifen. Dann wieder nach Hause ins Warme zurückkehren. Aber im Moment befand ich mich erst bei Schritt

eins. Ich wusste, ich musste mir kleine, erreichbare Ziele setzen. Und auf dem Weg dahin würde ich vielleicht vergessen, wie elend ich mich fühlte.

Wir haben nicht ohne Grund das Motto »Der einzige leichte Tag war gestern« gewählt. Wir scherzten oft: »Freitags will jeder ein SEAL sein.« Es war einfach, ein SEAL zu sein, wenn man in einer Bar oder entspannt mit Freunden unterwegs war. Aber im tiefsten Winter in Afghanistan ein SEAL zu sein, vor sich eine lange, verrückte, kalte Nacht, ist eine andere Geschichte.

Die Analytiker beobachteten tagsüber weiterhin, wie der Anführer im Dorf von Gebäude zu Gebäude zog. Als es dunkel wurde, bewegte seine Truppe sich weiter ins Tal hinein und verschwand in einem Gebäude, das eine Moschee hätte sein können. Auf den Drohnenbildern war relativ schwer zu erkennen, welche Lehmhütte zwischen den anderen Lehmhütten nun wirklich die Moschee war.

Ich verkroch mich mit Steve in die Operationszentrale und sah mir das Material an, auf dem die Kämpfer einen Ziegentrampelpfad entlangwanderten und von Häusergruppe zu Häusergruppe zogen. Auf dem Weg ließ sich der letzte Mann der Truppe etwas zurückfallen und sah sich um, ob jemand ihnen folgte. Sie waren in Patrouillenformation unterwegs; es waren keine normalen Bauern, die im Gänsemarsch die Straße entlanggingen. Ich ließ meinen Blick nach vorn schweifen, sah mir der Reihe nach jeden einzelnen Kämpfer an, bis ich den ersten Mann erreichte. Er ging ein ganzes Stück vor dem Hauptfeld und hielt Ausschau nach Koalitionstruppen, die ihnen womöglich auflauerten.

»Lasst uns einfach eine Bombe auf die Typen werfen«, sagte Steve, während wir zusahen, wie die Kämpfer das Dorf betraten.

»Ich sehe keine Waffen«, sagte einer der Nachrichtenaufklärer. »Keine Waffen, kein Angriff. Mal davon abgesehen, verlassen sie die Zivilgebäude nur selten lange genug, dass wir einen Luftangriff koordinieren könnten.«

Hilflos sahen wir zu, wie die Kämpfer der Reihe nach in einem Gebäude verschwanden, das wir für eine weitere Moschee hielten. Während sich die meisten im Inneren aufwärmten, blieben drei von ihnen draußen, um Wache zu halten. Zwei der Kämpfer fingen an, die Hauptstraße auf und ab zu patrouillieren, und ein Dritter saß vor dem Haupteingang des Gebäudes. Wir konnten zwar ihre Waffen nicht sehen, aber diese Männer waren ganz offensichtlich Wachen. Es gab keinen anderen Grund, sich bei diesem

Wetter draußen aufzuhalten. Und wie oft trafen wir auf Taliban-Kämpfer, die ohne Waffen Wache schoben? Niemals.

Mein Troop Chief fragte jeden von uns nach seiner Einschätzung der Lage.

»Was meint ihr, Jungs, ziehen wir das durch?«, sagte er.

Wir kannten die bittere Wahrheit: Wenn wir nicht zustimmen würden, diese Mission durchzuführen, würden die bösen Jungs ungeschoren davonkommen. Sie würden weitere Angriffe durchführen oder Sprengfallen errichten, bei denen wiederum amerikanische oder Koalitionsstreitkräfte getötet werden würden.

»Ich schätze, sie schicken lieber uns rein, auch auf die Gefahr hin, dass einer von uns erschossen wird, als eine Bombe zu werfen«, sagte Steve nach einer kurzen Pause mit großem Widerwillen im Gesicht. »Wir sind uns alle einig, dass das ein sturmreifes Ziel ist. Wenn wir nicht heute Nacht zum Schlag ansetzen, gehen sie uns durch die Lappen.«

Steve schwieg einen Moment.

»Ich bin dabei.«

In gewisser Weise war ich froh. Der Einsatz war bisher zu ruhig gewesen. Wir hatten keine Lust mehr, in der Basis rumzusitzen. Unser Job war gefährlich, das war uns klar, aber wir arbeiteten lieber, als rumzusitzen. Langeweile war schlimmer als Gefahr.

Steve und ich waren schon seit Ewigkeiten Partner, und ich wusste, dass er in Gedanken gerade die gleiche Checkliste durchging wie ich.

Es war ein gutes Ziel. Die Beleuchtung war schwach – keine null Prozent, aber nahezu. Der Feind befand sich so tief in einem feindlich kontrollierten Tal, dass sie nicht mit uns rechnen würden. Dazu kamen die eisigen Temperaturen, starker Wind und Schnee, man musste schon wahnsinnig sein, sich auf eine solche Mission zu begeben. Die härteren Missionen waren mir am liebsten. Ich ließ meine Gedanken zurück zu den miesen Verhältnissen und den eiskalten Tagen schweifen, die ich in Alaska verbracht hatte. Ich war in diesen Verhältnissen aufgewachsen.

»O.K.«, sagte ich. »Machen wir's.«

Alle Teamführer gaben ihm ihr O.K.

Der Troop Commander und der Troop Chief überließen uns die Planung. Steve und ich setzten uns mit unserem Recce-Teamführer zusammen und studierten alle möglichen Routen ins Dorf und aus dem Dorf heraus. Die aktuelle Position des Ziels befand sich am Ende des Tals.

Es bestand keine Möglichkeit für unsere Helikopter, oberhalb des Ziels zu landen, und wenn wir hinter dem Bergkamm im nächsten Tal landeten, wäre es unmöglich, uns im Laufe einer Nacht über die extrem steilen Berge durch hüfthohen Schnee zu bewegen.

Jeder kannte die Gefahren, im Tal erwischt zu werden, wenn die Sonne aufging. Mit unserer kleinen Truppe konnten wir uns schnell in einer sehr unangenehmen Lage wiederfinden. Außerdem lag der Schnee meterhoch, wodurch wir uns nur sehr lang-sam und unter großen Anstrengungen querfeldein bewegen konnten.

Uns blieb nur eine Möglichkeit: fliegen und relativ weit im Talinneren landen, aber weit genug entfernt von dem Dorf, sodass die Taliban den Fluglärm unserer Helikopter nicht hören würden. Der Plan war nicht außergewöhnlich – wir verließen uns auf unsere Fähigkeit zu schießen, zu marschieren und zu kommunizieren. Es war nichts Besonderes, außerdem führten wir diese Art von Missionen im Laufe dieses Krieges schon seit Jahren aus. Der einzige Unterschied heute Nacht bestand im Schnee und der Kälte.

Der Gedanke daran, mich auf dem Weg ins Tal abzurackern, war nicht gerade verlockend, aber ich hoffte, dass die bösen Jungs bei dem Wetter drinnen bleiben würden. Wir setzten auf die Tatsache, dass wir die Einzigen waren, die dumm genug waren, sich rauszuwagen.

Die Helikopter hatten zwar Heizungen, aber die funktionierten nie besonders gut, und der Flug zum Ziel war richtig ätzend. Wir hockten zusammengekauert mit dicken Daunenjacken um die Schultern gelegt auf den Jumpseats. Der Trick bestand darin, genau die richtige Anzahl von Schichten zu tragen, sodass einem auf Patrouille weder zu warm ist, wenn man sich bewegt, noch zu kalt, sobald man stehen bleibt. Ich hatte Jacke und Handschuhe von Arc'teryx an, aber nichts bis auf eine Extraschicht langer Unterhosen an den Beinen. Einige der Jungs hatten Gore-Tex-Latzhosen an, um ihre Beine zu schützen, aber mir wurde immer zu heiß in den Dingern.

»Eine Minute«, hörte ich den Crew Chief rufen, während sich die Rampe des Helikopters in die geöffnete Position senkte.

Als ich meinen dicken Parka auszog, drang ein noch kälterer Luftzug in die Kabine.

Das wird echt scheiße, dachte ich.

Ich hörte am Motorengeheul, dass wir kurz vor der Landung standen. Vom One-minute Call bis zur Landung sah ich immer aus dem Fenster. Ich versuchte, so viel wie möglich von der Lage und der unmittelbaren Umgebung aufzunehmen. Man weiß nie, welche Information in einem Feuergefecht letztlich notwendig sein würde, vor allem, wenn wir direkt bei der Landung angegriffen wurden.

Heute Nacht war alles weiß, so weit das Auge reichte. Alles war schneebedeckt, und ich sah, wie die Eiskristalle im Mondlicht glitzerten. Es war wunderschön. Der Schnee und die Berge in Afghanistan konnten es mit den besten Skipisten der Vereinigten Staaten aufnehmen. Dieser Ort würde ein gutes Skigebiet abgeben, wenn die Einwohner nicht ständig versuchen würden, einen umzubringen.

Um mich herum schüttelten meine Kameraden ihre Jacken von den Schultern und versuchten, die Blutzirkulation in ihren Beinen wieder in Gang zu bringen. Ich legte mir mein Gewehr auf den Schoß und hielt mich an der Querstange des Sitzes fest. Bei diesem Einsatz arbeiteten wir mit National-Guard-Helikoptern, und deren Luftfahrzeugen fehlte die Hochleistungs-Bordelektronik des Special Operations Squadron. Will heißen, die Landungen waren nicht die sanftesten. Wir kamen mit einem Krachen auf dem Boden auf, und ich spürte, wie die Räder des Helikopters ins Schlingern gerieten, als er nach vorn rollte.

Von meiner Position aus konnte ich durch die offene Rampe des Helikopters blicken, und es wirkte, als klemmte die Rampe. Ich stellte mein Nachtsichtgerät erneut scharf und konnte sehen, dass wir in solch einer tiefen Schneewehe gelandet waren, dass die Rampe sich nicht vollständig öffnen ließ. Unsere Aufklärungs-Jungs fingen an, durch die schmale Öffnung zu klettern, die sich zwischen Rampe und Dach des Helikopters gebildet hatte.

Im Freien war die Luft bitterkalt. Ich stapfte durch den Schnee, um außer Reichweite des Rotorwindes zu kommen. Ich blickte mich um und sah meine Kameraden einen nach dem anderen aus dem Helikopter in den Schnee springen. Der Rotorwirbel blies mir Schnee ins Gesicht, über meine ganze Ausrüstung und in den Nacken.

Allmählich konnte ich mich orientieren und sah, wie unsere Scharfschützen sich vor mir auf Position begaben. In dem Moment startete der Helikopter durch und blies mir die nächste Ladung Schnee in den

Nacken. Ich blieb stehen und rührte mich nicht vom Fleck, bis der aufgewirbelte Schnee sich gelegt hatte und der Helikopterlärm leiser wurde. Vor mir fingen die Scharfschützen an, sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen. Zum Glück hatten sie an ihre Schneeschuhe gedacht. Sie trampelten den Schnee fest, sodass wir die Landezone verlassen konnten.

Ich wollte einfach nur laufen.

Ich wusste aus meiner Kindheit in Alaska, dass Bewegung das beste Mittel gegen Kälte war. Als wir endlich die Straße erreicht hatten, wurde mir allmählich wärmer. Ich warf einen Blick über die Schulter und sah die lange Reihe von Männern, die sich dunkel gegen den frischen weißen Schnee abzeichnete und auf die Straße zu schlängelte. Zusätzlich zu meiner Einheit hatten wir eine Gruppe von Rangers und einige afghanische Kommandotruppen dabei.

Der Mond war noch nicht untergegangen, sodass wir genügend Mondlicht hatten und die Landschaft durch unsere Nachtsichtgeräte hell erleuchtet schien. Der Sternenhimmel über mir wirkte unendlich. Hatten sich so die »Chosin Few« in Korea gefühlt?

Die »Chosin Few« waren UN-Truppen, hauptsächlich Marines, die im Koreakrieg in der Schlacht um das Chosin Reservoir gekämpft hatten. In unseren Kreisen war diese Schlacht legendär. Die Chinesen hatten die UN-Truppen eingekesselt, die siebzehn Tage lang in Schnee und Eis gekämpft hatten, bevor sie aus dem Kessel ausbrechen konnten.

Wetter und Gelände waren in gewisser Weise feindseliger als der Gegner gewesen. Nachts fielen die Temperaturen auf fünfunddreißig Grad minus und kratzten tagsüber an minus fünfzehn. Die Essensrationen gefroren. Die Motoren der Fahrzeuge weigerten sich, wieder anzuspringen, nachdem sie ausgeschaltet worden waren. Die Marines litten unter Frostbeulen.

Dagegen wirkte dieser Marsch wie ein Kinderspiel.

Im Koreakrieg hatten sie unsere Topausrüstung von Arc'teryx, das Beste vom Besten, noch nicht gehabt. So versuchte ich es in Gedanken zu relativieren. Ich wusste, dass ich mich nicht beklagen durfte; jede Menge Soldaten haben in der Vergangenheit wesentlich Schlimmeres durchgemacht.

Die kristallklare Nacht machte es nur noch kälter. Weit und breit keine Wolke in Sicht, um auch nur ein bisschen Wärme im Tal zu halten. Abwechselnd steckte ich meine Hände in die Taschen. Meine Finger tasteten

nach dem zusammengeballten chemischen Handwärmer, den ich dabeihatte.

Drei Stunden lang patrouillierten wir durch das Tal auf unser Angriffsziel zu. Der Marsch war einfach nur schrecklich. Das Wetter war brutaler als an den schlimmsten Tagen, die ich in Alaska auf dem Schneemobil meines Vaters erlebt hatte. Es gab kein Entkommen. Jedes Mal, wenn ich meine Hände aus den Taschen nahm, wurden meine Finger steifer. Mit jedem Windstoß wurde mir Schnee ins Gesicht geweht.

Über uns sah ich, wie Schneemassen von den Berggipfeln geweht wurden, die über dem Ende des Tals aufragten. Ich versuchte meine Konzentration angestrengt auf die Mission zu lenken und nicht auf die Kälte. Wir waren tief in ein feindlich kontrolliertes Tal vorgedrungen, in der Unterzahl, und unsere Lagebeurteilung besagte, dass wir uns einigen ziemlich hartgesottenen Kämpfern näherten.

Über Funk berichteten die Drohnenpiloten noch immer von nur drei Wachen. Die übrigen Kämpfer hatten sich im Inneren des Gebäudes verkrochen.

Des warmen Gebäudes, dachte ich.

Wir machten eine kurze Pause, und einer meiner Kameraden bot mir einen Atomic Fireball an, eine große, scharfe Zimtkugel. Meine Füße waren taub vor Kälte, und ich nahm nur widerwillig meine behandschuhte Hand aus der Tasche, um danach zu greifen.

Vielleicht wärmt mich das Ding ja auf, dachte ich, als ich es mir in den Mund steckte.

Zumindest würde es meine Aufmerksamkeit von meinen kalten Füßen auf meine brennende Zunge lenken. Wenn es richtig ätzend wird, so ätzend wie jetzt, hilft nur noch, darüber zu lachen. Die Straßen waren vereist und extrem rutschig. Ungefähr alle fünf Minuten rutschte einer aus der Patrouille aus und krachte zu Boden. Ich lachte jedes Mal in mich hinein, bis ich selbst eine glatte Stelle erwischte. Mein Fuß rutschte sofort weg, und ich wusste, dass ich zu Boden gehen würde.

Rumms.

Ich saß auf dem Arsch und blickte hoch in die Sterne. Ich spürte, wie der kalte Schnee durch den Stoff meiner Hose kroch. Ein paar von den Jungs kicherten, als ich wieder auf die Füße kam. Karma ist ein mieses Arschloch.

Wir erreichten den Observationspunkt, dreihundert Meter vom Ziel entfernt, wo wir haltmachten, um Last-minute-Planänderungen vorzunehmen, und uns auf den Angriff vorbereiteten. Widerwillig zog ich meine Hände aus den dicken Winterhandschuhen und schob sie in die dünnen Schießhandschuhe. Durch das dünne Material konnte ich das kalte Metall meiner Waffe spüren. Ich hauchte mir auf die Fingerspitzen und beugte und streckte die Fingerglieder in der Hoffnung, die Blutzirkulation so in Gang zu bringen, dass mein Abzugsfinger gehorchen würde.

Ich versammelte mich mit dem Troop Commander, Troop Chief, Steve und den anderen Teamführern, um sicherzugehen, dass es keine Änderungen in letzter Minute gab. Hinter mir knieten meine Kameraden, die Rangers und die afghanischen Truppenkommandos und warteten. Wir hatten zwei Soldaten des nächsten Stützpunkts – Battle Space Owners – dabei, die sich mit den Dorfältesten auseinandersetzen sollten, wenn wir wieder abzogen. Sie hatten in letzter Minute in ihrer Standard-Kaltwetter-Ausrüstung die Helikopter bestiegen. Ich sah, wie sie zitternd in meiner Nähe standen, sich umschauten und es offensichtlich kaum erwarten konnten, wieder in Bewegung zu kommen. Wenn mir kalt war, mussten diese armen Teufel halb erfroren sein.

Es schien ein allgemeiner Drang zu herrschen, sich wieder in Bewegung zu setzen. Als wir unsere Last-minute-Angriffspläne abstimmten, kam uns zu Ohren, dass es sich bei dem Gebäude, in dem sich die Kämpfer versteckt hielten, tatsächlich um eine Moschee handelte. Das änderte automatisch alles. Ich hörte, wie der Troop Commander über Funk herauszufinden versuchte, ob es uns erlaubt sein würde, die Moschee zu betreten und zu sichern oder ob lediglich die afghanischen Truppenkommandos hineingehen durften. Wir wussten, dass sich die bösen Jungs dort aufhielten, und wir wussten auch, dass die bösen Jungs sich mit Absicht in Moscheen aufhielten, weil sie wiederum wussten, dass uns Amerikanern der Zutritt verboten war.

Nach dem Dreistundenmarsch war ich verschwitzt, und jetzt kühlte der Schweiß ab. Ich hatte die wärmsten Teile meiner Ausrüstung abgelegt, um mich auf den Angriff vorzubereiten. Jetzt wollte ich nicht alles wieder rausfischen, da ich befürchtete, dass wir genau in dem Moment grünes Licht kriegen würden und ich den ganzen Kram dann zum zweiten Mal wegpacken müsste.

Als die Wartezeit sich immer länger hinzog, kamen immer wieder Leute dorthin, wo sich die Troop Commander, Troop Chief und Teamführer versammelt hatten. Die Ersten waren die Afghanen. Wir stellen oft einen SEAL-Officer für die Aufsicht der afghanischen Kommandos ab. Der Officer tauchte mit dem afghanischen Kommandeur am Observationspunkt auf. Er wirkte aufgebracht.

»Ich konnte ihn nicht aufhalten; sie wollen wissen, was los ist«, sagte der Officer.

»Entspannt euch. Wir sagen euch schon, wenn wir startklar sind. Jetzt geht zurück auf eure Positionen, wir sagen euch Bescheid«, sagte der Troop Commander.

Dann kam der Captain der Rangers an und kniete sich neben mich.

»Hey, was ist los?«, fragte er. »Was machen wir hier?«

»Sie sind in einer Moschee«, sagte der Troop Commander. »Geduld, bitte. Wir überlegen uns was und lassen euch wissen, wann es losgeht.«

Der Anführer des Ranger Platoons zog sich wortlos zurück. Allmählich war ich echt genervt. Ich wusste, dass alle froren. Das tat ich auch, aber jetzt, dreihundert Meter vom Ziel entfernt, war einfach nicht der richtige Zeitpunkt für blöde Fragen. Unser Troop Commander und Chief hingen beide an ihren Funkgeräten und versuchten, Genehmigungen zu bekommen, damit wir die Mission fortsetzen konnten.

Die Stimme des Drohnenpiloten aus meinem Funkgerät riss mich schließlich aus meinen Träumen von einem warmen Tropenstrand.

»Da bewegt sich was«, sagte der Pilot. »Sie haben soeben die Moschee verlassen und sind in nördlicher Richtung unterwegs, aus dem Dorf raus.«

»Roger«, sagte der Troop Commander. »Können Sie Waffen identifizieren?«

Da die feindliche Patrouille nun das Dorf verließ, konnten wir jetzt vielleicht einen Luftangriff hinkriegen. Wir waren zwar die halbe Nacht durch eiskaltes Wetter patrouilliert, aber trotzdem war es unnötig, sich in ein Feuergefecht zu begeben, wenn es einen einfacheren Weg gab.

»Negativ«, antwortete der Drohnenpilot. »Wir können keine Waffen identifizieren.«

Ich sah Steve an und hätte fast gelacht.

»Wer außer den bösen Jungs sollte um drei Uhr nachts hier draußen in Patrouillenformation unterwegs sein?«

Steve blickte wütend drein.

»Sie haben gerade eine Moschee verlassen«, sagte er. »Sie haben die Gruppe mit einem Taliban-Führer in Verbindung gebracht. Drei Wachen waren die ganze Nacht draußen. Was zur Hölle brauchen die denn noch?«

So gern wir uns die Typen auch schnappen wollten, wir waren uns alle der unmittelbaren Gefahr bewusst, die eine Schießerei barg. Wir setzten uns einem erheblichen Risiko aus, weil wir keine Bomben werfen durften.

Wir waren uns nicht einmal sicher, warum sie sich entschieden hatten, weiterzuziehen. Hatten sie irgendeine Art von Frühwarnsystem, das sie auf uns aufmerksam gemacht hatte? Wir waren zwar kilometerweit vom Angriffsziel entfernt gelandet, um zu verhindern, dass der Helikopterlärm dem Feind zu Ohren drang, aber wer wusste schon, ob sich weiter draußen im Tal nicht auch Taliban aufhielten, die uns landen gehört und ihre Kumpel im Talinneren gewarnt hatten? Das einzig Gute an der Situation war, dass wir uns nicht mehr darum kümmern mussten, ob wir die Freigabe bekamen, die Moschee zu betreten.

Das Blut rauschte jetzt durch meine Adern, ich spürte die Kälte nicht mehr. Meine Aufmerksamkeit und Konzentration waren zu einhundert Prozent darauf gerichtet, sicherzustellen, dass meine Einheit einsatzbereit, wachsam und in der besten taktischen Position war. Einem wird schnell warm, wenn man sich in ein Feuergefecht begibt. Der lange, kalte Marsch zum Ziel war jetzt vorbei, und es war an der Zeit, sich auf die Jagd zu konzentrieren.

Wir ordneten den Aufbruch an. Leise begaben wir uns ins Dorf, wobei wir darauf achteten, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Wir wollten ja nicht in letzter Sekunde das ganze Dorf wecken. Das Tor zur Moschee war unverschlossen. Die Afghanen gingen rein und sicherten das Gebäude. Die Amerikaner – Rangers und SEALs – blieben draußen und warteten.

Die Suche dauerte nur ein paar Minuten, und die Afghanen fanden nichts. Wir hatten zwar nicht damit gerechnet, dass noch jemand drinnen war, aber wir wollten auch nicht daran vorbeigehen, ohne nachgesehen zu haben.

Über unseren Köpfen verfolgte die Drohne die Spur der Kämpfer, die dabei waren, einen Hügel in der Nähe zu erklimmen. Wieder wurde unsere Forderung, sie mit einer Rakete oder Bombe auszuschalten, abgelehnt. Keine sichtbaren Waffen. Wir hatten keine andere Wahl, als sie zu verfolgen und dementsprechend mit der Situation umzugehen.

Nach annähernd vierstündigem Fußmarsch litten wir nicht nur unter der Kälte, sondern waren auch müde. Ich merkte, dass es der afghanischen Kommandoeinheit, die wir dabeihatten, ziemlich zusetzte. Sie zeigten keine Eigeninitiative, und wir mussten ihnen befehlen, Wache zu schieben. Sie waren nicht auf die Mission konzentriert. Sie wollten nach Hause.

Unsere Scharfschützen fanden die Spur des Feindes, und langsam begannen wir mit der Jagd. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde unterwegs gewesen waren, berichteten die Drohnenpiloten erneut, dass die Taliban-Patrouille an einem Gebäude haltgemacht hatte. Hoffentlich schlugen sie dort ihr Nachtlager auf.

Mindestens eine Wache war auf einem Bergsattel positioniert worden, von wo aus sie das Tal überblicken konnte.

Der einzige Weg zum neuen Zielpunkt führte zwischen dem Sattel und einer kleinen Anhöhe entlang. Als wir uns in Position begaben und uns langsam in Richtung Ziel bewegten, entdeckte uns die Taliban-Wache. Ich befand mich fast an der Spitze und beobachtete, wie die Wache aufstand und uns eine endlose Sekunde lang anstarrte. Ich sah eine AK-47 quer über seiner Brust hängen. Dann drehte er sich um und spurtete auf das Haus zu, in dem seine Kameraden schliefen.

Der Funkverkehr knackte in meinem Ohr.

»Mehrere Zielobjekte bewegen sich«, sagte der Drohnenpilot. »Ich wiederhole, mehrere Zielobjekte bewegen sich.«

Wir waren am tiefsten Punkt des Bergsattels angelangt. Wir mussten so schnell wie möglich in eine höhere Lage kommen. Den schneebedeckten Hügel hochsprintend, führte ich meine Teileinheit ans Ende einer Reihe von Häusern auf der gegenüberliegenden Seite der rennenden Kämpfer. Mir war nicht mehr kalt. Es bestand kein Zweifel mehr, dass wir kurz vor einem Feuergefecht standen.

Die Scharfschützen an der Spitze der Formation hatten bereits Stellung bezogen. Als ich die Anhöhe erreichte, hörte ich ihre Gewehre. Ich sah, wie zwei Kämpfer um ihr Leben rannten, um eine angrenzende Anhöhe zu erreichen. Unsere Scharfschützen fegten sie aus hundertfünfzig Meter Entfernung wie Puppen von den Beinen. Die restlichen Kämpfer hörten auf zu rennen und gingen in Deckung.

Ich rückte mit meiner Teileinheit weiter die Anhöhe hinauf, um den Feind aus der Flanke angreifen zu können. Unsere Scharfschützen befanden sich

auf Position und hatten den Feind ohne Chance zur Flucht festgenagelt. Die Rangers waren inzwischen auf der Spitze der Anhöhe angekommen und hatten sich auf der Rückseite des Hügels hinter der Häuserreihe positioniert.

Ich schnappte mir den Ranger Captain.

»Hey«, sagte ich. »Wollen deine Jungs ein bisschen Spaß haben?«

Ich nahm den Captain mit auf den Hügelkamm und ließ ihn seine Maschinengewehre aufbauen, um Unterstützungsfeuer auf die feindliche Stellung zu eröffnen. Die Rangers trugen die schwereren Maschinengewehre mit Gurtzuführung und Munition, und ich wusste, dass sie sich nur allzu gern erleichtern und mit ins Kampfgeschehen stürzen würden.

Die Rangers bezogen mit ihren Maschinengewehren und Granatwerfern Stellung. Ich schulterte mein Gewehr, zielte mit meinem Infrarotlaser auf die feindliche Stellung und markierte sie für das Ranger Platoon.

»Wir greifen von der rechten Flanke aus an, und ich gebe euch über Funk Bescheid, wenn es Zeit ist, das Feuer vorzuverlegen«, sagte ich. »Bis dahin, macht sie platt.«

Bevor ich den Gipfel verlassen hatte, hörte ich schon das Rattern der Maschinengewehre und das dumpfe Knallen der Granaten. Das schwere Gerät trägt niemand gern mit sich rum, bis man es dann braucht.

Es war ein eindrucksvolles Geräusch, als die Rangers uns Deckungsfeuer gaben, das die feindlichen Kämpfer hoffentlich so lange beschäftigen würde, bis meine Teileinheit ihre Stellung flankiert hatte.

»Achtung, zu eurer Linken hauen welche ab«, meldete der Drohnenpilot über Funk.

Die Scharfschützen blieben auf Position und behielten den Feind vor uns im Visier, während Steves Teileinheit sich umpositionierte, um die fliehenden Kämpfer zu unserer Linken abzufangen. Meine Teileinheit, zusammen mit dem Spürhund, oder auch »Pelzrakete«, und dem Troop Chief, bewegte sich weiter rechts herum, um das kleine Feindesnest, das sich noch immer in dem Haus befand, auszuräuchern. Wir konnten eine perfekte L-förmige Lauerstellung auf die feindliche Position einnehmen.

In dem tiefen Schnee und dem hügeligen Gelände brauchten wir ein paar Minuten, um uns auf Position zu begeben. Wir schlichen zum Gebäude hinunter. Unsere Hoffnung war, dass sie all ihre Aufmerksamkeit auf das Feuer von den Rangers und unseren Scharfschützen lenkten und nicht merken würden, dass wir uns von ihrer linken Flanke aus näherten. Weiter

oben konnte ich die Leuchtmunition der Ranger durch das enge Tal sausen und auf kleinere Büsche und Bäume auftreffen sehen. Ohne Nachtsichtgerät sah es aus wie der Laser in einem Science-Fiction-Film.

Wir ließen die »Pelzrakete« vor uns los, während wir uns den niedrigen Hügel hinunterbewegten und uns dem Angriffsziel näherten. Es fühlte sich an, als würden wir uns direkt in die Schusslinie der Rangers begeben, bis mein Troop Chief sie über Funk das Feuer einstellen ließ.

Über mir hörte ich das vertraute Brummen der AC-130-Maschinen. Wir befanden uns in »Feindberührung«, was ein hochtrabender Ausdruck für »unter Beschuss« ist. All die Flugzeuge, die zuvor keine Bomben hatten werfen können, versuchten jetzt, mitzumischen.

Schon merkwürdig, wie so was läuft.

Steve und seine Teileinheit benutzten die AC-130, um die fliehenden Kämpfer auszuschalten. Ich hörte Steve den Feuerbefehl geben. Ungefähr eine Minute später echote das Donnern der Flugzeuggeschütze durch das Tal.

Das ruhige Tal war nicht mehr still. Der Lärm der automatischen Waffen und der Luftnahunterstützung war nahezu ohrenbetäubend. Auf unserer Position war es ruhig. Niemand sprach. Wir konzentrierten uns alle auf das, was vor uns lag. Ich sah den Hund im Zickzackkurs vor uns herlaufen und den Schnee auf der Suche nach einer Duftnote beschnüffeln. Zu meiner Rechten konnte ich meinen Troop Chief hören, der sich über Funk mit unserem Troop Commander koordinierte.

Bisher hatten wir keine Kämpfer gefunden. Der Schnee war tief und machte jedes Vorankommen schwer. Ich hatte mein Nachtsichtgerät abgenommen und versuchte angestrengt, eine Bewegung wahrzunehmen. Mein Auge blieb nie länger als eine Sekunde an etwas hängen. Ich ließ meinen Blick über das Gebiet vor mir schweifen und fokussierte dann wieder den Boden direkt vor mir, um nichts zu übersehen, was sich direkt vor meinen Füßen befand. Zum ersten Mal auf dieser Mission fühlte ich mich richtig wohl.

Dann hörte ich rechts von mir eine unterdrückte Feuersalve.

POPP, POPP, POPP.

Ich wirbelte herum und bekam noch die letzten paar Schüsse meines Troop Chiefs mit, der zurückwich. Im Schnee vor seinen Füßen sah ich etwas, was aussah wie ein toter Kämpfer. Der Troop Chief war aufgebracht.

»Hurensohn«, murmelte er gedämpft.

Der Troop Chief war normalerweise nie ganz vorne beim Stoßtrupp dabei. Aber da wir in so vielen Teileinheiten unterwegs waren, ging er diesmal vorne bei uns mit. Sein Job waren eher die Koordination und die Kommunikation über Funk. Er war von dem Kämpfer, der plötzlich vor ihm auftauchte, überrascht worden.

Es sah so aus, als wäre der Kämpfer bereits von den ersten Kugeln getroffen worden und hätte sich dann einfach auf seiner Position versteckt, wo er gewartet und darauf gelauert hatte, dass sich jemand näherte. Er hatte so regungslos dagelegen, dass der Troop Chief ihn nicht gesehen hatte und fast über ihn gestolpert wäre.

Schritt für Schritt bewegten wir uns durch den knietiefen Schnee den Hügel hinab. Als wir uns einer kleinen Ansammlung von Häusern näherten, entdeckte ich die Leiche eines anderen Kämpfers. Langsam ging ich zu ihm rüber und zielte mit meinem Gewehr auf seinen Rücken. Ein SEAL-Partner rollte ihn auf den Rücken, während ich ihm Deckung gab. Der Kämpfer war tot, eine Maschinengewehrsalve hatte ihm die Brust zerfetzt.

In einer kleinen Gruppe von Sträuchern fanden wir eine weitere Leiche. Mit dem Gesicht nach unten lag sie verrenkt im Schnee, die AK-47 noch ganz in der Nähe. Im näheren Umkreis fanden wir drei weitere Leichen, was in der Summe insgesamt fünf Kämpfer auf unserer Position ergab. Das Sperrfeuer unserer Scharfschützen und das Deckungsfeuer der Rangers hatten ihre Wirkung getan.

Nachdem Steve und seine Teileinheit keine Luftnahunterstützung von der AC-130 mehr verlangten, war die Stille beinahe unheimlich. Ich hörte Steve über Funk. Seine Leute hatten zwei Kämpfer getötet. Um uns herum stellten die Rangers Wachen auf, während wir die Leichen auf Informationen überprüften. Wir durchsuchten die Taschen der Kämpfer auf der Suche nach allem, was uns auf ein neues Ziel hinweisen könnte.

Alle Kämpfer waren mit Chest Rigs voller Magazine, Granaten und sogar Verbandszeug beladen. Es waren keine gewöhnlichen Tagsüber-Bauer-nachts-Taliban-Kämpfer-Typen. Sie verfügten über gute Ausrüstungen, und es sah so aus, als hätten sie diese auch gut gepflegt. Wir hatten es hier mit professionellen, ausgebildeten und gut ausgerüsteten Kämpfern zu tun.

Sobald das Zielgelände gesichert war, führten wir die beiden Battle Space Owners der konventionellen Streitkräfte umher und zeigten ihnen alle toten

Kämpfer und deren Waffen. Dies war eine der Formalitäten, die die gegenwärtigen Einsatzregeln geboten. Während sie Fotos und Notizen machten, trugen wir die Waffen und Ausrüstungen der Kämpfer zusammen und zerstörten alles mit Sprengstoff.

Die Patrouille zurück zur Landezone ging wesentlich schneller vonstatten. In dem Taliban-kontrollierten Tal war jetzt ausnahmslos jeder auf den Beinen, und wir wollten uns nicht länger als unbedingt nötig dort aufhalten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis mehr Kämpfer auftauchten, um ihre toten Freunde zu rächen.

Es war noch immer sehr kalt draußen, und wir waren alle durchgeschwitzt vom Kampf. Mein Hemd war klatschnass, und meine Hose klebte mir an den Beinen. Doch bei der Patrouille aus dem Dorf hinaus konnte ich mich nun an dem Gedanken festhalten, dass wir die gesamte Truppe der Taliban erfolgreich eliminiert hatten. Durch sie würde nie wieder ein Angehöriger der amerikanischen Streitkräfte zu Schaden kommen.

Ich streifte mir meine Winterhandschuhe über und zog mir die Mütze über die Ohren, bevor ich mir den Helm wieder aufsetzte. Als der Troop Chief den Marschbefehl gab, setzten wir uns schweigend in Bewegung. Ich setzte einen Fuß vor den anderen und dachte an die warme Dusche in der Basis. Ich hoffte, dass es noch warmes Wasser geben würde.

Missionen warten nicht immer auf sonnige Tage mit zweiundzwanzig Grad. Egal, ob sich das Kampfziel in hüfthohem Schnee, mitten im haiverseuchten Indischen Ozean oder auf einem Ziegenpfad oben auf den höchsten Gipfeln Afghanistans befindet, wir sind dazu ausgebildet, uns auf das Ziel zu konzentrieren und die Mission zu beenden. Wir brauchten keine Annehmlichkeiten, um effektiv vorzugehen.

BUD/S mag für Außenstehende sadistisch wirken, aber für uns ist es der Punkt, an dem wir anfangen, uns selbst nicht nur darauf zu konditionieren, uns mit unangenehmen Situationen abzufinden, sondern uns vielmehr mit ihnen anzufreunden. Jeden Freitagabend ließen uns die Ausbilder in einer Reihe am Ufer antreten.

»Freitags will jeder ein SEAL sein«, brüllte der Ausbilder. »Heute ist Freitag, und ihr habt alle das Wochenende frei. Ihr werdet in Bars rumsitzen und euch entspannen. Die Frage ist, wer von euch will ein SEAL sein, wenn die Umstände scheiße sind? Wer will es noch, wenn er nass, müde, durchgefroren und elend ist und die Mission noch nicht beendet ist?«

Niemand sagte etwas. Niemand lächelte. Wir wollten einfach nur Wochenende haben.

»Seht euch eure Nebenmänner genau an«, pflegten die Ausbilder zu sagen. »Werden sie noch da sein, wenn es richtig zur Sache geht?«

Die ganze Zeit über liefen die Ausbilder die Reihe auf und ab.

»Der einzige leichte Tag war gestern, meine Herren. Darüber denkt ihr jetzt das Wochenende über nach, und wenn ihr Montag wieder mit dem Training beginnt, denkt einfach daran, dass es noch viel beschissener wird als heute.« Ich kann guten Gewissens sagen, dass mir schon kälter und elender zumute war als in jeder einzelnen Situation, mit der wir in der BUD/S-Ausbildung konfrontiert wurden. Das Motto stimmt: »Der einzige leichte Tag war gestern.«

KAPITEL 11

Immer auf die Schuhe achten

– ENTWICKLUNG –

Ich bekam die Page-Nachricht früh am Morgen.

Die Teamführer im Squadron tragen auf Einsätzen immer kleine schwarze Pager bei sich, sodass die Planer uns jederzeit auf eine mögliche Mission hinweisen können. Ich rollte mich aus meinem unbequemen Bett, das an der Holzwand meines Zimmers angebaut war, und ging rüber in die Operationszentrale.

Wir waren nachtaktiv, sodass es für uns früh am Morgen, in Wirklichkeit in Afghanistan jedoch ein Spätnachmittag im Winter war. Wir schliefen tagsüber und führten nachts Missionen durch. Es war nicht viel los. Wir waren seit Monaten in der Basis südlich von Kabul gewesen, mit nur wenig Missionen. Die bittere Kälte legte die gesamte Kampfsaison im Winter lahm. Die Taliban hielten sich jenseits der Grenze in Pakistan auf oder versteckten sich in Afghanistan. Keine der beiden Seiten riss sich darum, zu kämpfen.

Auf dem Weg zur Operationszentrale vergrub ich die Hände in meiner Jacke. Ich hatte keine Ahnung, was los war, deshalb hatte ich meine Einheit nicht geweckt. Wir führten seit Jahren Missionen dieser Art durch, und ich wusste, dass sich die Lage genauso schnell wieder beruhigen konnte. Wie viele Male hatten wir schon alle aufgeweckt und zu planen begonnen, um dann alles wieder abzublasen, weil das Ziel verschwunden war. Es war besser, wenn sie so viel Schlaf wie möglich bekamen.

Ich betrat die Operationszentrale. Es war ein niedriges Fertigbau-Gebäude. Die Böden waren dreckig von dem ganzen Schlamm, den wir mit unseren Stiefeln hereingeschleppt hatten. Ein Trampelpfad führte von der Tür zum Kaffeeautomaten. Ich folgte der Spur und holte mir einen heißen Becher Kaffee. Hastig nahm ich zwei Schlucke und ließ mir von dem Koffein den benebelten Kopf freipusten.

Es herrschte eine Atmosphäre gedämpfter Energie im Raum, da die Planer und Geheimdienstanalytiker über Daten brüteten und versuchten, die heutige Mission unter Dach und Fach zu kriegen. Schwarz-Weiß-Feeds der Predators von einer Gebäudeansammlung wurden auf dem Bildschirm angezeigt. Weiter hinten im Raum standen der Troop Chief und der Troop Commander neben einem lang gezogenen Schreibtisch. Sie sahen mich hereinkommen und nickten mir zu. Ich leerte drei Päckchen Zucker in meinen Kaffee und stellte mich zu ihnen.

»Was gibt's?«, fragte ich.

»Die ISR ist auf die Spur einiger Kämpfer gestoßen«, sagte der Troop Chief.

Die patrouillierenden Drohnen hatten eine Gruppe von fünf bis sieben Kämpfern entdeckt, die auf der Suche nach einem warmen Bett und einer warmen Mahlzeit von Häusergruppe zu Häusergruppe gezogen waren. Sie waren den Großteil des Tages unterwegs gewesen, hatten nun jedoch haltgemacht. Die Planer schätzten, dass die Gruppe ihr Nachtlager in dem Gebäudekomplex aufschlagen würde. Es dämmerte bereits, und sie waren fast den ganzen Tag auf den Beinen gewesen.

»Der ISR zufolge sieht es aus, als wären sie einfach durch den Ort gegangen und hätten wahllos beschlossen, sich in diesem Haus über Nacht zu verstecken«, sagte der Troop Chief. »Wir haben sie an die Tür klopfen sehen, und als die Bewohner an die Tür kamen, drängten sie sich rein. Sie haben sogar ihre Fahrzeuge im Inneren der Mauern untergebracht.«

Ich war einer von drei Teamführern. Ich sah zu Steve rüber, während uns der Troop Chief Einzelheiten zum Zielort gab. Steve nickte, als der Troop Chief uns von der Mission erzählte.

Nach dem ersten Briefing begann der Recce-Teamführer damit, Routen zum Haus auszutüfteln. Steve und ich sahen uns das Haus genauer an.

»Sieht ziemlich eindeutig aus«, sagte ich.

»Sehe ich auch so. Gehst du deine Leute wecken?«, fragte Steve.

»Yep, ich wecke sie sofort, damit sie noch schnell was essen können, bevor wir gleich zu beschäftigt dazu sind«, sagte ich.

Ich folgte der Schlammspur zur Tür und ging auf kürzestem Weg dorthin, wo die Jungs schliefen. Im Zelt war es stockfinster. Lediglich ein einzelner weißer Lichtschlauch führte den Gang entlang in unseren provisorischen Aufenthaltsbereich. Die Sperrholzwände teilten das Zelt in kleine Miniräume auf, jeder mit einem Bett und einem Schreibtisch ausgestattet.

Pro Raum war ein SEAL untergebracht. Es war eng, aber wenigstens hatte man so ein bisschen Privatsphäre.

Das hintere Ende des Zelts war der Aufenthaltsbereich. Er war geräumig, mit Kinositzreihen vor einem 50-Zoll-Flachbildschirm. Wir kamen seit Jahren nach Shank, und jedes Squadron gab sein Bestes, die Lebensbedingungen hier von Mal zu Mal ein bisschen besser zu machen. Ein anderes Squadron hatte eine Feuerstelle und eine Außenlounge gebaut. Noch ein anderes hatte sich um den Kraftraum gekümmert. Wenn wir schon Zeit in Afghanistan verbringen mussten, war das Ziel, diese so angenehm wie möglich zu gestalten.

Ich machte Licht im Aufenthaltsbereich und schaltete den Fernseher an. Wir konnten das American Forces Network gucken, wo amerikanische Sendungen, Filme und Sport übertragen wurden. Aber wir hatten den Fernseher so frisiert, dass wir uns denselben ISR-Feed ansehen konnten, den sich die Planer in der Operationszentrale gerade ansahen. Ich schaltete auf den Feed um. Um mich herum hörte ich, wie die Jungs sich rührten. Die Ersten kamen aus ihren Kojen gekrochen.

Ich setzte Kaffee auf. Einer nach dem anderen versammelte sich mit einem Becher in der Hand um den Fernseher. Es waren lediglich die Mauern und Häuser des Ortes zu sehen. Innerhalb der Mauern und um den Ort herum war keine Bewegung wahrzunehmen, da die Kämpfer bereits in den Häusern verschwunden waren.

»Toll«, sagte Walt. »Neuer Tag, gleiche Scheiße wie immer.«

Er rieb sich die Augen und sah sich das Schwarz-Weiß-Bild ein paar Sekunden lang an.

»Wehe, das ist wieder ein Schuss in den Ofen. Bei diesen Temperaturen gehe ich für weniger als zwanzig böse Jungs gar nicht erst vor die Tür«, sagte Walt in seinem üblichen Klugscheißer-Tonfall.

Sobald alle Jungs sich einen Kaffee oder ein anderes Getränk geholt hatten, fing ich mit dem Briefing an. Ich gab ihnen einen kurzen Überblick über das Ziel und die Kämpfer. Es gab nichts Schwieriges an dieser Mission. Wir hatten uns schon Hunderte Male zuvor um schlafende Kämpfer an Orten wie diesen gekümmert. Es gab quasi nichts groß zu planen. Jeder wusste, welche Rolle er zu übernehmen hatte.

Unsere Pläne waren zwar immer relativ simpel, aber ich versuchte meinen Jungs jedes Mal die Chance zu geben, sie auf mögliche Schwachstellen zu

überprüfen. Ich fing mit den grundlegenden Fragen an.

Was haben wir übersehen?

Stimmte das, was die Nachrichtendienstler sagten, mit dem überein, was wir sahen?

Wie sahen die Aufgaben eines jeden heute Nacht aus?

Welche Teileinheit würde den Angriff leiten?

Jeder in der Einheit durfte seinen Senf dazugeben, auch die Jungs, die am kürzesten dabei waren. Ich wusste, dass ich definitiv nicht der Schlaueste im Raum war, und ich hatte bereits vor langer Zeit gelernt, andere um ihre Einschätzung zu bitten.

Es dauerte etwa eine Stunde, alles vorzubereiten. Als wir fertig waren, gingen Steve und ich zurück zum Troop Chief, dem ich unseren Plan unterbreitete. Der Troop Chief und der Troop Commander saßen in der Operationszentrale und hörten aufmerksam zu, als wir sie mit Einzelheiten zu den Routen zum Zielort und vom Zielort weg sowie zum Angriffsplan versorgten.

Obwohl unsere Geheimdienstanalytiker zuversichtlich waren, dass die Kämpfer den Rest der Nacht über nicht weiterziehen würden, behielten wir den Ort aufmerksam im Auge. Die Drohnen hielten pausenlos Wache.

Der Plan sah vor, etwa fünf Kilometer vom Ziel entfernt zu landen und dann zum Zielort zu patrouillieren. Damit bliebe das Überraschungsmoment auf unserer Seite. Nichts gibt die eigene Position so deutlich preis wie ein lauter Helikopter, der über einem schwebt. Durch die hohen Berggipfel und lang gezogenen Täler würde der Helikopterlärm sich kilometerweit übertragen, sodass jeder im ganzen Tal wissen würde, dass wir kamen. Manchmal landeten wir wegen des Rotorlärms ein Tal weiter. Das einzige Problem dabei war, dass man sich dann den Berg hoch und runter die Füße wundlatschen durfte.

Ich beobachtete den Troop Chief und den Troop Commander genau, während wir sie brieften. Sie nickten, während wir alles darlegten. Der Plan war einfach, also rechnete ich nicht mit Problemen. Der Troop Commander segnete den Plan ab, und ein paar Stunden später waren wir in der Luft, unterwegs zum Zielort.

Ich war aufgekratzt, als ich in der Chinook saß, und versuchte, mir warme Gedanken zu machen. In meinem tiefsten Inneren war ich nicht nervös. Ich war nicht überheblich, sondern einfach zuversichtlich, dass ich am Ziel mit

nahezu jeder Situation klarkommen würde. Dies war mein dreizehnter Auslandseinsatz, und ich war Lichtjahre entfernt von meinen ersten Missionen. Es war einiges geschehen, seit ich der Junge im T-Shirt gewesen war, der davon träumte, ein SEAL zu sein. Bei meinem ersten Kampfeinsatz in den Straßen von Bagdad hatte ich wertvolle Lektionen gelernt.

Gegen einen Glückstreffer oder eine gut platzierte Sprengfalle am Straßenrand konnte man nichts machen, aber nach dreizehn Einsätzen konnte mich kaum noch etwas überraschen. Ich war zu einem Gebäudekomplex ausgesandt worden, der bei meiner Ankunft in die Luft gehen sollte. Im Irak und in Afghanistan hatte ich unzählige Häuser betreten und darin Kämpfer vorgefunden, die dort im Hinterhalt lauerten. Die Missionen wurden nicht einfacher, aber ich hatte bereits einen reichen Erfahrungsschatz gesammelt.

Ein wesentlicher Teil der Fähigkeiten meiner Kameraden und mir war der Tatsache geschuldet, dass wir permanent versuchten, uns weiterzuentwickeln. Der Feind änderte ständig seine Taktik, und wenn wir unsere nicht genauso schnell anpassten, würden wir ins Hintertreffen geraten und damit ein hohes Risiko eingehen.

[redacted]

Zu Beginn des Krieges in Afghanistan hatten nur wenige von uns reale Kampfsituationen erlebt. Wir waren zwar extrem gut ausgebildet, verfügten jedoch über kaum Erfahrung. Doch inzwischen, nach zehn Kriegsjahren, hatten fast neunzig Prozent der Streitkräfte tatsächliche Kampferfahrung und Einsätze im nahezu zweistelligen Bereich auf dem Buckel.

Im Laufe jedes einzelnen Einsatzes änderten wir unsere Taktiken und Techniken ebenso schnell wie der Feind. Wir ruhten uns nie auf dem aus, was in der Vergangenheit gelungen war; stattdessen entwickelten wir Wege und Möglichkeiten, die in der Zukunft wirksam sein würden.

Ich schloss die Augen und ließ mich vom Motorengeräusch des Helikopters einlullen. Ein paar meiner Kameraden schliefen bereits. Ich schonte meine Augen und ging die Mission noch einmal im Kopf durch. Ich schob meine Hände zwischen die Panzerweste und meinen Bauch und versuchte sie so lange wie möglich warm zu halten. Es war diese Nacht zwar nicht alaskakalt, aber es war trotzdem so kalt, dass ich es durch meine Handschuhe hindurch spüren konnte.

Wir waren das alles gewohnt. Wir hatten in diesem Krieg und in unseren Laufbahnen einen Punkt erreicht, an dem wir gewissermaßen abgestumpft gegenüber dem Schmerz, dem Leid und den Entbehrungen auf den Missionen geworden waren. In meinem Kopf kategorisierte ich all das als »Teil des Jobs«. Viele Leute hätten andere Berufe gewählt, aber wir hatten uns für diesen entschieden, und wir wurden allmählich verdammt gut darin.

Ich spürte den Helikopter sinken und hörte, wie sich beim Landen die Tonhöhe des Motorengeräuschs änderte. Eine Mischung aus Staub und Schnee begrüßte uns, als wir hinten von der Rampe sprangen. Ich entfernte mich etwa fünfzig Meter vom Helikopter, um in den Schmutz zu pissen. Ich hatte den einstündigen Flug über warten müssen und wusste, dass ich keine Gelegenheit mehr dazu haben würde, sobald wir uns erst einmal in

Bewegung gesetzt hatten. Um mich herum taten meine Kameraden dasselbe. Als der Motorenlärm des Helikopters verklungen war, begaben wir uns in Patrouillenformation und machten uns auf den Weg zum Zielort.

Kein Wort musste gesprochen werden. Kein Befehl gegeben werden. Für uns war es ein Arbeitstag wie jeder andere. Jeder wusste, was er zu tun hatte, wo er hinmusste und was von ihm erwartet wurde. Die bescheuerten bürokratischen Regeln der Senior Officers waren zwar da, aber wir arbeiteten immer mit ihnen, hatten sie immer um uns und versuchten, abgesehen davon alles auszublenden.

Im grünlichen Schein meines Nachtsichtgeräts sah ich meine Kameraden vor mir ausschwärmen. Wir patrouillierten bereits seit einer Stunde Richtung Ziel, als das Funkgerät knackend zum Leben erwachte.

»Wir haben hier zwei MAMs [Männer im kriegsfähigen Alter], die aus einer Tür auf der westlichen Seite des Zielorts kommen«, hörte ich über Funk. »Sie haben sich gerade zu einer Tür auf östlicher Seite bewegt.«

Scheiße, die Kämpfer waren noch wach. Wenn die Leute im Ort wach waren, mussten wir eine andere Angriffstaktik wählen. Wir würden nicht in der Lage sein, heimlich die Tür aufzubrechen, uns in ihr Schlafzimmer zu schleichen und sie zu überraschen.

Wie es den neuen ISR-Meldungen zufolge aussah, würden wir sie herausfordern müssen, das Überraschungsmoment aufgeben und ihnen somit Zeit geben, sich zu bewaffnen und Widerstand zu leisten. Ich war lange genug dabei, um zu wissen, dass die meisten Regeln, an die wir uns halten mussten, von Leuten gemacht wurden, die keine Ahnung hatten, was vor Ort passierte.

Aber wir hatten noch einen langen Marsch vor uns. Ich hoffte, die Kämpfer würden schlafen, wenn wir das Dorf erreichten. Ich hielt laufend nach Gefahren Ausschau und konzentrierte mich auf die lange Patrouille. Als wir uns näherten, meldete sich der ISR-Pilot erneut über Funk.

»Die beiden Kämpfer sind soeben zur ersten Tür zurückgekehrt und reingegangen«, sagte der Pilot.

Wir patrouillierten über einige flachere Hügel in ein Dickicht von Bäumen in der Nähe des Ortes hinein. Dies würde unsere endgültige Position sein, von wo aus wir angreifen würden. Durch die Bäume erhaschte ich einen Blick auf das Dorf. Nachts und im Dunkeln wirkte es wie jedes andere Dorf in Afghanistan. Hohe Lehmmauern und ein schweres, hölzernes Tor.

Seit der letzten Warnung war es im Ort ruhig geblieben.

Keine Bewegung.

Keine weiteren Schlafwandler.

Wir warteten ein paar Minuten, um sicherzugehen, dass niemand wieder aufstand. Schließlich gab der Troop Chief den Befehl, mit dem Angriff fortzufahren. Wegen der eisigen Temperaturen hatte unser Troop Commander beschlossen, die Mauer heimlich zu überwinden, statt sie offen herauszufordern, da Letzteres auch Frauen und Kinder der eisigen Kälte aussetzen würde. Und wenn die Taliban beschlossen zu kämpfen, befänden sich die Frauen und Kinder im Kreuzfeuer.

Leise nahmen wir unsere Positionen ein. Meine Einheit trat hinter den Scharfschützen an, dann rückten wir zum Eingangstor des Ortes vor. Ich sah zu, wie die Scharfschützen die Mauer bestiegen und Positionen bezogen, von denen aus sie uns Deckung geben konnten.

Das Tor war aus Holz mit einem alten, eisernen Riegel. Unser erster Mann testete, ob der Riegel sich bewegen ließ, aber das Tor war von innen verschlossen. Er rief einen der neuen Jungs zu sich, der eine ausziehbare Leiter auf dem Rücken trug. Wir stellten die Leiter an die hohe Mauer, dann stieg der erste Mann langsam hinauf. Eine weitere Leiter wurde ihm hochgereicht, während er rittlings auf der drei Meter hohen Mauer saß. Als wir ihm die Leiter hochreichten, geriet er ein wenig ins Wanken, griff schnell nach unten und erlangte sein Gleichgewicht wieder.

Wir trugen sechzig Kilo schwere Ausrüstung mit uns herum, und der erste Mann machte Gymnastikübungen oben auf einer drei Meter hohen Mauer mit einem Zimmer voller schlafender Taliban-Kämpfer keine zehn Meter entfernt.

Sprosse für Sprosse schoben wir die Leiter hoch. Es herrschte eine angespannte Atmosphäre, weil Stille das Wichtigste war, nicht Geschwindigkeit. Der Wind frischte auf und ließ die Leiter ein wenig schwanken. Ein paarmal fürchtete ich, der erste Mann könnte das Gleichgewicht verlieren und über die Mauer auf die andere Seite fallen.

Ich konnte an nichts anderes denken als an die Schlafwandler. Dem Bericht zufolge waren es zwei Kämpfer, die sich bewegt hatten, insgesamt waren es laut ISR jedoch fünf bis sieben Kämpfer. Wir wussten alle, aus welcher Tür die beiden gekommen und dass sie später auch wieder durch diese verschwunden waren, aber keiner wusste genau, wo die anderen schliefen.

Wenn sie sich wieder durch den Ort bewegten, würden die Scharfschützen sie ausschalten. Das würde allerdings auch die anderen Kämpfer wecken. Meine Hoffnung war, dass wir ins Haus gelangen konnten, bevor die Kämpfer überhaupt wussten, dass wir da waren.

Der erste Mann hatte endlich die Leiter entgegengenommen und ließ sie vorsichtig auf der anderen Seite der Mauer runter. Dann kletterten er und sein Partner an der anderen Seite hinunter. Ich wartete am Tor darauf, reingelassen zu werden. Ein paar Sekunden später hörte ich, wie der Riegel zurückgeschoben wurde, dann schwang das schwere Holztor langsam auf.

Der erste Mann stand breit grinsend in der Toröffnung.

»Kein Problem«, flüsterte er.

Das Eingangstor stand offen, und es wurde Zeit, an die Arbeit zu gehen. Wir schlichen durch das Tor ins Dorf hinein, auf einen kleinen Platz, der von Häusern umgeben war. Wir rückten so leise wie möglich vor. Es galt mal wieder die Regel: »Nicht kopflos in den Tod rennen.« Das hier war schließlich kein Videospiel. Wenn du erschossen wirst, kannst du nicht einfach an derselben Stelle wiederauferstehen.

Mehrere der neueren Jungs waren vor mir, als wir in den Ort hineinschlichen. Ich beobachtete, wie sie abbogen, um nach Tier-Pferchen zu suchen sowie die Nord- und Ostseite des Ortes zu sichern. Ich merkte, dass die Jüngeren heiß darauf waren, loszulegen. Sie taten ihr Bestes, ihre Energie im Zaum zu halten.

Das Entscheidende war jedoch, am richtigen Ort zu sein, und nach über einem Dutzend Einsätzen wusste ich, wo die Kämpfer schliefen, weil ich auf der Patrouille zum Zielort dem ISR-Piloten zuhörte. Bei jeder einzelnen Meldung malte ich mir vor meinem inneren Auge den Lageplan des Dorfes aus. Die beiden Kämpfer waren aus einer Tür auf der Westseite getreten. Ich ging direkt auf die westliche Tür zu. Wenn die ISR recht hatte, musste die einzelne Tür auf der Westseite des Ortes die sein, hinter der die Kämpfer schliefen.

Ich lief nicht.

Ich wollte mich nicht nur in langsamem Tempo bewegen, sondern im Schneckentempo. Langsam ist fließend, und fließend ist schnell. Ich bewegte mich zur Westseite des Dorfes und wartete vor der verschlossenen Tür. Einer der neueren Jungs, dessen erster Einsatz in unserer Einheit es war,

stand auf der anderen Seite der Tür. Ich streckte die Hand aus und drückte die Türklinke runter. Die Tür war unverschlossen.

Die Tür führte in einen kleinen Vorraum. Rechts und links befanden sich zwei Holztüren. Eine Treppe, die in den ersten Stock führte, lag nahezu direkt vor uns. Da ich die Tür geöffnet hatte, war der Neue erster Mann und würde das Haus als Erster betreten. Langsam ging er hinein, und ich folgte ihm.

Von der Türöffnung aus sah ich einen Haufen von Männerschuhen neben der rechten Tür liegen. Der Haufen bestand aus einer Mischung von braunen Ledersandalen und schwarzen Cheetahs. Wir witzelten gerne, dass kein Unschuldiger Cheetahs trägt. Diese schwarzen Sneakers deuteten fast ausnahmslos auf Taliban hin.

Vor der gegenüberliegenden Tür waren Kinder- und Frauenschuhe übereinandergestapelt. Ich wusste bereits in der Sekunde, in der ich den Vorraum betrat, wo die Kämpfer schliefen. Aber der Neue, der vermutlich ein bisschen zu aufgekratzt war, ging zur linken Tür. Ich ging zur rechten Tür. Als ich die Hand nach der Türklinke ausstreckte, war ich mir hundertprozentig sicher, dass die Kämpfer sich in diesem Raum befanden. Ich hoffte, dass sie tief und fest schliefen.

Die verzogenen, rostigen alten Türangeln gaben ein lang gezogenes Quietschen von sich. In der Stille klang es, als würde ein Güterzug durch die Lehmhütte donnern. Der Raum war eiskalt und stockfinster. Ich hatte mein Nachtsichtgerät abgesetzt und konnte mannsgroße Umrisse unter Decken erkennen.

Als ich den Blick durch den Raum schweifen ließ, bewegte sich ein Kämpfer auf der linken Seite und setzte sich auf. Er war etwa einen Meter von mir entfernt. Er musste die Tür gehört haben und versuchte, mich in der Dunkelheit zu erkennen. Neben ihm entdeckte ich ein großes PKM-Maschinengewehr mit Gurtzuführung. Seine Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit. Er wusste, wer auch immer in der Tür stand, war ihm nicht freundlich gesinnt. Augenblicklich griffen seine Hände nach dem Maschinengewehr. Sein Problem war, dass die Mündung der PKM von der Tür wegzeigte.

Den Bruchteil einer Sekunde sah ich zu, wie er sich mit dem Gewehr abmühte, um es in meine Richtung zu drehen. Er schaffte es nicht. Ich beugte mich vor und schoss ihm zweimal ins Gesicht.

Mein Gewehr hatte einen Schalldämpfer, aber selbst die gedämpften Schüsse schienen laut durch den Lehmraum zu hallen. Der Kämpfer kippte nach hinten, als würde er sich wieder schlafen legen, und verschwand aus meinem Visier. Ich hob die Waffe, um den restlichen Raum zu sichern, und sah mehrere AK-47-Gewehre an der Wand lehnen. Chest Rigs voller Magazine hingen an der Wand. Die »Umrisse« unter den Decken verwandelten sich augenblicklich in ein hektisches Durcheinander von Silhouetten, als die Kämpfer aufwachten und nach ihren Waffen griffen.

Ich zögerte nicht.

Ich begann zu schießen. Ich zielte auf einen Kämpfer nach dem anderen, pumpte zwei bis drei Schuss in die Brust eines jeden Schemen und hielt jeweils nur eine Sekunde lang inne, um sicherzugehen, dass der Kämpfer zu Boden ging. Es war kein Ruf, kein Schrei zu hören, nur der gedämpfte Klang meiner Kugeln, die auf die feindlichen Kämpfer trafen.

Die Kämpfer sackten und kippten wieder auf ihre Schlafplätze zurück. Jeder Schuss grub sich kräuselnd in die schwarzen Wolldecken wie ein Stein in einen See. So schnell, wie es begonnen hatte, war es vorbei. Ich betrat den Raum mit einem Partner im Rücken, und wir gingen von Kämpfer zu Kämpfer, um sicherzustellen, dass sie keine Bedrohung mehr darstellten.

Es waren insgesamt sechs Kämpfer. Ich zählte fünf AK-47 und ein PKM-Maschinengewehr. Ferner stellten wir zwei Panzerfäuste sowie mehrere Raketen sicher. Die Kämpfer waren schwer bewaffnet gewesen. Ihre Gewehre waren in ordentlichem Zustand, und verglichen mit gewöhnlichen Taliban-Kämpfern waren sie gut ausgerüstet. Außerdem fanden wir Erste-Hilfe-Material und afghanisches sowie pakistanisches Geld.

In keinem anderen Raum außer dem, den ich gesichert hatte, wurden Schüsse abgegeben. Die Kämpfer hatten sich alle in dem einen Zimmer versteckt. Die Familie, die hier wohnte, hatte vermutlich keine andere Wahl gehabt, als den Kämpfern ein Versteck in ihrem Haus zu gewähren.

Als ich die Waffen einsammelte, hörte ich die Frauen und Kinder im Zimmer auf der anderen Seite des Flures weinen. Genau wie ich vorhergesagt hatte, war der Neue ins Schlafzimmer der Frauen gelaufen. Sie hatten sich erschreckt, als er reingekommen war. Als ich dann zu schießen begann, hatten sie angefangen zu schreien. Als ich den von mir gesicherten Raum verließ, steckte ich den Kopf durch die gegenüberliegende Tür und

sah, wie er in einem Raum voller unglücklicher Frauen Wache schob. Er sah nicht gerade begeistert aus.

Kurz bevor wir zurück zur Landezone des Helikopters patrouillierten, um nach Hause zu fliegen, kam der Neue auf mich zu.

»Scheiße«, sagte er. »Ich wusste, ich hätte nach rechts gehen sollen.«

Während eines ruhigen Einsatzes die Gelegenheit zu verpassen, ein paar Kugeln abzufeuern, war ärgerlich.

»Hey, jetzt sei nicht sauer auf mich«, sagte ich. »Du hattest die Wahl, welche Tür du nimmst.«

»Ich bin nicht sauer auf dich. Ich bin einfach sauer auf mich selbst, weil ich es nicht schneller gerafft habe«, sagte er.

»Achte immer – ich wiederhole, immer – auf die Schuhe«, sagte ich.

Ich hatte die Schuh-Lektion bei einem früheren Einsatz im Irak auf unangenehme Art und Weise lernen müssen. Wenn du neu bist, aufgekratzt und hektisch, dann entgehen dir die kleinen Details, wie zum Beispiel Schuhe, die auf den ersten Blick bedeutungslos erscheinen, in Wirklichkeit aber ein todsicheres Indiz sind. Wenn du erst erfahrener bist und den ganzen Scheiß schon tausendmal erlebt hast, Fehler gemacht und aus ihnen gelernt hast, dann bist du in der Lage, einen Gang runterzuschalten, sodass dir eine Kleinigkeit wie Schuhe überhaupt ins Auge stechen kann.

Diesmal hatte ich die Lage optimal eingeschätzt. In unserem Job kannst du nur hoffen, deinen ersten Fehler zu überleben und dann lange genug am Leben zu bleiben, dass du denselben Fehler nicht noch mal machst. Im Nachhinein betrachtet war das eine der vielen Lektionen, die ich gelernt habe, die ich heute noch beherzige. Konkret ging es darum, den Feind zu finden, aber die viel grundlegendere Lektion war, in Stresssituationen auf Details zu achten. In diesem Fall entschied es über Leben und Tod.

Dieser Einsatz war mein dreizehnter Kampfeinsatz. Ich hatte Jahre meines Lebens mit Operationen im Irak, in Afghanistan und rund um den Globus verbracht. Das hier war keine »Theorie« mehr, kein »Training«. Zum ersten Mal in meiner Laufbahn hatte ich das Gefühl, den Traum davon, ein SEAL zu sein, den ich damals als Teenager in Alaska geträumt hatte, verwirklicht zu haben.

Jahrelanges Training hat mich dorthingebracht. Kein SEAL, den ich je kennengelernt habe, hat sich damit zufriedengegeben, durchschnittlich zu sein. In der BUD/S-Ausbildung haben wir gelernt, was Teamwork bedeutet,

und wir waren Experten in unseren jeweiligen taktischen Fähigkeiten. Nach über zehn Kriegsjahren waren wir auf dem Höhepunkt unseres Könnens angekommen. Wir hatten Millionen von Schüssen abgegeben, Tausende Kilo Sprengstoff in die Luft gejagt und in jeder vorstellbaren Situation und Umgebung trainiert und gekämpft. Wir konnten eine Operation binnen weniger Augenblicke aus dem Boden stampfen, egal wie komplex. Missionen zu planen war einfach, weil wir es bereits Hunderte von Malen gemacht hatten. Wir vertrauten einander und konnten am Ziel förmlich die Gedanken des anderen lesen.

KAPITEL 12

Töten

– ABSPALTUNG –

Obwohl der Führungsstab des Kommandos uns ein paar Tage freigegeben hatte, nachdem wir von der Mission zurückgekehrt waren, arbeitete ich weiter. Ich musste einfach wieder in dieselbe Routine zurückfinden wie in früheren Einsätzen.

Ich brauchte das Gefühl von Kontrolle. Es tat gut, im Gebäude an meinen Spind zu gehen, meine gesamte Ausrüstung vom Einsatz auszupacken und mich zu entspannen. Ich wollte einfach allein sein.

Ich hatte noch nie Beklemmung nach einer Mission gespürt. Ich war immer in der Lage gewesen, mit dem Stress umzugehen, aber jetzt kam ich nicht damit klar. Ich konnte nicht schlafen. Ich kam einfach nicht runter. Ich wollte mit niemandem reden, ich hörte sogar auf, Anrufe von meiner Familie anzunehmen.

Ich hörte einen Kameraden, der ebenfalls bei dem Überraschungsangriff dabei gewesen war, ein Stück den Gang hinunter seinen Spind öffnen. Der Spindbereich war ziemlich ruhig, also wartete ich einen Moment, dann ging ich rüber. Er hatte seine Ausrüstung ausgepackt und machte dasselbe wie ich, er versuchte sich in seiner Arbeit zu vergraben. Langsam räumte er seine Ausrüstung weg, aber blickte auf, als ich seinen Spind erreichte.

»Hey, Kumpel«, sagte ich. »Was geht ab?«

»Nicht viel, ich dachte, ich bring mal ein bisschen Ordnung in meinen Kram«, sagte er.

Mir fielen die dicken Ringe unter seinen Augen auf. Er sah müde aus. Die Führungsriege ist kein Ponyhof. In gewisser Weise waren wir wie ein Wolfsrudel. Eine Gruppe von Alphatieren, denen eingebläut worden war, niemals Schwäche zu zeigen. Ich kannte diesen Typen seit Jahren, und gemeinsam hatten wir ein paar ziemlich beschissene Situationen erlebt. Ich

vertraute ihm bedingungslos, aber Schwäche zu zeigen war etwas völlig anderes.

»Kann ich dich kurz was fragen?«, sagte ich leise.

»Klar, was ist los?«, fragte er.

»Kannst du schlafen?«, fragte ich ihn beinahe flüsternd.

Er packte weiter seine Taschen aus, und nach langem Schweigen blickte er wieder zu mir auf.

»Nee«, sagte er.

Er schüttelte den Kopf, als er das sagte, dann drehte er sich weg.

»Ich auch nicht«, sagte ich. »Mehr als eine Stunde hab ich nicht geschafft, seit wir wieder da sind.«

Das war das ernsthafteste Gespräch über die Belastungen des Krieges, das ich je hatte.

Ich habe Schießtrainings hinter mir. Ich kann Klettern, Geländemotorrad und Boot fahren und mit Sprengstoff umgehen. Die Regierung hat Millionen von Dollar dafür ausgegeben, mich für den Kampf im Dschungel, in der Arktis und in der Wüste auszubilden. Ich habe Sprachkurse absolviert, und ich kann nachts mit dem Fallschirm abspringen und punktgenau am Ziel landen. Aber ich habe nie gelernt, wie man mit den Belastungen des Krieges umgeht. Wir haben Monate damit verbracht, SEALs zu werden, und verbringen täglich Stunden damit, unsere Kenntnisse und Fähigkeiten aufzufrischen, aber es war nie Teil unserer offiziellen Ausbildung, wie man mit dem emotionalen Kram umgeht.

Bevor ich bei den SEALs angefangen habe, habe ich mich gefragt, ob ich tatsächlich in der Lage dazu wäre, abzudrücken. Konnte ich mich verteidigen? Ich habe eigentlich nur darüber nachgedacht, bevor ich SEAL war, denn sobald ich mich auf Missionen befand, hatte ich keine Zeit mehr für solche Gedanken. Ich war völlig in meine Armlängenwelt abgetaucht.

Alles, was ich im Ausland tat, galt als Arbeit. Ich schlich mich in fremder Leute Häuser, während diese schliefen. Wenn sie eine Waffe hatten, tötete ich sie, genau wie alle anderen Jungs im Kommando. Ich hatte die heftigsten Feuergefechte hinter mir, und ich hatte Männer erschossen, ohne darüber nachzudenken. Ich bereue nichts, was ich im Kampf getan habe. Alles, was ich im Ausland getan habe, geschah einzig zu dem Zweck, die Jungs rechts und links von mir und mein Land zu beschützen. Ich befolgte die Einsatzregeln und zielte niemals auf Unschuldige.

Aber das heißt nicht, dass es keine Spuren bei mir hinterließ. Bis zum heutigen Tag wird Phil dir, wenn du ihn nach »der Katze« fragst, diese Geschichte von einer Mission aus dem Jahr 2006 im Irak erzählen.

Die unbemannte Drohne, die über das Ziel flog, meldete sechs im Freien schlafende Männer. Es war Sommer im Irak, und sogar nachts war es noch zu heiß, um sich ohne Klimaanlage drinnen aufzuhalten. Das Dorf war eigentlich nur eine Ansammlung von etwa zehn flachen Lehmziegelhütten. Auf der Patrouille hatte ich keine Stromkabel gesehen, die ins Dorf führten, sodass wir damit rechneten, dass die Leute draußen schlafen würden.

Kurz vor drei Uhr morgens näherten wir uns langsam dem Dorf. Seit wir zwei Stunden zuvor den Helikopter verlassen hatten, hatten wir einen langen Fußmarsch zum Dorf hinter uns. Die Wüste war flach und weitläufig, es fiel mir schwer, den Horizont zu erkennen. Das Dorf hätte sich genauso gut auf dem Mond befinden können. Kilometerweit war es nur von Sand und Felsen umgeben. Über mir leuchteten hell die Sterne. Jetzt, so nah an den Häusern, marschierten wir nur noch langsam, Schritt für Schritt. 2006 hatten wir seit drei Jahren im Irak gekämpft. Meine Einheit war im Westen des Iraks stationiert. Wir waren durch einen Tipp auf das Dorf aufmerksam geworden. Die ISR hatte Kämpfer entdeckt, und wir hatten uns auf die Mission begeben. Das ganze Prozedere war inzwischen ziemlich simpel. Wir machten das jeden Tag. Finden, fixieren und fertigmachen.

Es war heiß, und ich spürte, wie sich der Schweiß in meinem Rücken sammelte, dort, wo die Panzerweste endete. Der Troop Chief gab den Befehl, und wir rückten in einer weitläufigen L-Formation vor und näherten uns dem Dorf.

Die Basis des »L« würde außerhalb des Dorfes Stellung beziehen und uns beim Vorrücken, wenn nötig, Deckungsfeuer geben. Der vertikale Teil des »L« würde im Dorf nach Kämpfern suchen. Ich gehörte zur zweiten Gruppe.

Über den Knopf in meinem Ohr bekam ich über Funk Statusmeldungen von den anderen Angriffseinheiten. Ich wusste, dass über uns, gerade eben außer Hörweite, unsere Drohnen kreisten, um uns Augen im Himmel zu verleihen, sowie eine AC-130, die uns für den Fall, dass wir Luftnahunterstützung benötigten, Deckung geben konnte. Ich sah zu der Stelle rüber, wo die Drohnen die Schlafenden gemeldet hatten. Ich konnte etwa zehn Schlafsäcke erkennen.

Zwei Männer standen da und ließen ihre Blicke über die Wüste schweifen. Sie sprachen nicht miteinander, zumindest wirkte es nicht so. Es sah aus, als blickten sie angestrengt in die finstere Wüstennacht.

Hatten sie etwas gehört?

Ich war mir sicher, dass sie uns nicht sehen konnten. Vielleicht hatten sie die AC-130 über uns gehört. Schließlich ging einer von ihnen zu den anderen Männern hinüber, die noch immer schliefen, und machte sich daran, sie zu wecken. Sein Partner suchte weiterhin mit Blicken die offene Wüste ab. Ich sah, wie die anderen sich langsam aufrappelten und begannen, sich ebenfalls umzusehen.

Während die anderen aufstanden, gingen die beiden Männer auf das nächstgelegene Haus zu. Die anderen folgten ihnen schließlich. Keiner der Männer trug Waffen bei sich, sodass wir das Feuer nicht eröffnen konnten, aber es war in jedem Falle verdächtig, dass eine so große Gruppe von Männern am Rande eines Dorfes schlief. Wo waren die Frauen und Kinder?

Die Gruppe befand sich auf halbem Weg zu einem Haus am Dorfrand, als sie anhielt. Die ganze Gruppe drehte sich um und ging zurück zu ihren Schlafsäcken. Wir waren etwa zweihundert Meter entfernt, und durch mein Nachtsichtgerät erkannte ich jeden einzelnen Mann klar und deutlich.

Als sie ihre Schlafsäcke erreichten, sah ich, wie sie nach ihren AK-47 und Panzerfäusten griffen, sogar ein PKM-Maschinengewehr mit Gurtzuführung war dabei. Diverse IR-Laser leuchteten auf und zielten auf die Brustkörbe der Kämpfer, als unsere Scharfschützen in Aktion traten. Sekunden später fielen drei Kämpfer. Die anderen gerieten in Panik und rannten zurück Richtung Dorf. Gedämpfte Schüsse hagelten weiter auf sie ein.

Ich zählte fünf tote Kämpfer. Zu diesem Zeitpunkt des Krieges waren wir sehr darauf sensibilisiert, nicht kopflos in den Tod zu rennen, also hielten wir einen Augenblick inne. Die Basis des »L« blieb in Position. Wir hofften, dass der Feind den Rest von uns auf seiner rechten Flanke noch nicht bemerkt hatte. Unsere Position hatte bisher noch keinen Schuss abgegeben, um unentdeckt zu bleiben.

Nach einigen Minuten hörte ich die Stimme des Troop Chiefs über Funk.

»O.K., Jungs, die Basis hält die Position, das Manöver greift diesmal an.«

Das bedeutete, dass das Manöver – unser Teil des »L« –langsam zwischen den Häusern entlang vorrücken würde. Wir hatten das schon oft gemacht,

und die Taktik war nicht neu. Der einfache L-förmige Hinterhalt beziehungsweise Angriff hatte in der Geschichte immer wieder Verwendung gefunden.

Ich überprüfte schnell meine Ausrüstung, kniete mich hin und wartete auf den Befehl, vorzurücken.

»O.K.«, hörte ich den Troop Chief über Funk sagen. »Los geht's.«

Unsere gesamte Gruppe stand auf und rückte in sprungweisem Vorgehen langsam und paarweise vor. Zwei bis drei SEALs rückten mit Gewehren im Anschlag vor, machten in kurzer Entfernung halt und warteten auf die nächste Gruppe. Dann knieten sie sich hin und deckten die anderen, während der Rest der Einheit sie sprungweise überholte.

Dieses Vorgehen war nicht schnell und sicher auch nicht sexy, aber es war die sicherste Art und Weise, sich dem Feind zu nähern. Vor allem, wenn wir das Überraschungsmoment bereits verloren hatten.

Ich sah ein paar Laser über Türrahmen wandern. Der erste Instinkt ist, sich schnell zu bewegen, aber wir rückten weiter im Schneckentempo vor, immer bereit, beim ersten Anzeichen von Schwierigkeiten das Feuer zu eröffnen. Wir waren kurz davor, das Dorf zu betreten, als wir vier Männer in einem Affenzahn zu den Schlafsäcken zurückrennen sahen.

»Sieht aus, als hätten diese Jungs was vergessen«, hörte ich über Funk.

Diese Jungs mussten Eier aus Stahl in der Hose haben, so ein Selbstmordkommando zu starten, um ihre Gewehre zu holen, vor allem, da zwischen ihren Waffen und Schlafsäcken jetzt die Leichen ihrer toten Freunde verstreut lagen.

Ich war weniger als hundert Meter entfernt von ihnen. Ich hob meine Waffe und nahm den ersten Mann in der Gruppe aufs Korn. Er sah verängstigt aus, die Augen weit aufgerissen. Er kam quasi rutschend zum Stehen, mit bebender Brust, kniete sich vor seinen Schlafsack und fing an, dessen Falten zu durchsuchen. Ich sah ihn eine AK-47 herausziehen.

Ich richtete meinen Laser auf seine Brust und schoss. Meine Kameraden eröffneten ebenfalls das Feuer. Kurz nacheinander trafen wir alle denselben Kerl und brachten ihn zu Fall. Unsere Kugeln wirbelten eine kleine Staubwolke auf, die die Stelle, an der er gestanden hatte, vernebelte. Ich zielte auf den Nächsten, doch er sackte bereits in sich zusammen. Ein Zielobjekt nach dem anderen wurde von unserem Laser erfasst, bis alle vier reglos am Boden lagen.

Wieder hielten wir inne, um die Lage zu erfassen.

Ich kniete mich hin, behielt die umliegenden Gebäude im Blick und wartete auf weitere »Helden«. Phil, mein Teamführer, kniete sich neben mich und flüsterte mir etwas zu.

»Das war interessant«, sagte er. »Ich glaube, die wollen unbedingt kämpfen. Lass uns das Ganze langsam und vorsichtig angehen. Diese Typen meinen es ernst.«

»Lasst uns weitermachen«, unterbrach uns der Troop Chief über Funk.

Phil und ich standen auf und bewegten uns auf das nächstgelegene Gebäude zu. Ich blieb vor der Tür stehen und wartete. Phil drückte meinen Arm, um mir zu signalisieren, dass ich hineingehen sollte. Das Haus war klein, mit einem Vorraum, der zu einem einzelnen Raum führte. Im Haus war es stickig, und ich sah nichts, als ich den Raum absuchte. Ein Teppich bedeckte den Fliesenboden, und an einer Wand stand ein schäbiges Sofa. Ich hörte, wie meine Kameraden die Küche betraten, die ebenfalls vom Vorraum abging.

Ich ging schnell durch den Wohnraum hindurch in ein Schlafzimmer. Niemand war darin, aber ich sah Matten und Kissen auf dem Boden liegen. Das Haus war menschenleer.

Ein Gebäude gesichert, mindestens fünfzehn fehlen noch, dachte ich, als wir auf das nächste Haus zugingen.

Vielleicht war das Haus leer, weil die Zivilisten, die dort wohnten, gegangen waren, als die Kämpfer auftauchten. Oder es stand in Verbindung mit den Kämpfern, und sie hatten sich zurückgezogen und warteten in der Dunkelheit auf uns. Ich versuchte, alle Gedanken zu vertreiben und mich wieder auf meine Aufgabe zu konzentrieren.

Meine Leute und ich verbrachten die nächsten dreißig Minuten damit, ein Haus nach dem anderen zu sichern. Später war ich hinter Phil, als wir die Straße entlanggingen. Das Dorf war das reinste Labyrinth, und wir waren auf keine weiteren Kämpfer gestoßen. Wir wussten, dass sie nicht einfach verschwunden waren. Sie mussten irgendwo sein. Ich suchte jede Tür und jedes Fenster ab, in Erwartung, dass ein Kämpfer den Kopf herausstrecken würde.

Vor uns entdeckte ich tatsächlich einen Typen, der aus einer Tür rausspähte. Er drückte sich gegen den Türrahmen, aber nicht eng genug. Ich konnte die Mündung seiner AK-47 sehen, während er darauf wartete, dass

wir näher kamen. Zum Glück war es dunkel. Zumindest war es für ihn dunkel. Wir hatten unsere Nachtsichtgeräte.

Zuerst war ich mir nicht sicher, ob Phil ihn auch gesehen hatte. Doch dann zog der Mann schnell seinen Kopf zurück, und ich sah Phils Laser an der Stelle aufleuchten, wo sein Kopf gewesen war. Langsam schob der Mann seinen Kopf wieder in unser Blickfeld, in dem Versuch, einen Blick auf unsere Position zu werfen. Phils Laser befand sich jetzt auf der Stirn des Mannes.

Ich hörte mehrere gedämpfte Schüsse aus Phils MP7, dann verschwand der Kopf des Mannes aus unserem Blickfeld.

Ich bewachte die Straße und die umliegenden Gebäude, während Phil und der Rest der Teileinheit das Haus betraten, in dessen Tür der Kämpfer gestanden hatte. Das Haus lag ganz am Rand der Häusergruppe, die wir zuvor gesichert hatten.

Ich sah wieder zur Tür, nachdem Phil und die anderen hineingegangen waren. Ich sah die Füße des irakischen Kämpfers in der Türöffnung. Über Funk hörte ich, wie meine Kameraden gemeinsam mit der AC-130 Jagd auf zwei fliehende Kämpfer machten.

Die beiden Kämpfer rannten durchs Dorf, kamen am gegenüberliegenden Ende raus und versuchten sich zu verstecken, indem sie in die offene Wüste rannten. Die Kameras der ISR und AC-130 fingen sie augenblicklich ein. Eine Teileinheit von vier SEALs und einem Spürhund verfolgte die Kämpfer aus dem Dorf heraus. Die AC-130 ging in Querlage und hielt auf die Gruppe zu. Ich verfolgte ihre Bewegungen über Funk. Schließlich hörte ich das Donnern der Geschütze der AC-130.

Als meine Kameraden die Leichen erreichten, bot sich ihnen ein grausamer Anblick. Es sah aus, als wäre einer der Kämpfer vollkommen zerfetzt. Ein Geschoss der 105-mm-Haubitze des Flugzeugs musste ihn getroffen haben. Die 105-mm-Granaten sind doppelt so groß wie ein Bowling-Kegel und können verheerenden Schaden anrichten.

Im Dorf hielt ich noch immer Wache, als ich über Funk Phils Stimme hörte.

»Alpha Two, Alpha One«, sagte Phil und benutzte unsere Anrufzeichen. »Ich brauche euch hier drinnen.«

Ich drückte die Sprechtaste an meinem Funkgerät.

»Roger«, sagte ich. »Komme rein.«

Ich stieg über die Leiche des Kämpfers und sah Phil und zwei meiner Kameraden den Wohnraum durchsuchen. Das Gewehr des Kämpfers lehnte an der gegenüberliegenden Wand des Vorraums. Phil hatte das Magazin rausgenommen und die Kammer geleert.

Ich sah wieder zum toten Kämpfer. Sein Kopf lag von der Tür weg Richtung Wohnraum. Hätte der Kämpfer nicht aus der Türöffnung gesehen, hätte es gut sein können, dass weder Phil noch ich ihn entdeckt hätten. Wenn er nur ein wenig Geduld gehabt hätte, hätte er uns aus dem Hinterhalt überraschen können.

Phil hatte offensichtlich einen sauberen Treffer gelandet. Das Projektil hatte ihn über der Nase getroffen, am Übergang zur Stirn. Sein halbes Gesicht war zerfetzt, sodass nur noch ein heiles Auge ausdruckslos an die Decke starrte. Eine Blutlache bildete sich langsam um den Hinterkopf.

Ich wollte gerade weggucken, als mir eine flüchtige Bewegung ins Auge fiel. Ein abgemagertes Calico-Kätzchen mit verfilztem Fell stand am Rand der Blutlache. Ich hatte keine Ahnung, wo es hergekommen war, aber in den Dörfern im Irak waren umherstreunende Katzen nicht ungewöhnlich. Das Kätzchen schnüffelte an der Lache, dann sah ich seine rosa Zunge hervorschnellen und das Blut auflecken.

Ich hatte damit gerechnet, Leichen zu sehen, und inzwischen war ich ihren Anblick mehr oder weniger gewohnt, aber etwas an der zerzausten Katze und dem Blut war einfach nicht richtig. Ich hatte nicht damit gerechnet. Es war einfach nur verdammt grauenhaft.

Ich drehte mich weg und begann, das Haus zu durchsuchen. Ich sah eine Tür, die vom Vorraum abging, und trat hindurch. Sie führte durch einen schmalen Flur in die Küche.

Töpfe standen unordentlich ineinandergestapelt auf der Arbeitsfläche. Der ganze Raum roch nach Öl und Gewürzen. In einer Ecke befand sich ein Loch im Boden zum Kochen. Ich begann, die Töpfe beiseitezustellen, auf der Suche nach Waffen oder irgendetwas, das die Kämpfer zurückgelassen hatten. Der Bereich war gesichert worden, deshalb gab ich mir keine Mühe, leise zu sein. Ich wühlte mich gerade durch einen Schrank neben der Tür, als ich hinter mir etwas hörte.

Es klang wie ein Schluchzen oder Wimmern.

Ich fuhr herum, eine Hand am Griff meines Gewehrs, und entdeckte einen kleinen Jungen, der sich in einer Ecke zusammengekauert hatte. Er

versteckte sich hinter einem Stapel Wolldecken – meine Kameraden mussten ihn bei der Sicherung des Hauses übersehen haben. Ich ging in die Hocke, um ihn besser sehen zu können. Ich war mir nicht sicher, ob er verletzt war. Seine Haare waren verfilzt. Die Tränen hatten etwas von dem Dreck in seinem Gesicht abgewaschen. Er sah genauso verlottert aus wie die Katze, die im Vorraum Blut leckte.

Ich sah über die Schulter und bemerkte, dass er aus seinem Blickwinkel den Mann im Vorraum gesehen haben musste, als er erschossen wurde. Ich hatte keine Ahnung, ob der Mann sein Vater war oder bloß irgendein Krieger, der sich im Haus versteckt hatte. In jedem Falle hatte er gesehen, wie wir den Typen erschossen hatten, und vermutlich sah er auch die Katze, die an der Blutlache leckte.

Wow, ich hab schon einige kranke Scheiße gesehen, aber dieses arme Kind wird hiervon einen Schaden für den Rest seines Lebens kriegen, dachte ich.

Der Junge zitterte vor Angst. Er dachte vermutlich, ich würde auch ihn töten. Außerdem sah ich mit all meinen Waffen und der ganzen Ausrüstung sicher ziemlich bedrohlich aus.

Er schluchzte immer noch leise. Langsam zog ich einen Leuchtstab aus meiner Weste und packte ihn aus. Der Stab leuchtete langsam auf, während ich ihn schüttelte, und tauchte den Raum in einen grünen Schein. Dann zog ich einen Bonbon aus der Tasche und hielt ihn ihm hin. Der Junge wollte mir erst nicht in die Augen sehen.

Ich wedelte mit dem Leuchtstab.

»Hey, Kumpel«, sagte ich. »Ich tu dir nichts.«

Ich wusste, dass er keine Ahnung hatte, was ich sagte. Meine einzige Hoffnung war, dass er meinen Tonfall verstand. Langsam blickte er auf. Er musterte mich und versuchte abzuwägen, ob ich eine Bedrohung für ihn darstellte. Ich versuchte zu lächeln, aber ich wusste, dass ein Lächeln meine furchterregende Ausrüstung nicht aufwiegen konnte.

Er sah weg, dann schnappte er blitzschnell nach dem Knicklicht und dem Bonbon. Er aß ihn nicht, sondern hielt ihn bloß in der Hand. Über Funk versuchte ich rauszukriegen, wo wir die Frauen und Kinder versammelten. Sie waren in einem Haus in der Nähe, also stand ich auf und versuchte ihm mit einem Wink klarzumachen, dass er mir folgen sollte.

Erst rührte er sich nicht.

»Komm schon, Kumpel«, sagte ich. »Ich bring dich rüber zu den anderen.«

Er verstand mich nicht, also nahm ich ihn an die Hand und führte ihn aus dem Haus. Ich versuchte, ihm die Sicht auf den toten Kämpfer und die Katze zu versperren, die immer noch an der Blutlache leckte.

Das war scheiße, dachte ich. Dieses Kind kann kaum älter als fünf sein und hat die ganze Sache mitgekriegt.

Wir gingen durchs Dorf. Ich hörte ein paar Frauen und Kinder schluchzen, als ich das Haus erreichte. Ein Kamerad stand vor der Tür Wache. Als der Junge die anderen Kinder und Frauen sah, ließ er meine Hand los und ging in die Mitte des Raumes. Ich hielt mich nicht länger dort auf. Ich hatte Arbeit zu erledigen, und ich wusste, dass das Kind jetzt in Sicherheit war.

Als ich zum Haus zurückging, um die Durchsuchung fortzusetzen, sah ich vor meinem inneren Auge noch immer die blutleckende Katze und das Kind, das vom anderen Ende des Raumes zusieht, wie der Kopf des Mannes weggepustet wird. Hastig vertrieb ich die Bilder aus meinem Kopf und machte mich wieder an die Suche.

Ich hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Nach den Missionen verdrängte ich alles. Ich kannte ein paar Jungs, für die das Töten eine große Sache war. Ich hatte Leute aus großer Entfernung und aus nächster Nähe erschossen. Aber ich versuchte immer, es mir rational zu erklären: Wenn ich den Feind nicht erschossen hätte, hätte er einen meiner Partner oder mich getötet. Eine andere Erklärung brauchte ich nicht.

Das machte es allerdings trotzdem nicht leichter, wenn ich wieder in die echte Welt zurückkehrte.

Bei meinen ersten Einsätzen prasselten die Eindrücke nur so auf mich ein. Ich kannte die Abläufe nicht; ich wusste nicht, was mich erwartete. Aber nach dreizehn Auslandseinsätzen war ich wirklich gut darin, den Kram an- und auszuschalten. Ich spaltete den Stress ab und hielt ihn aus meinem Leben in den Staaten raus.

Ich weiß noch, wie ich von der Basis nach Hause gefahren bin, unmittelbar nachdem wir von unserem Irak-Einsatz zurück waren. Es gab Stau, und ich wäre beinahe über die Leitplanke gebrettert, um ihn zu umfahren. In der ersten Zeit des Irakkriegs fuhren wir mit den Autos sofort von der Straße ab, wenn wir auf irakische Fahrer trafen. Im Irak im Stau zu stecken war Selbstmord. Autobomben waren eine ständige Bedrohung. Stillzustehen machte einen zur Zielscheibe. Also versuchten wir, immer in Bewegung zu bleiben. Wir hielten alle anderen Autos von unserem Konvoi fern. Wir

warfen Steine in Autofenster, ließen Windschutzscheiben zerbersten und schossen Reifen platt.

Aber zu Hause wird von uns erwartet, alles zu vergessen, was wir gemacht haben, um im Ausland zu überleben. Wie habe ich es geschafft, alles dort zu lassen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich immer besser darin wurde, Dinge abzuspalten. Ich verdrängte einfach vieles von dem emotionalen Kram. Ich manövrierte mich irgendwie durch die verwirrende Tatsache, ein Leben im Ausland und ein zweites Leben zu Hause zu leben. Es war nicht einfach.

Ich musste bewusst entscheiden, Kontrolle über mein Leben zu übernehmen. Es war ein Kampf, den ich nur durchstand, indem ich einige der Lektionen, die ich in der SEAL-Ausbildung gelernt hatte, anwendete. Ich ließ die Auswirkungen des Krieges einfach nicht Überhand gewinnen. Es war wie in der Las-Vegas-Werbung: Was in Afghanistan passiert ist, bleibt in Afghanistan. Wenn ich nach Hause kam, redete ich mit niemandem außer meinen Kameraden über die Arbeit.

Aber nach der [redacted]-Mission konnte ich den Stress einfach nicht abschütteln. Der Stress quoll aus den mentalen Schubladen und Fächern, in denen ich ihn verstaut hatte, einfach raus. Als ich nach dem Gespräch mit meinem Kameraden den Spindbereich verließ, fühlte ich mich besser. Es war gut zu wissen, dass andere die gleichen mentalen Kämpfe zu führen hatten wie ich. Ich war nicht der Einzige, der Probleme hatte, den ganzen Scheiß zu verarbeiten, der seit dem Überraschungsangriff passiert war.

Ein paar Jahre zuvor hatte die Navy versucht, Maßnahmen gegen Kriegstraumata zu ergreifen. Erst waren sie auf die Idee gekommen, uns auf dem Heimweg von den Auslandseinsätzen ein paar Tage in Deutschland verbringen zu lassen. Sie wollten, dass wir Druck abließen. Zu der Zeit ging gerade die Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) durch die Medien, also versuchte man angestrengt, eine Lösung für die Zunahme der Fälle zu finden.

Vor der Deutschland-Maßnahme waren wir manchmal vierundzwanzig Stunden nach einer Operation schon wieder zu Hause. Ich kam von einem Feuergefecht im Ausland und war innerhalb von einem Tag wieder zurück in den Staaten, um bei Taco Bell mein Standardmenü zu bestellen: zwei Tacos und einen Bohnenburrito. Klingt ziemlich seltsam, aber dieser Besuch bei Taco Bell half mir vermutlich, eine weitere Wand in meinem Kopf zu

errichten; er erlaubte mir, die verschiedenen Lebensbereiche voneinander zu trennen.

Nach den neuen Richtlinien machten wir also Zwischenstopp in Deutschland, und unser Militärpsychologe wurde eingeflogen, um uns Kurse zum Umgang mit Kriegsbelastungen und zur Reintegration in die Zivilgesellschaft zu geben. Für die Jungs, die Familie hatten, wurde der Schwerpunkt auf die Rückkehr in den Familienalltag gelegt. Das Verrückte daran war, dass wir lediglich ein paar Wochen zu Hause verbringen würden, nur um dann wieder zu unserer nächsten Übung aufzubrechen, bei der wir wochenlang unterwegs sein würden.

Die ganze Deutschland-Druckabbau-Idee ging im Endeffekt nach hinten los. Unsere Familien und Freundinnen waren sauer, weil unsere Auslandseinsätze jetzt drei Tage länger waren. Dazu kam, dass wir alle nach gutem deutschem Bier stanken, wenn wir nach Hause kamen.

Der Führungsstab ersetzte den Deutschlandaufenthalt schließlich durch eine neue Richtlinie. Wir mussten alle einen Militärpsychologen aufsuchen. Wir waren verpflichtet, nach jedem Einsatz zu einer dreißigminütigen Einzelsitzung zu erscheinen. Die dreißig Minuten waren dazu da, jegliche Probleme zu besprechen, die wir hatten. Einmal war ich mit Gerry, einem Partner, hingegangen, um das Ganze auszuhebeln. Wir glaubten nicht daran, es war einfach nur ein weiterer Punkt auf der Liste, die nach der Rückkehr von einem Einsatz abgearbeitet werden musste. Jeder musste seine vollständige halbe Stunde absitzen, bevor er Freigang oder Urlaub bekam. Die Älteren machten nicht mit, aber wir waren verpflichtet dazu. Wir wussten, dass es einfach ein Kästchen war, was die Navy abhaken wollte, um sagen zu können, dass wir psychologisch betreut und ausgebildet wurden, mit den Belastungen des Krieges umzugehen.

Es war schon gegen Endes des Tages, als Gerry und ich ins Sprechzimmer der Psychologin kamen. Ich weiß nicht mehr, ob es eigentlich mein oder Gerrys Termin war, aber als wir zu zweit ins Zimmer spaziert kamen, war die Psychologin sprachlos. Sie war schwanger, ungefähr drei Wochen vor der Geburt. Sie sah genauso müde aus wie wir.

»Hören Sie, Sie haben nicht viel Zeit«, sagte Gerry und zeigte auf ihren Bauch. »Sie können sich dreißig Minuten Zeit sparen, indem wir unsere Termine zusammenlegen.«

Nachdem sie kurz nachgedacht hatte, winkte sie uns beide in ihr Sprechzimmer. Gerry faltete seine über eins fünfundneunzig auf die Couch. Ich setzte mich auf einen Stuhl gegenüber der Psychologin. Sie saß mit einem Notizblock auf einem Bürostuhl.

»Wir werden über einige Dinge sprechen, Gefühlskram. Ist es O.K. für Sie, das zusammen zu machen?«, fragte sie.

»Gerry weiß alles über mich«, sagte ich. »Und ich weiß alles über ihn. Ist schon in Ordnung.«

»O.K.«, sagte sie, nahm ihren Stift und ein paar Formblätter raus.

Den Großteil der halben Stunde stellte sie uns Fragen zu unserem Umgang mit Stress und ob wir PTBS-Symptome hätten. Ich weiß noch, dass sie uns einen Zettel gegeben hat, auf dem die Symptome aufgelistet waren. Ich nahm mir einen Moment Zeit um die Liste zu überfliegen. Die Symptome waren unter anderem Schlafstörungen, das Meiden von Menschenmengen und im Restaurant mit dem Rücken zur Wand sitzen.

Ich lachte in mich hinein, als ich fertig war.

Heilige Scheiße, ich glaube, ich hab jedes einzelne Symptom auf dieser Liste, dachte ich.

Ich lebte mein Leben noch genau wie vorher, aber ich kannte definitiv jedes einzelne.

Ich lächelte die Ärztin an und sagte nichts.

Als Gerry fertig war, hatte ich ein paar Fragen.

»Warum drehen wir nicht durch?«, fragte ich. »Warum geht es uns nicht schlechter von all dem Scheiß, den wir gesehen haben? Sie reden von PTBS. Gerry und ich wurden dafür ausgebildet, mit quasi jeder Kampf- oder taktischen Situation umzugehen, die sich uns bietet, aber uns wurde nie gesagt, wie wir mit der emotionalen Seite des Ganzen umgehen sollen.«

Sie nickte. »Ich kann es am besten am Beispiel von BUD/S beschreiben«, sagte sie.

Die geistige Stärke, die Entschlossenheit und der Tatendrang, den wir während der BUD/S-Ausbildung lernen, hilft uns auch im Kampf. BUD/S bringt uns an unsere geistigen und körperlichen Grenzen. Ich habe gelernt, dass ich noch über meine von mir angenommenen Grenzen hinaus gute Leistungen erbringen konnte. Aus diesem Grund, sagte die Ärztin, seien wir stärker als der Durchschnittsmensch.

»Also ist die geistige Stärke, die ich gelernt und gebraucht habe, um die BUD/S-Ausbildung zu überstehen, die gleiche Stärke, durch die ich es schaffe, den Kriegsbelastungen standzuhalten?«, fragte ich.

Die Psychologin lächelte.

»Ganz so einfach ist es nicht«, sagte sie. »Aber BUD/S hilft, weil der Großteil der Ausbildung auf geistiger Stärke beruht. Es schadet nicht, dass SEALs allesamt ähnlich gestrickte Individuen sind. Jeder Einzelne von Ihnen hat sich wieder und wieder freiwillig in Kampfsituationen begeben.«

Sie hatte recht. Bereits früh in meiner Laufbahn hatte ich gewusst, dass ich in der Feuerlinie stehen wollte. Ich ging das Risiko ein, wusste jedoch auch, dass es eine Herausforderung war, die ich bereitwillig annahm. Würde ich in der Lage sein, die Belastungen des Krieges auszuhalten und mich nicht in der Ecke zusammenzukauern? Ich schätze, mir war in gewisser Weise klar, dass die Fähigkeit, über die eigenen Grenzen hinauszugehen, nicht nur der Schlüssel zum Leben als SEAL sondern zu einem erfolgreichen Leben im Allgemeinen ist.

»Sie meinen also, dass BUD/S mich stärker gemacht hat? Oder dass dort einfach die Schwachen ausgesiebt wurden?«, fragte ich.

Mit dieser Frage verblüffte ich sie. Bevor sie antworten konnte, platzte Gerry dazwischen.

»Ich glaube, wir sind geistig einfach stärker als jeder andere auf dem Planeten«, sagte er grinsend.

Er alberte ganz offensichtlich nur rum.

Rückblickend betrachtet zeigte er der Ärztin, wie wir den Stress mit Humor zu nehmen versuchten. Wenn es hart auf hart kam, waren wir immer sehr gut darin, das Thema zu wechseln. Wir verdrängten die Sachen oder spielten sie runter und ließen sie hinter uns. Es war unmöglich, all das, was wir gesehen und getan hatten, zu verarbeiten. Es war leichter, Scherze darüber zu machen und es einfach zu ignorieren.

Nach unserer halben Stunde verließen wir das Sprechzimmer der Psychologin und verloren nie wieder ein Wort darüber. Wir hatten den Punkt von unserer Liste abgehakt und konnten in Urlaub gehen. Natürlich kriegten wir nicht mehr als zwei Wochen frei, bis es Zeit war, wieder auf den Schnellzug aufzuspringen und sich von vorne mit Übungen und Einsätzen rumzuschlagen.

Mit der Zeit schlief ich wieder besser, und es war tröstlich zu wissen, dass ich stark genug war, die traumatischen Erfahrungen im Ausland abzuspalten. Ich hatte noch immer die Liste, die die Psychologin mir gegeben hatte. Von Zeit zu Zeit las ich sie mir durch und hatte nach wie vor jedes einzelne Symptom auf der Liste. Vom Helikopterabsturz beim [redacted]-Überraschungsangriff bis zu der kleinen, unterernährten irakischen Katze, die die Blutlache unter dem Kopf des Kämpfers aufschleckte – jede Erfahrung war in ihrer eigenen geistigen Schublade weggesperrt. Die Symptome gingen nicht weg, nicht einmal, nachdem ich die Navy verlassen hatte. Ich hatte einfach beschlossen, sie zu ignorieren.

Wir gehen alle unterschiedlich mit den Belastungen durch den Krieg um. Meine Umgangsweise ist nicht perfekt, und sie ist sicher nichts für jeden. Ein SEAL zu sein bringt ein hartes Leben und eine harte Karriere mit sich. Ich musste weit mehr dafür opfern, als ich mir je vorgestellt hatte, aber wenn man mich fragen würde, ob ich das alles noch mal machen würde, würde meine Antwort, ohne zu zögern, ganz einfach ausfallen.

Ja.

EPILOG

Letzter Halt des Schnellzuges

An meinem letzten Tag in der Navy drehte ich meine Runde in der Führungsetage, um dafür zu sorgen, dass ich allen Papierkram zusammen hatte.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag, und ich hatte bereits meinen Spind ausgeräumt und meiner Einheit Tschüss gesagt. Die letzten paar Monate hatte ich mir einen Kopf wegen der Entscheidung gemacht. Ich hatte dreizehn Kampfeinsätze ohne Pause hinter mir. Zum ersten Mal in meiner Laufbahn musste ich mir eingestehen, dass ich müde war, ja, sogar erschöpft. Das Tempo der ständigen Folge von Einsatz, Übung, Einsatz und wieder Übung hatte seine Spuren hinterlassen. Ich hatte immer gedacht, dass ich zwanzig Jahre bei den SEALs schaffen oder bei dem Versuch sterben würde. Aufzuhören war eine einschneidende Entscheidung, die nicht im luftleeren Raum getroffen werden konnte.

Ich traf sie genauso, wie ich eine Entscheidung im Kampf treffen würde. Ich haute zuerst meine Partner an, um vorzufühlen, was sie davon hielten. Jeder Einzelne von ihnen dachte, ich sei verrückt geworden. Ich hatte vierzehn Jahre in der Navy hinter mir, und ich brauchte nur sechs weitere für meine Pension. Aber meine Verpflichtung lief aus, und ich musste eine Entscheidung treffen. Ich hatte die Wahl, mich vier weitere Jahre zu verpflichten, mit einem weiteren Einsatz, nach dem ich dann in einen administrativen Job versetzt werden würde, oder ganz auszuscheiden und mich darin zu versuchen, ein normales Zivilistenleben zu führen.

Meine Zeit als Teamführer war beinahe beendet, was vermutlich der beste Job in der Führungsriege war. Oberhalb dieser Position konnte ich höchstens noch den Posten als Troop Chief anpeilen. Aber bis dahin hätte ich mindestens zwei weitere Ausbildungsjahre vor mir. Der Afghanistankrieg lag in den letzten Zügen, und durch die neuen

Einsatzregeln wussten wir, dass die »guten Operationen«, die nur mit den Jungs aus unseren Teileinheiten bestritten wurden, zum Großteil der Vergangenheit angehörten. Die Einsätze zogen sich allmählich hin, ohne dass viel passierte. Ich hatte mich verpflichtet, um zu kämpfen, nicht um rumzuhocken.

Der Master Chief des Kommandos rief mich in sein Büro. Er hatte von meiner Entscheidung gehört, mich nicht erneut zu verpflichten, und wollte mit mir darüber sprechen. Er war eine fähige Führungsperson, die nicht lang fackelte. Er wurde im Kommando sehr geschätzt, und ich schuldete ihm eine Erklärung dafür, dass ich aufhörte.

»Ich habe gehört, dass Sie aufhören«, sagte er, als ich Platz nahm.

Ich nickte.

»Ich bin fertig«, sagte ich. »Ich habe das Gefühl, wenn ich jetzt nichts ändere, bin ich vier weitere Jahre in der Navy gefangen, und ich weiß nicht, ob dieser Job immer noch der ist, für den ich mich ursprünglich verpflichtet habe.«

»Verstehe«, sagte der Master Chief. »Ich bin seit über zwanzig Jahren dabei und dachte bereits vor Vollendung meiner zwanzig Jahre einige Male über das Aufhören nach. Aber Ihnen fehlen nur noch sechs Jahre, und Sie sind eine große Bereicherung für das Bataillon. Wir würden Sie nur ungern verlieren.«

Ich dankte dem Master Chief für die netten Worte, doch ich hatte meine Entscheidung getroffen. Nichts, was er sagen würde, würde mich umstimmen.

»Mir ist klar, was ich aufgebe«, sagte ich. »Aber bei diesem Job ging es mir nie um den Gehaltsscheck. Und es ging mir auch nie um die lausige Pension, die ich bekomme, wenn ich die zwanzig Jahre schaffe. Ich liebe diesen Job mehr als alles andere auf der Welt und habe ihn fast vierzehn Jahre lang zu meiner obersten Priorität gemacht.«

Er nickte verständnisvoll, da auch er dieselben Opfer gebracht hatte.

»Der Krieg hat an Fahrt verloren, nach dem nächsten Einsatz würde ich aus meinem Einsatz-Squadron versetzt werden, und der ganze Spaß wäre vorbei«, fuhr ich fort. »Ehrlich gesagt habe ich das Gefühl, dass es an der Zeit ist, diesen Teil meines Lebens hinter mir zu lassen und mir Gedanken über die Zukunft zu machen. Die Vorstellung von Urlaub und der Tatsache,

einmal in der Lage zu sein, Herr über meine eigene Zeit zu sein, ist großartig.«

Wir hatten alle seit Jahren ein hartes Pensum, aber der Master Chief würde mich nicht aus seinem Büro lassen, wenn ich nicht einen Alternativplan hätte.

»Und haben Sie einen Plan für draußen? Ich will nicht, dass Sie auf der Straße enden«, sagte er schmunzelnd. »Ich werde jetzt kein Verkaufsgespräch anfangen und Ihnen eine Frikadelle ans Ohr labern, damit Sie bleiben. Ich kann Ihre Beweggründe nachvollziehen und will, dass Sie zufrieden sind. Sie haben gut gekämpft. Jetzt verpissen Sie sich gefälligst aus meinem Büro, viel Glück.«

Den nächsten Termin hatte ich mit meinem ehemaligen Squadron Commander. Er war der Erste gewesen, der uns nach unserem letzten Einsatz zu Hause willkommen geheißen hatte. Nachdem wir gelandet waren, kam er zu unserem Flugzeug gelaufen und schüttelte uns die Hand. Nach der Mission war er zum Commander ernannt worden.

In den dritten Stock gerufen zu werden, wo die Officers rumlaufen, hieß, dass ich meine Uniform anziehen und meine Hose in den Stiefeln tragen musste. Ich zog Shorts und T-Shirt aus und glättete mir mit Wasser die Haare. Dann ging ich nach oben, um mich mit dem Commander zu treffen.

Als er mich sah, winkte er mich in sein Büro. Ich setzte mich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und ließ den Blick über das massive Mahagoni-Mobiliar und die Wände schweifen, die mit Gedenktafeln und anderen Memorabilien übersät waren. In einer Ecke seines Büros entdeckte ich eine blaue Matratze.

»Was können wir tun, um Sie umzustimmen?«, fragte der Commander. »Sie sind einer der führenden Männer hier. Eines Tages werden Sie den Laden übernehmen.«

Ich fühlte mich geehrt, dennoch schüttelte ich den Kopf.

»Es ist Zeit für etwas Neues in meinem Leben«, sagte ich. »Das habe ich auch schon dem Master Chief gesagt. Ich bin fertig.«

Der Commander wollte nichts davon hören. Ohne aufmunternde Worte kam ich ihm nicht davon. Er entschied sich für das Verkaufsgespräch.

»Sehen Sie«, sagte er. »Das hier ist Ihr Leben. Sie sind genau wie ich. Ich schlafe im Büro. Ich bin ein Kriegermönch.«

Er machte keinen Spaß. Er nahm sich nie frei, machte keinen Urlaub. Er rackerte sich jeden Tag in dem Versuch ab, zu zeigen, wie hart er war und wie sehr er der Mission verpflichtet war. Ich wusste, warum er das tat, denn ich hatte fast vierzehn Jahre desselben Engagements hinter mir. Ich hatte nur nicht so ein schönes Büro, in dem ich schlafen konnte. Scheiße, jeder im Kommando hatte das Gleiche oder mehr geleistet.

»Sir, glauben Sie mir, in gewisser Hinsicht habe ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, etwas aufzugeben«, sagte ich.

Er antwortete nicht. Ich hatte das Gefühl, dass er wusste, dass ich gehen würde. Es gab nichts, was er tun konnte, um mich zum Bleiben zu überreden.

»Ich habe schon immer auf mein Bauchgefühl gehört, und jetzt sagt mir mein Bauch, dass ich von diesem Schnellzug abspringen muss«, fuhr ich fort.

»O.K., nun, wir können Sie also nicht umstimmen, verstehe, dann wünsche ich Ihnen alles Gute für die Zukunft«, sagte der Commander. Er hatte es aufgegeben, mich zum Bleiben überreden zu wollen. Für ihn war ich nur noch ein weiterer Typ, der ausgestiegen war.

Ich stand auf, schüttelte ihm die Hand und ging zurück in den Spindbereich. Ich lief einer Handvoll Kameraden über den Weg. Wir hatten bereits über meine Entscheidung gesprochen, und da sie wahre Brüder waren, verstanden sie mich und wollten einfach nur, dass ich glücklich bin. Aber bereits in der Minute, in der ich entschieden hatte, mich nicht wieder zu verpflichten, war ich für sie ein Ex-Kamerad.

»Hey, Arschloch, solltest du nicht längst hinter einem Schreibtisch sitzen?«, fragte einer meiner Kameraden.

»Ey, Fettsack, viel Glück mit den TPS-Berichten«, meinte ein anderer.

Ihre Vorstellung von meiner trostlosen Zivilisten-Existenz wurde durch *Alles Routine* gespeist, einem Film, den wir während unserer Einsätze ungefähr tausendmal geguckt hatten. Sie sahen mich bereits mit Anzug und Krawatte in einem Großraumbüro sitzen. Kurz bevor ich das letzte Mal da war, bekam ich eine Gedenktafel zum Andenken an meine Dienste für das Squadron und die SEALs, auf der mein Name falsch geschrieben war.

Es gab der Sache einen schalen Beigeschmack.

Es war nicht die Schuld meiner Kameraden. Sie freuten sich für mich, aber ich wusste auch, dass sie sich intensiv auf die nächste Mission oder Übung

vorbereiteten. Über zehn Jahre hatte ich an meinen Fähigkeiten gefeilt, um als SEAL so gut wie möglich zu sein. Aber dieser Abschnitt lag hinter mir, sobald ich zum letzten Mal durch das Tor hinausging.

Es ist, als wäre ich ein Chirurg, der nach Jahren der Ausbildung und der Arbeit im OP-Saal zu den besten zweihundertfünfzig Chirurgen des Landes gehört. Dann, nach weniger als vierzehn Jahren Praxis, beschließt er, aufzuhören und noch einmal ganz neu anzufangen. Er gibt einfach die Schlüssel zum OP-Saal ab, nachdem er ihn abgeschlossen hat, und fängt neu an.

Als ich in meinen Truck kletterte, um nach Hause zu fahren, überkam mich etwas, das zu kontrollieren ich jahrelang geübt hatte: Angst. Ich hatte Angst. Die ganzen unbeantworteten Fragen fingen an, mir im Kopf herumzuschwirren.

Was fange ich mit dem Rest meines Lebens an?

Wie erfinde ich mich neu?

Worauf kann ich zurückgreifen?

Heilige Scheiße, was habe ich nur getan?

Meine Entscheidung, die Navy zu verlassen, war die schwierigste, die ich je gefällt hatte. Ich ließ all meine Freunde bei den SEALs zurück. Sie würden weiterhin auf Einsätze gehen und die Opfer bringen, die der Job mit sich bringt. Ich hatte das Gefühl, aufzugeben, und wir waren darauf gedrillt, niemals aufzugeben. Ich hatte das Gefühl, meine Kameraden im Stich zu lassen. Aber so hart es auch war, tief in meinem Inneren wusste ich, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Es würde nur schwierig werden, mich daran zu erinnern.

Ich war ausgebrannt.

Ich hatte die SEALs und den Dienst für mein Land über alles andere gestellt, über Beziehungen, Familie, Urlaub, Freizeit und ein normales Leben. Ich hatte seit Jahren keinen richtigen Urlaub gemacht. Ich hatte klaffende Bildungslücken in Sachen Popkultur. Ich hätte dir nicht sagen können, wer in dem Jahr den Super Bowl gewonnen hatte oder wie viele Comebacks Britney Spears gehabt hatte.

Aber ich kannte die beste Taktik, wie man einen Taliban-Stützpunkt einnimmt. Ich war extrem gut im Fallschirmspringen, Schießen und vielen weiteren Fähigkeiten eines SEALs, aber nur wenige dieser Fähigkeiten sind in der Zivilwelt von Nutzen. Ich hatte keine Ahnung, was ich mit meinen

Fähigkeiten außerhalb des SEAL-Schnellzuges anfangen würde. Ich hatte gerade meinen Lebensinhalt aufgegeben, und jetzt waren all meine Fähigkeiten, die ich als SEAL zum Überleben brauchte, hinfällig. Ich musste mein Leben und meine Ziele völlig neu definieren. In gewisser Weise war ich wieder zurück in Alaska, aber diesmal hatte ich keinen Traum, der mir den Weg wies.

Das Buch *Mission erfüllt* war mein erster Schritt zu einer neuen Bestimmung.

Eins der ersten Dinge, über die mein Co-Autor, Kevin Maurer, und ich sprachen, als wir mit der Arbeit an *Mission erfüllt* begannen, war das Buch *Men in Green Faces* von dem ehemaligen SEAL Gene Wentz. Dieser Roman hatte mich dazu inspiriert, SEAL zu werden. Für mich waren dieses Buch und viele ähnliche Bücher essenzielle Hilfsmittel auf meinem Weg, ein SEAL zu werden. Die Bücher waren besser als jede Werbung oder jedes Rekrutierungsposter, weil ich durch sie die SEAL-Welt aus erster Hand erleben durfte. Dasselbe traf auf die meisten meiner Kameraden zu. Wir hatten in unserer Jugend alle Bücher über SEALs gelesen.

Phil, einer meiner Mentoren und besten Freunde, hatte das Buch *Delta Force: The Army's Elite Counterterrorist Unit* von Colonel Charlie Beckwith gelesen, dem First Commander dieser Einheit.

Als er es ausgelesen hatte, schrieb er Beckwith einen Brief, in dem er ihm von seinem Traum erzählte, Soldat der Delta Force zu werden.

Einige Monate später erhielt Phil eine Antwort. Die handgeschriebene Notiz ermutigte ihn, immer von etwas Großem zu träumen, und dass er alles erreichen könnte, was er wollte. Es war dieser Brief, der Phil ermutigte, seinen Traum zu verfolgen. Beckwiths Worte haben Phil den Weg zu einer großartigen militärischen Karriere gewiesen.

Ich habe *Mission erfüllt* geschrieben, um junge Leute zu ermutigen und die Welt erfahren zu lassen, welche Opfer unsere Soldaten und Soldatinnen täglich bringen. Ich wollte den Leuten eine Gemeinschaft näherbringen, die aus Menschen besteht, die täglich ihr Leben riskieren. Ich wollte ihnen die menschliche Seite der SEALs zeigen, nachdem diese von den Politikern monatelang wie Helden gefeiert worden waren.

In meinem Arbeitszimmer zu Hause, das mit Andenken aus meinen Jahren als SEAL geschmückt ist, und unter einem Foto meiner BUD/S-Ausbildungsklasse sitzend, arbeitete ich an dem Buch, bis ich das Gefühl

hatte, dass es den Überraschungsangriff und das Wesen der SEAL-Gemeinschaft perfekt abbildete. Ich schrieb das Buch genau so, wie ich ausgebildet worden war, indem ich die Hilfe von Freunden, Familie und Kameraden in Anspruch nahm. Ich erhielt viele wertvolle Ratschläge von meinen engsten Freunden, als ich ihnen erzählte, dass ich ein Buch schrieb. Sie drängten mich, es »richtig« zu machen und nicht den hundertsten Kriegsbericht zu schreiben, der bloß eine Nabelschau meiner selbst sein würde.

»Sei kein Idiot, der meint, er wäre ein Superheld«, sagte ein Freund zu mir. »Lass dein Team die Hauptrolle spielen.«

Ein anderer lachte nur, als ich es ihm erzählte.

»Hey, Kumpel, wenn die SEAL-Gemeinschaft sogar einen actiongeladenen Hollywood-Blockbuster wie *Act of Valor* befürwortet, wirst du bestimmt keine Probleme mit einem Buch kriegen, das der Gemeinschaft Respekt zollt«, sagte er.

Ich gab mein Bestes, *Mission erfüllt* über das Team zu schreiben und für die Männer und Frauen, mit denen ich über zwölf Jahre gedient hatte. Als ich fertig war, wartete ich darauf, dass der Verlag es ankündigte. Ich war wieder der Neue im Team, und ich vertraute darauf, dass die Experten mich durch die Buchveröffentlichung leiten würden. Als im August 2012 bekannt wurde, dass das Buch erscheinen würde, war ich schockiert, wie groß das Medienecho war. Ich glaube, ich hatte nicht mit einem solchen Ansturm gerechnet, von dem ich jetzt überrollt wurde. Die Nachfrage nach dem Buch überstieg bei Weitem meine Erwartungen, ebenso wie die Auswirkungen.

Ich stand in San Diego auf dem Rollfeld und bereitete mich auf ein Fallschirm-Event für einen guten Zweck vor, als ich den Anruf bekam. Ich wollte Tandemsprünge mit Leuten machen, die für die Chance, mit einem SEAL Fallschirm zu springen, Geld für die SEAL Foundation spenden würden.

Ich hatte mich schon oft in Stresssituationen befunden, aber die Nachricht, dass mein Name durchgesickert war, befand sich auf jeden Fall unter den Top Ten. Für den Bruchteil einer Sekunde überwältigte mich der Stress. Im Nachhinein schätze ich, dass es naiv von mir war, zu glauben, ich könne meine Privatsphäre bewahren, aber ich hatte nie ernsthaft darüber nachgedacht.

Tja, scheiße, dachte ich.

Ich zog mich von der Gruppe zurück, die sich zum Springen bereit machte, und brauchte einen Moment, um mich wieder zu fangen. Dann kam auf einmal meine Ausbildung zum Tragen, und ich machte eine Liste von Prioritäten. Fähigkeiten, von denen ich geglaubt hatte, dass sie längst vergessen waren, spielten auf einmal wieder eine Rolle. Es war wie früher, wenn die Ausbilder beim Hooded Box Drill die Kapuze weggezogen hatten. Ich stand wieder in der Box und musste mit der Situation umgehen. Schnell hatte ich eine Liste mit Dingen zusammengestellt, die ich machen musste. Nach dem Absprung würde ich anfangen, die Liste abzuarbeiten.

Was konnte ich bewirken? Mein Name war gerade an die Öffentlichkeit gedrungen. Auf keinen Fall würde ich etwas bei der Presse bewirken. Ich konnte die Worte nicht zurück in den Mund des Produzenten stopfen, obwohl ich den Produzenten von Fox News liebend gern getroffen und es mal mit meinem Fuß versucht hätte.

Zuerst musste ich dafür sorgen, dass meine Eltern aus dem Blickfeld der Medien an einen sicheren Ort verschwanden. Als Nächstes musste ich mein persönliches Profil in Angriff nehmen. Ich war überrascht, wie viele Informationen über mich da draußen kursierten und online gefunden werden konnten. Schließlich hörte ich auf, mir über die durchgesickerten Informationen einen Kopf zu machen. Sie befanden sich außerhalb meiner Armlängenwelt. Ich musste mich auf die Dinge konzentrieren, die ich ändern konnte.

Einer der Organisatoren des Fallschirm-Events winkte mich zu sich rüber. Das Flugzeug war startklar. Ich musste springen. Ich hatte mich der Wohltätigkeitsorganisation verpflichtet und hatte nicht vor, sie hängen zu lassen. Ich nahm den Stress durch das Buch und die gegenwärtige Mediensituation und schob ihn weg, trennte ihn innerlich von dem, was ich für den Sprung tun musste. Die Buchprobleme konnten bis nach der Landung warten.

Als die Flugzeugtür sich schließlich öffnete und ich in den kristallklaren blauen Himmel über San Diego sprang, überkam mich ein Gefühl des Friedens. Es war tröstlich, meinen gewohnten Sprung-Ablauf durchzugehen, weil dadurch wenig Raum in meinem Kopf blieb, über irgendetwas anderes nachzugrübeln.

Praktisch sofort nach dem Nachrichtenbeitrag, der meinen Namen enthielt, merkte ich, dass meine über zehn Jahre geschulten Fähigkeiten

tatsächlich auch in der Zivilwelt von Belang waren. Wenn ich mich auf sie konzentrierte, erschienen das Drama um die Veröffentlichung von *Mission erfüllt* und der Übergang ins zivile Leben zwar trotzdem nicht einfach, aber immerhin machbar.

Die ganze Zeit über erinnerte ich mich an alle Lektionen, die ich während meiner Laufbahn gelernt hatte. Meine Fähigkeit, Stress zu bewältigen, besonnen zu bleiben und Probleme abzuspalten, bewahrte mich davor, den Verstand zu verlieren. Diese Fähigkeiten übertrugen sich auch auf das Verlagsteam. Konzepte wie die »Armlängenwelt« wurden Teil unseres Vokabulars.

Das Befriedigendste an der Veröffentlichung von *Mission erfüllt* war die Reaktion der Menschen, die das Buch gelesen hatten. Die vielleicht größte Überraschung war, dass die meisten Leser, die sich an mich wandten, nicht über die [redacted] sondern über die Einblicke in meine übrige Karriere und meine Kameraden sprechen wollten, von denen sie im Buch gelesen hatten.

So viele Menschen schickten mir bewegende Berichte von Herausforderungen in ihrem Leben und wie sie sie gemeistert hatten, manchmal mit Inspiration, die sie aus *Mission erfüllt* gezogen hatten. Das hatte ich natürlich nie beabsichtigt, aber es macht mich glücklich zu wissen, dass die SEALs, über die ich in meinem ersten Buch geschrieben habe, andere inspiriert haben. Und ich kann es gut nachvollziehen, da auch ich aus meiner Einheit immer Inspiration gezogen habe. Die Männer, mit denen ich gedient habe, haben mich besser gemacht, als SEAL und als Mensch.

Ich bin noch immer auf der Suche nach sicherem Boden unter meinen Füßen, aber jeden Tag wird mir mein Weg klarer. Ich habe mich auf das besonnen, was ich gelernt habe, und das ist der Grund, warum ich dieses Buch schreiben wollte. *Kein Held für einen Tag* ist Teil meiner Neuerfindung und meine Art und Weise, etwas weiterzugeben. Das Buch richtet sich an Nicht-SEALs, ist aber auch gleichzeitig ein Beitrag, meine Brüder in der SEAL-Gemeinschaft zu ehren.

Dies sind nicht meine einzigen Lektionen. Dies sind die Lektionen, die ich durch Fehler gelernt habe, meine Fehler und auch die von anderen, die bereit waren, ihre Lektionen mit mir zu teilen. Ich habe vieles versaut. Ich bin ganz sicher nicht perfekt. Ich habe versucht, diese Fehler und Lektionen zusammenzutragen, damit andere sie vermeiden können.

Den Schnellzug zu verlassen war nicht einfach. Ich sah von der Seitenlinie aus zu, wie meine Kameraden, meine Brüder, weiterhin im Ausland kämpften. Ich lese Nachrichten und verfolge die Entwicklungen in Somalia und dem Irak. Ich bekomme Magenschmerzen, wenn ich lese, wie Falludscha von al-Qaida übernommen wird, weil ich dort gekämpft habe. Manchmal wünschte ich, ich könnte etwas unternehmen.

Aber ich habe jetzt eine neue Mission, eine selbst gewählte. Lange Zeit dachte ich, dass die Lektionen und Methoden des Militärs nur auf die SEALs zuträfen. Viele Menschen, mit denen ich spreche, glauben, es gäbe große Unterschiede zwischen militärischer und ziviler Führung, Motivation und geistiger Stärke.

Inzwischen sage ich ihnen, dass ich anderer Meinung bin.

Seit ich aus den SEAL-Einheiten ins zivile Leben übergegangen bin, habe ich herausgefunden, dass die Lektionen, die ich im Laufe meiner Karriere gelernt habe, sich auf ein weit größeres Publikum anwenden lassen als lediglich auf unsere Gemeinschaft.

Diese Lektionen sind grundlegend.

Es gibt kein Navy-SEAL-Geheimrezept, aber wenn es eines gäbe, wären die einfachsten Grundzutaten die wichtigsten. Wenn du gestresst bist, wie in einer Kampfsituation, sind die einfachsten Fähigkeiten am leichtesten abzurufen. Die einfachsten Grundprinzipien perfekt zu verstehen und daran zu arbeiten, sie unter allen Umständen fehlerlos auszuführen, wird dich immer in eine bessere Position bringen als denjenigen, dem diese Grundlagen fehlen. Alles, was ein SEAL tut, ist, die Grundprinzipien zu meistern und diese so perfekt wie möglich umzusetzen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass der Rest wie von allein geht, wenn man sich auf die Kleinigkeiten besinnt.

Jetzt, da ich die Navy verlassen habe und Zeit hatte, mit anderen Leuten als SEALs in Kontakt zu kommen, sehe ich die Chance, die Menschen durch die Geschichten zu inspirieren und zu informieren, die meine Partner und ich im ständigen Bestreben, die bestmöglichen SEALs zu werden, erlebt haben. Ich dachte, es sei wichtig, unsere Geschichte zu erzählen, bevor ich *Mission erfüllt* geschrieben habe. Jetzt denke ich, dass es entscheidend ist.

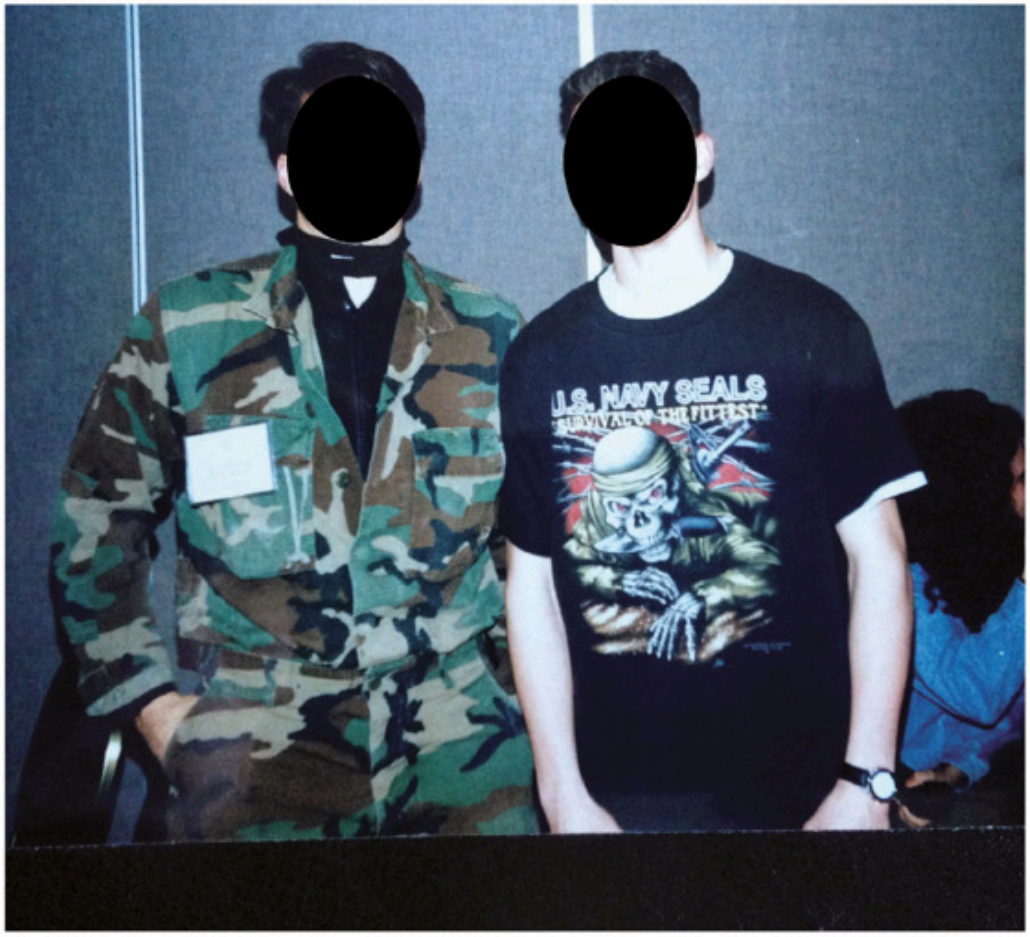
Ich hoffe, dass die nächste Generation von SEALs, Delta, Rangers und Special-Forces-Soldaten dieses Buch und *Mission erfüllt* lesen und durch sie inspiriert sein wird, ein Leben im Militärdienst zu leben, wie alle unsere

Soldaten und Soldatinnen es getan haben. Vielleicht werden einige von ihnen ein paar meiner Lektionen mit auf das Schlachtfeld nehmen und dadurch sicherer und effektiver kämpfen können. Ich weiß, dass nicht jeder davon träumt, sich im Kampf zu erproben, aber egal welche Herausforderungen sich dir stellen – ich glaube, dass du Nutzen aus den Geschichten der Männer und Frauen ziehen kannst, mit denen ich gedient habe, die noch immer kämpfen oder die ums Leben gekommen sind.

Ich hoffe, dass *Mission erfüllt* und *Kein Held für einen Tag* etwas bieten, was den meisten Büchern über den Krieg fehlt: die intime Seite des Krieges, die persönlichen Schwierigkeiten und Entbehrungen, und was wir durch sie gewonnen haben. Ich fände es unverantwortlich von mir, die vertraulichsten Details meiner Karriere nicht zu teilen, in der Hoffnung, dass niemand dieselben Fehler wie ich begehen muss. Dieses Buch ist für mich eine Möglichkeit, etwas zurückzugeben. Den Rest meines Lebens werde ich andere Möglichkeiten suchen, die Lektionen, die ich von meinen Kameraden gelernt habe, weiterzugeben, und damit hoffentlich andere so inspirieren, wie ich inspiriert wurde. Den Dienst an der Waffe quittiert zu haben bedeutet nicht, dass ich mich nicht auch weiterhin dem Dienst für mein Land verpflichtet fühle.

Bildteil

Beim Feuer machen in meiner Jugend in Alaska. Die Biberfellmütze, die meine Mom mir genäht hatte, nahm ich auf alle Auslandseinsätze in kalten Gegenden mit.



Ich lerne meinen ersten SEAL kennen. Man beachte mein cooles SEAL-T-Shirt, das ich kurz darauf aus- und danach nie wieder anzog.

Mein Tauchpartner und ich warten im Hotelzimmer auf das Signal, in den Umzugslaster einzusteigen. Während der Übung in Ketchikan.

Taucher und Sicherheitsboot an der Pieranlage von Ketchikan, Alaska, unweit der Stelle, an der am Morgen ein Schwertwal einen Seelöwen zum Frühstück gefressen hatte.

Vor meinem ersten HAHO-Sprung (high-altitude high-opening) mit meinem ST6-Squadron, bei dem ich den Hauptschirm abtrennen musste.

Ein Tandemsprung während einer Übung. Bei HAHO-Sprüngen braucht man Atemmasken und bei Dunkelheit zusätzlich ein Nachtsichtgerät.

Dumm gelaufen! Man sieht sogar die Schleifspuren auf dem Boden hinter mir.

Pelzrakete mit Hundeführer auf einem Afghanistan-Einsatz.

Pelzrakete während einer unserer Missionen im Irak.

Übung vor der Küste Virginias. Die wenigsten Einheiten können auf solche Ressourcen zurückgreifen. Wir hatten einen »Big Deck«-Flugzeugträger und einen Task-Force-160-Helikopter dabei.

Bei einer Übung im Feld während meiner Zeit bei ST5.

Eine Übung mit verschiedenen ATVs.

Afghanistan. Die MiG erinnert an die Zeit, als hier auch die Sowjetunion jahrelang kämpfte.

Afghanische Partnerkräfte.

Ein Teamkamerad und ich, kurz bevor wir auf eine bitterkalte Wintermission in einem zugeschneiten Tal aufbrechen.

Meine MP7 und ich auf dem Rückflug von der Mission, bei der das ganze Haus als riesige Sprengfalle präpariert war.

Die Delta-Kameraden und ich, nachdem wir fast auf dem falschen Haus gelandet wären.

Mein Team kurz vor der Mission aus dem Kapitel Weiterentwicklung. Und immer auf die Schuhe achten!

Phil und ich während einer Pause bei einer Übung. Phil ist nicht nur ein guter Freund, sondern auch ein Mentor für mich.

Der Morgen nach der Rettung von Captain Phillips.

Ein Emerson-Messer, das ich bei der Erstürmung des Bin-Laden-Anwesens dabeihatte. Es wurde versteigert und der Erlös an die Familie eines gefallenen Kameraden gespendet.

Gene Wentz und ich tauschen Bücher aus. Gene ist der Autor von Men in Green Faces. Das war das erste Buch über die SEALs, das ich je gelesen habe, und es hat mir den Anstoß gegeben, selbst ein SEAL zu werden.

Meine Tarnuniform nach der Erstürmung des Bin-Laden-Anwesens. Der Blutfleck oben links stammt von dem Projektilsplitter, der mich in der Schulter getroffen hatte.

This file was downloaded from Z-Library project

Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.

z-library.sk z-lib.gs z-lib.fm go-to-library.sk

Official Telegram channel

Z-Access

https://wikipedia.org/wiki/Z-Library